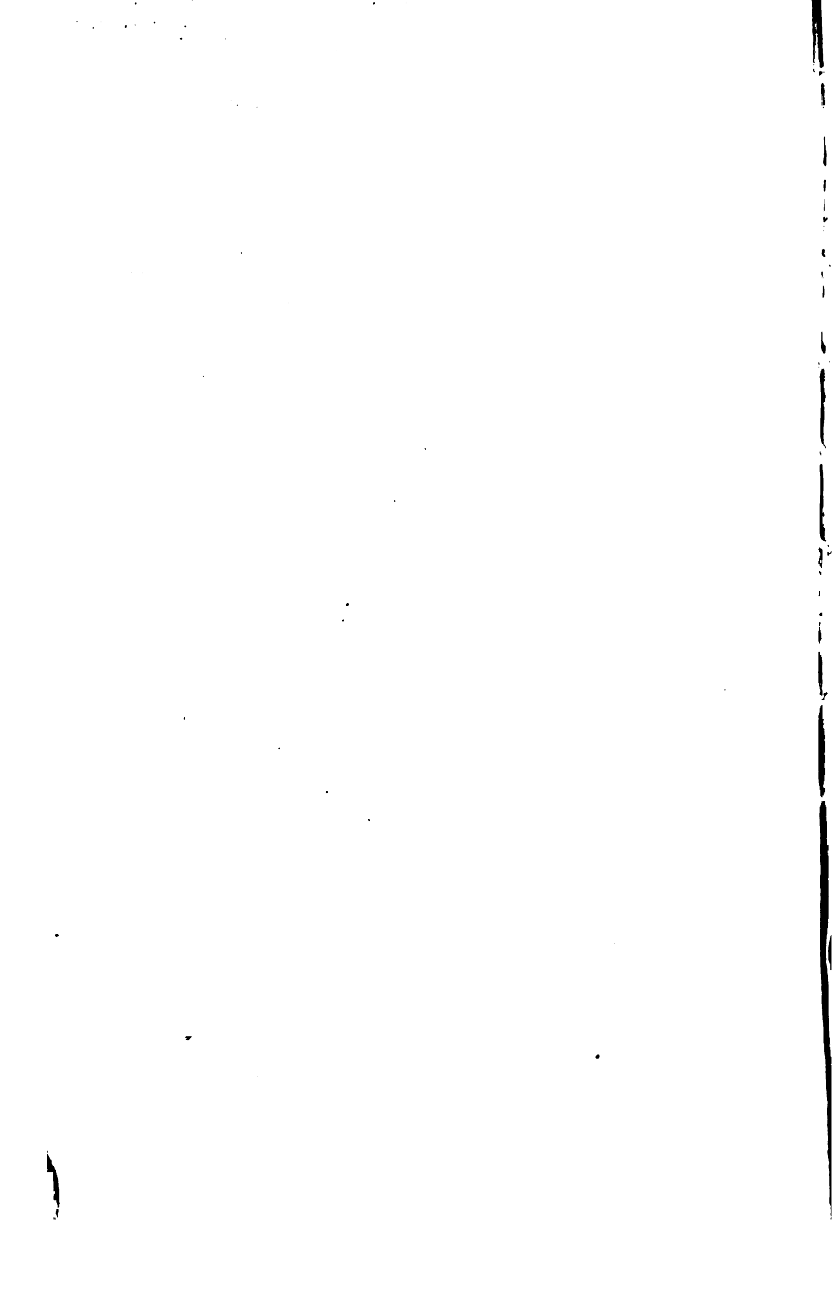

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573757 1





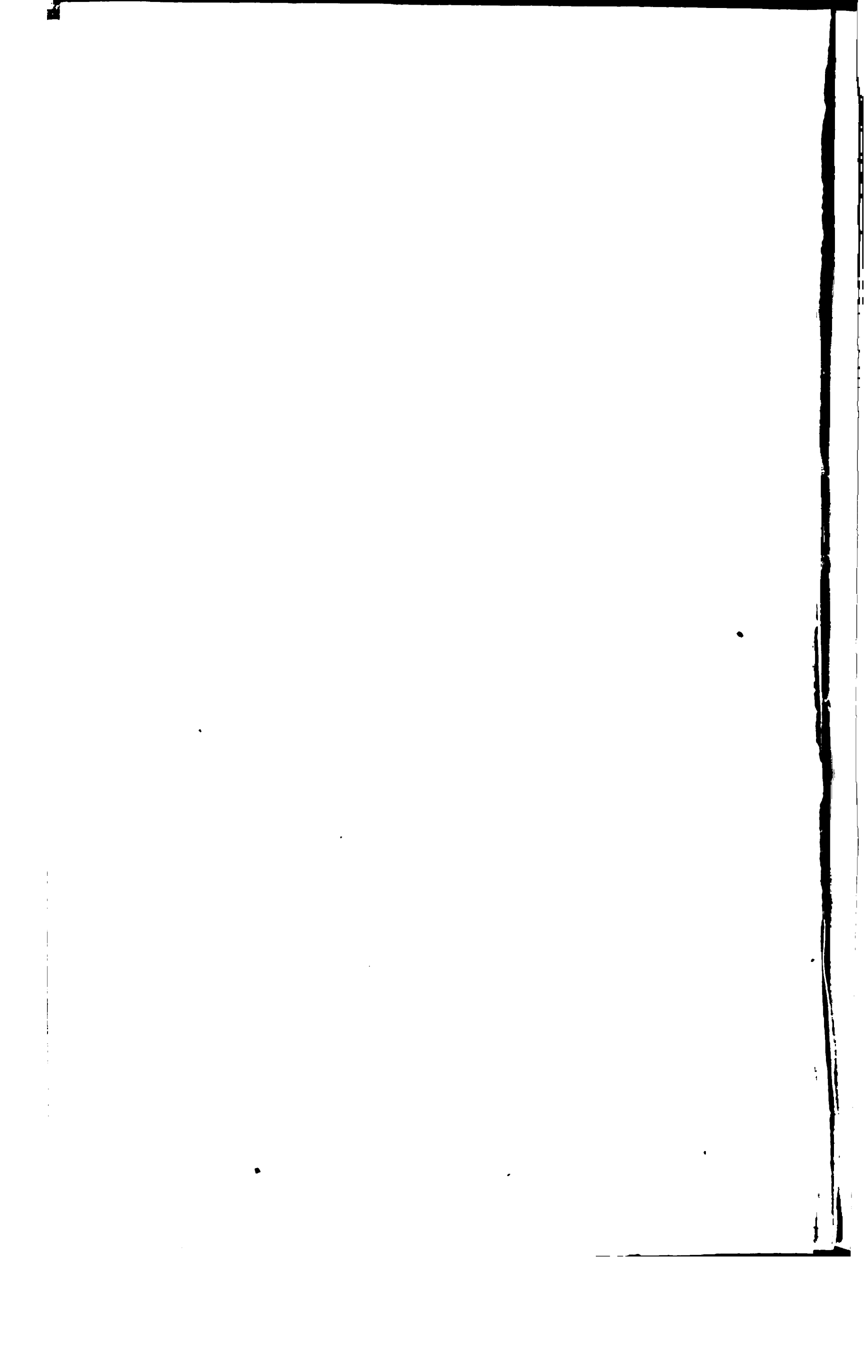
Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Fünfunddreißigster Band.

Ernst Eckstein, Hertha.



Hertha.

Roman

von

Ernst Eckstein.

Zweite Auflage.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1891.





Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Hertha.

Erstes Kapitel.

In die Glashalle des südvorstädtischen Bahnhofs trat ein hübsches achtzehnjähriges Mädchen. Ihr Antlitz strahlte vor Lebhaftigkeit und fröhlicher Unternehmungslust. Der Livreebediente, der ihr das Handgepäck trug, war schon vorausgeeilt, um einen Fensterplatz in der Abteilung für Nichtraucher zu belegen. Ein Ehepaar mit einem fünfjährigen Knaben folgte ihr.

„Du hast Zeit, Hertha,“ sagte die junge Frau. „Nur nicht so stürmisch! Du siehst ja ganz echauffiert aus!“

Hertha von Weylburg wandte sich um und ließ die andren herankommen.

„Kein Wunder — bei dieser Hitze! Man vergeht ja fast! Du freilich in deiner sanften, lichtblonden Ruhe...! Ich beneide dich manchmal!“

„Dazu hast du auch alle Ursache!“ meinte der Ehegatte der Lichtblonden. „Julie ist wie geschaffen, um glücklich zu sein und glücklich zu machen, denn ein zufriedenes Gemüt überträgt sich wie der Wille des Hypnotiseurs; natürlich muß die Umgebung halbwegs dazu veranlagt sein. Du rastloser Brausekopf aber . . .“

„Danke!“ unterbrach ihn Hertha von Weylburg lachend.

„Willst du's nicht lieber gleich über den ganzen Perron schreien, daß mein zukünftiger Mann — falls mir der Himmel überhaupt je einen bescheren sollte — die Hölle auf Erden hat? Oft genug schon hast du's dem großen Unbekannten ja prophezeit!"

Doktor Steinmann nickte ihr spöttisch zu.

„Habe ich das, reizende Schwägerin? Nun, ich bleibe dabei! Ganz amüsant mag's ja werden, aber angreifend, angreifend, bis zur chronischen Neurasthenie!"

„Du Perle von einem Schwager! Immer die Höflichkeit in Person!"

„Nur die Wahrheit, Fräulein von Weylburg! Übrigens darfst du mich Herrn von Gruthenau bestens empfehlen. Ich hätte ihn warnen sollen!"

„Ach, die Gruthenaus sind nicht solche Erzphilister wie du! Marie zumal! Die solltest du kennen lernen! Aber da tönt schon die Glocke! Adieu, liebe Julie! Nutze die zwei Monate meiner Abwesenheit aus, um dich gründlich von aller Ungebühr zu erholen!"

Sie umarmte die lichtblonde Schwester und küßte sie.

„Lebe wohl!" sagte Frau Doktor Steinmann. „Ist das Gepäck im Netz? Und die Schirme? Die Tasche liegt so nicht fest! Mehr nach der Seite, Klaus! So! Und nun glückliche Reise mein Kind! Auch mich wirst du selbstverständlich empfehlen, nicht wahr?"

„Selbstverständlich!"

Hertha wandte sich nun zu dem Schwager. Der kleine, beleibte Mann streckte ihr die etwas plebejisch geformte Hand entgegen und drückte die ihre mit bierbrüderlicher Behäbigkeit.

„Ich weiß nicht," murmelte Hertha bewegt, „mir ist

auf einmal so eigentümlich zu Mute ..., als nähme ich Abschied auf lange Zeit ..., als müßte ich euch ganz feierlich danken für alle Güte und Freundlichkeit, die ich während der letzten zwei Jahre bei euch genossen habe ..."

„Unsinn!" lachte der Doktor. „Du bleibst doch die alte Schwärmerin! Immer excentrisch, immer voll heimlicher Poesie! Na, getröste dich nur! Acht Wochen gehn bald vorüber, und wenn du's vor Sehnsucht nach deinem Schwager nicht aushältst, so kommst du halt früher zurück."

„Nun, Hänschen," wandte sich Julie zu ihrem Kinde, „sag' deiner Tante Adieu und gieb ihr die Blumen!"

Der Knabe, der all die Zeit über schweigend und staunend in das Gewühl der Bahnhofshalle gestarrt hatte, machte nun plötzlich ein recht mißvergnügtes Gesicht.

„Die Tante soll hier bleiben!" schmollte er weinerlich. „Die Tante soll nicht verreisen! Wer spielt denn mit mir Soldaten, wenn die Tante nicht da ist?"

„Ich, mein Herzchen!" sagte die Mutter.

„Ach, du kannst ja nicht! Du bist doch immer so lange in der Küche! Und dann hast du zu nähen!"

Hertha hob den Knaben empor, küßte ihn zärtlich und sagte mit ihrer silbernen Schmeichelstimme:

„Nicht weinen! Das ist nichts für einen so großen Jungen! So! Ich danke dir, Hänschen! Die Blumen sind ganz allerliebst! Ach, wie das duftet!"

Frau Doktor Steinmann hatte noch einen letzten Blick aufs Kupee geworfen.

„Was, du fährst Nichtraucher?"

„Weshalb nicht?"

Das wäre mir peinlich. So als einzelne Dame ..."

„Das Kupee ist ja leer."

„Um so schlimmer. Auf der nächsten Station könnte ein Herr einsteigen ... Dann bist du allein mit dem."

„Und was thäte das?"

„Nun, so ein wildfremder Mensch ... Er könnte versuchen, mit dir ein Gespräch anzuknüpfen ..."

„Das wäre schließlich kein Unglück."

„Hierneben im Damenkupee sitzen erst fünf Personen!" sagte Julie nach einer Pause.

„Ja, ich hab' schon hineingesehen," lächelte Hertha. „Fünf Personen, wenn du das Baby nicht mitrechnest. Nein, Julie, das ist mir nicht zuzumuten! Übrigens sei nur ganz ohne Sorge! Im Ernste, ich bin nicht halb so romantisch, wie du vermutest! Ich erwarte durchaus nicht, in Trebra oder in Assefeld werde ein Märchenprinz einsteigen, um sich bis Altenau mit mir zu verloben. Nur mein Behagen such' ich — und frische Luft."

„Bitte, einsteigen!" sagte der Schaffner.

Hertha von Weylburg schwang sich mit der Grazie und Leichtigkeit einer Gazelle in das Kupee, wo sie denn wirklich allein blieb. Als der Zug eine halbe Minute später sich in Bewegung gesetzt hatte, zog sie das Taschentuch und winkte, solange sie die Zurückbleibenden auf dem Perron noch gewahren konnte. Doktor Steinmann schwenkte den Hut, Hänschen die Mütze, während sich Julie damit begnügte, noch zwei- oder dreimal die Hand zu bewegen, wie ein grüßender Serenissimus.

„Ein gutes Geschöpf!" sagte sie, als der Gemahl ihr den Arm bot, um sie hinwegzuführen. „Aber zu heißblütig, zu phantastisch! Ich fürchte, das Leben wird ihr noch manche Enttäuschung bereiten. Ehrlich gesagt, so lieb ich sie habe: ich bin froh, daß wir mal ein paar Wochen

allein sind. So ständig eine dritte Person im Hause, selbst wenn es die Schwester ist, das hat auf die Dauer etwas Ermüdendes."

„Hm! Findest du?" knurrte der Doktor zerstreut. Er war bereits in Gedanken wieder bei einem „frappierenden" Krankheitsfalle.

„Du etwa nicht?" fuhr seine Gattin fort. „Hast du nicht zehnmal gesagt, Hertha mit ihren sonderbaren Ideen und Phatastereien mache dich krank?"

„Hm! Hab' ich das wirklich gesagt? . . . Nun, es giebt ja wohl Augenblicke . . . Wenn man so von der Praxis kommt, müde, hungrig, gerädert, und soll sich dann Zeug vorplappern lassen, wie neulich die Standrede über das Reiten . . . Aber im großen und ganzen mein' ich, daß Hertha ein recht erfrischendes Element ist in unserm Hausstande."

„O ja," murmelte Julie.

„Siehst du," fuhr ihr Gemahl fort, „ich bin ein Berufsmensch. Ich fühle und trachte nichts anderes als meine Praxis. Du, liebe Julie, bist so ziemlich von gleichem Schlage! Hausfrau von der Sohle zum Scheitel, Gattin, Mutter — darin gehst du ebenso vollständig auf, wie ich in meiner Kurpfuscherei. Ich danke dem Himmel, daß du so bist. Die Gleichmäßigkeit, die Ruhe, gesunde Alltäglichkeit — das ist die Basis, auf der ich zu bauen wünsche. Na, aber manchmal wird dieser Zustand ein bißchen langweilig. Da ist dann Hertha am Platze. Wenn sie nicht gar zu sehr übertreibt, so halte ich sie für eine ganz zweckmäßige Ergänzung unseres Familienlebens."

„Nun ja," meinte Frau Julie.

„Und du mußt zugeben," sagte der Doktor im Ton eines Mannes, der sich seines gerechten Urteils freudig bewußt ist, „sie erhebt keine Ansprüche. Fast begreife ich nicht, wie sie's mit ihren achtzehn Jahren so bei uns aushält. Wir gehen fast nirgends hin, nur in die paar offiziellen Gesellschaften, wo sie nicht mitgeht. Ab und zu einmal ins Theater. Gäste, für die sie sich interessieren könnte, empfangen wir auch nicht. Also was bleibt ihr? Das bißchen Malen, die Bücher — und das Getändel mit unserm Jungen. Das versteht sie ja allerdings aus dem Eff-eff . . ."

Hertha von Weylburg hatte inzwischen den nächsten Vorort erreicht. Hier machte die Bahn eine scharfe nordöstliche Wendung und zeigte so ein herrliches Panorama der Stadt mit ihren zahlreichen Türmen und Kuppeln, ihren mächtigen Brücken, durch die der Strom seine regengeschwollenen Fluten wälzte, ihren langhingestreckten Villenhügeln und Lustgärten.

Wie kam es nur, daß Hertha mit dem Begriff dieser unvergleichlichen Residenz all die Zeit her den eines gewissen Heruntergekommenseins, einer schmerzvollen Eintönigkeit verknüpft hatte?

Erste Eindrücke sind ja freilich überaus hartnäckig. Damals, nach dem Tod ihrer Mutter, als Hertha von Weylburg auf der nämlichen Bahnstrecke hinwärts fuhr, sah es da draußen just eben so fahl und so freudlos aus wie in der Brust der Verwaisten. Ein feuchter Septembertag, dünnrieselnd, ohne jeglichen Fernblick; ein niedriger Himmel; das erste, was sie mit Deutlichkeit wahrnahm, eine rußgeschwärzte Flucht unschöner Hintergebäude, und dann am Bahnhof die Schwester in tiefer

Trauer . . .: diese beklemmenden Bilder waren ihr haften geblieben.

Ach, und das Leben, das sich in dieser Stadt nun entwickelte — wie vollkommen entsprach es der Farblosigkeit jenes Anfangs!

Ein Tag folgte dem andern ohne die mindeste Abwechselung. Ein kleiner Spaziergang über das Wallgehege, wo die Aussicht beschränkt und das Publikum nicht das gewählteste war, bildete gleichsam das Centrum dieser ehrbaren Eintönigkeit. Das größte äußere Begebnis für Hertha waren die sogenannten „Besorgungen," die nachmittäglichen Streifereien mit Julien durch die Geschäftsstraßen. Hier gab es dann freilich hunderterlei zu sehen, was Auge und Einbildungskraft ergötzte: die Prachtauslagen der Magazine, der Kunsthandlungen, der Buchläden, vor allem aber das bunte Menschengewimmel. Hertha, die sich für alles Genrebildliche stark interessierte und schon als Pensionärin des Margaretenstiftes mit auffallender Gewandtheit skizziert hatte, freute sich an den mannigfaltigen Typen wie ein Knabe am Aufmarsch der Bleisoldaten. Sie machte die minder empfängliche Schwester bald auf diese, bald auf jene Erscheinung mit großer Lebhaftigkeit aufmerksam, unbekümmert um die Mahnworte der etwas ängstlichen Frau, die stets in der Furcht schwebte, ein „solches Benehmen" könne mißdeutet werden.

Hertha von Weylburg, wie sie jetzt, den Arm auf den Rand des Kupeefensters lehnend, über die ferne, sonnbeleuchtete Stadt sah, holte tief Atem. Sie erinnerte sich, daß es ihr jedesmal nach der Heimkehr aus dem Straßengetümmel so eigentümlich beklommen gewesen in der Wohnung des Schwagers. Ein Gefühl drückendster Ödigkeit hatte

sie überwältigt — und sie wußte dann nicht, von wo oder von wem dieselbe ausströmte. Die Wohnung war elegant und behaglich. Das „Fremdenzimmer“, wo Hertha wohnte, reichte zwar nicht an die beiden entzückenden Stübchen heran, die sie daheim in dem elterlichen Besitztum innegehabt; dennoch hatte sie sich's vollauf bequem gemacht und alles so ziemlich nach ihrem Geschmack eingerichtet. Die Ödigkeit mußte also den Menschen anhaften, mit denen sie lebte — und dieser Gedanke erfüllte sie jetzt, da sie Abschied genommen, mit einem bitteren Gefühl reuiger Selbstanklage.

Julie war ihre einzige Schwester, ja überhaupt die letzte Verwandte, die ihr das Schicksal noch übrig gelassen. War es nicht undankbar, daß Hertha von Weylburg, trotz aller Freundlichkeiten, die sie erfuhr, so wenig Befriedigung fand in dem Kreise dieser vortrefflichen Menschen? Sie liebte doch ihre sanfte Julie so innig! Sie hätte ihr auf der Stelle jedes Opfer gebracht — nur das eine nicht: das Opfer ihrer Persönlichkeit!

Das freilich war es ja, was Julie, sonst so liebenswürdig und selbstlos, beanspruchte. Hertha sollte sich assimilieren, sie sollte ruhig, leidenschaftslos, alltäglic[illegible] werden; sie sollte ihr Glück finden in dem Glüc[illegible] Schwester. Daß Hertha ein Wesen von ganz beso[illegible] Schlage war, das wollte der guten, schläfrigen, phant[illegible] losen Julie nicht einleuchten.

Das Felsenthal verengerte sich; kulissenartig schoben die Hügel sich voreinander. Über den Tannenwäldern brütete schweigend die Julisonne. Ein flüchtiger Windstoß trug erquickenden Erdgeruch und Harzduft an das Kupee. Hertha beugte ihr glühendes Antlitz über den

Fensterrand. Dieser Harzduft weckte ihr süße Erinnerungen an die Heimat, an die glückliche Zeit, die sie mit ihrer Mutter in der Stille des Landlebens zugebracht. Der stattliche Herrensitz zwischen den Feldern und Wäldern hob sich vor ihrer Seele empor, das Dorf mit seinen prächtigen Lindenbäumen, der große Spielplatz neben dem Pfarrhause, kurz, der fröhliche Glanz ihrer Kindheit, die so reich war an allem, was die junge Seele sich wünschen mag, und nur eines entbehren sollte: die liebende Hand eines Vaters. Hertha von Weylburg hatte ihren verstorbenen Vater kaum noch gekannt; sie war eben drei Jahre geworden, als ein plötzlicher Tod ihn dahinraffte . . .

Die Bahn stieg höher und höher. Da drunten, rechts von dem schäumenden Fluß, lag ein Dörfchen, nicht viel kleiner als Weylburg und ganz so um den Fuß einer wildverwachsenen Ruine geschmiegt wie ihr Heimatsort um den steinernen Herrensitz. Wirklich, die Ähnlichkeit war überraschend. Das junge Mädchen hätte sich einreden können, das leere Burgfenster, halb von dem Grün einer hochaufragenden Esche verdeckt, sei das ihres Schlafzimmers. Die eine Wand — just die nach der Wetterseite — war halb heruntergebrochen; wüst und leer grinste der heimlich un[illegible]nde Raum herüber; Lolche und Nesseln schossen aus Fr[illegible]fugen . . . Ach, stand es denn seit den letzten zwei [illegible]ren nicht ähnlich mit ihrem Leben? Der Herrensitz und das ganze prächtige Gut, der Stolz ihrer Mutter, die nicht gewankt noch gewichen trotz vielfacher Schwierigkeiten und Arbeitslasten, war damals der Erbteilung halber verkauft worden. Die wirkliche Heimat lag für Hertha also in Trümmern. Das verfallene Burggemach war ein Symbol ihres „Fremdenzimmers“ . . .

Diese Empfindung übermannte sie jetzt. Ihre Augen schimmerten feucht. Sie lehnte sich in das Polster zurück, preßte das Taschentuch vors Gesicht und weinte bitterlich. Monatelang hatte sie ähnliche Anwandlungen zurückgedrängt. Jetzt endlich war es ihr eine Wohlthat, sich einmal dem Schmerze, der ihr die Seele erfüllte, ungestört überlassen zu können.

Nach einer Weile raffte sie sich trotzig empor.

„Ein schöner Anfang für eine Vergnügungsreise!" sagte sie halblaut.

Der langgezogene Pfiff der Lokomotive löste sie vollends aus dem Bann ihrer Wehleidigkeit.

„Station Trebra!"

Der Zug hielt keuchend vor dem unscheinbaren Stationsgebäude. Gleich darauf wurde die Thür des Kupees, wo Hertha saß, mit großer Heftigkeit aufgerissen.

„So, da ist Platz!" brummte der Schaffner.

Ein Herr zwischen sechsunddreißig und vierzig Jahren, elegant gekleidet, in der Rechten eine schwarzlederne Tasche und einen großgriffigen Regenschirm, setzte sich, flüchtig grüßend in die jenseitige Ecke. Durch einen goldenen Klemmer, der auf einer künstlerisch unberechtigten Nase saß, musterte er eine Sekunde lang seine Fahrtbegleiterin, trommelte dann mit den gelbgrau behandschuhten Fingern auf seinem Knie und blickte nach rechts zum Fenster hinaus, wobei er mit einem Zucken der Stirnmuskeln den Klemmer herabfallen ließ. Über der ganzen Erscheinung lag etwas Ausländisches. Das Gesicht war beinahe häßlich, aber nicht unangenehm. Um den schnurrbartverdeckten Mund spielte ein Zug schalkhafter Treuherzigkeit, der die allzu kräftig entwickelten Backenknochen und die sonstigen Mängel der Komposition vergessen ließ.

Hertha war so im ersten Augenblick von dem Einsteigen des Herrn mit dem Klemmer nicht eben erbaut gewesen. Ihre Gedanken drängten nach Einsamkeit. Nun aber sagte sie sich, es sei immer vielleicht noch gescheiter, mit dem sonderbaren Gesellen, falls er sie anreden würde, ein paar harmlose Worte zu wechseln, als sich dem Schmerz der Erinnerung und dem Kummer über die Nichtigkeit ihres Daseins zu überlassen.

In dem gleichen Moment fragte der Herr, ob es dem gnädigen Fräulein genehm sei, wenn er die halbhoch stehende Scheibe völlig in die Versenkung drücke. Seine Stimme klang fremdartig, aber sympathisch. Das rollende R verriet auf der Stelle den Slawen. Sein unschönes Antlitz gewann beim Sprechen, denn er legte in seine Worte und mehr noch in sein Gebärdenspiel eine ebenso maßvolle als ritterliche Verbindlichkeit.

Hertha neigte ein wenig den Kopf und sah dann wieder hinaus in die waldgrüne Landschaft.

Nun tauchte just auf der Seite, wo Hertha saß, ein gotisches Jagdschloß auf, das malerisch von der Höhe der Bergwand herniedergrüßte.

Der Herr mit dem Goldklemmer rückte etwas mehr in die Mitte und beugte sich vor.

„Prachtvoll!“ rief er mit ungekünstelter Flottheit. „Verzeih'n Sie die Frage: wem gehört dieser Bau?“

„Wenn ich nicht irre, dem Grafen Gaßler,“ gab Hertha zur Antwort.

„Gaßler? Gaßler?“ wiederholte der Slawe. „Welch ein seltsamer Zufall!“

Er unterbrach sich, als erwarte er eine Bemerkung. Da Hertha schwieg, fuhr er mit wachsender Lebhaftigkeit fort:

„Ich befinde mich nämlich auf der Fahrt nach Göllrode, dem Besitztum eines mir befreundeten Herrn gleichen Namens ... Sollte Graf Eberhard Gaßler — so heißt mein Freund — mit dem glücklichen Eigentümer identisch sein?“

„Das glaube ich kaum. Die Besitzungen des Grafen Eberhard reichen, soviel ich weiß, nicht über Göllrode hinaus.“

„Ah, das gnädige Fräulein kennen den Grafen Eberhard?“

„Nur aus der Schilderung einer Freundin.“

„Sie kann nur Gutes von ihm gesagt haben, Ihre Freundin! Er ist ein ausgezeichneter Mann, reich begabt, liebenswürdig, ein glänzender Kavalier!“

„Es scheint so.“

Er rückte den Klemmer zurecht.

„Fahren das gnädige Fräulein bis Altenau?

„Noch weiter. Bis Eibenthal.“

„Das trifft sich ja allerliebst! Pardon! Der Ausdruck ist etwas stürmisch. Aber ich bin ein förmlicher Epikuräer des Reisens. Ich schwärme dafür, sogar im Kupee — wie soll ich mich ausdrücken — Gesellschaft zu finden, wie sie mir ansteht. Bitte recht sehr um Entschuldigung, wenn ich dreist scheine. Wirklich, es liegt durchaus nicht in meiner Absicht.“

Hertha von Weylburg fand sein Benehmen überaus drollig, aber nicht dreist. Weshalb sollte sie sich verletzt fühlen, wenn er lieber mit ihr fuhr als beispielsweise mit den Matronen des Damenkupees?

„Ich reise nämlich bis Wolfshagen,“ hub der Slawe nach kurzer Pause wiederum an. „Das ist die letzte

Station vor Eibenthal. Von dort geht's auf der Chaussee nach Göllrode. Das gnädige Fräulein bleiben wohl auch nicht in Eibenthal?

„Nein. Ich fahre weiter landeinwärts."

„O, die Straße von Eibenthal nach dem Gebirg zu ist wundervoll. Ich kenne mich aus in der Gegend. Viermal schon war ich der Gast meines gräflichen Freundes. Wir jagten zusammen. Leider giebt's keine Bären mehr in Göllrode. Daheim in Rußland habe ich Bären gejagt — es war eine Götterlust! Nun, der Mensch muß dem Himmel für alles danken. In Ermangelung des Großwildes begnügt man sich mit Füchsen und Rehböcken. Einmal — aber ich weiß nicht, ob Sie für Jagdgeschichten Interesse haben?"

„Ich müßte lügen, wenn ich's behaupten wollte," lächelte Hertha.

„Verzeihung —! Ich stoße überall an mit meiner ausgeprägten Vorliebe für das Weidwerk. Sobald die Jagd aufs Tapet kommt, werde ich schwatzhaft. Indes — Graf Gaßler und der Freiherr von Gruthenau geben mir in dieser Beziehung wenig heraus."

„Sie kennen den Freiherrn?" fragte nun Hertha lebhaft.

„Sehr gut," versetzte der Russe. „Ich habe mehrfach auf seinem Schlosse verkehrt. Schloß Gruthenau liegt ja kaum vier Stunden von Göllrode entfernt."

Hertha lächelte.

„Schloß Gruthenau ist das Ziel meiner Reise," sagte sie zögernd.

„Ah!" Der Russe lüpfte den Hut. „So gestatten Sie, daß ich hier einer Form genüge, die ich sonst wohl vernachlässigt hätte. Als Tourist bin ich der Ansicht Ihres

großen Poeten, daß Name nur Schall und Rauch ist. S aber, da wir uns ganz unzweifelhaft wiedersehen . . . Bitte gehorsamst — hier meine Karte!“

„Wladimir Orlowsky,“ las Hertha und neigte den Kopf. „Ich heiße Hertha von Weylburg,“ sagte sie höflich. „Marie von Gruthenau, die Sie wohl auch kennen, ist meine liebste Freundin aus der Pension.“

„Ob ich sie kenne! Ein reizendes junges Mädchen! Die Grazie, die Anmut, die Belesenheit selbst! Dazu häuslich wie eine Deutsche. Ah, Pardon, die Wendung klingt hier absurd. Wir sagen nur so in Rußland . . .“

Hertha wunderte sich. Die Schilderung, die Wladimir Orlowsky von ihrer Freundin entwarf, paßte durchaus nicht. Gewiß, Marie von Gruthenau war ein liebenswürdiges, frisches, gewecktes Mädchen: aber schon damals im Margaretenstift ging sie vollständig auf in einer gewissen tändelnden Weltlichkeit. Was man häusliche Pflichten nennt, war ihr ein Greuel. Gerade dies Leichtlebige Oberflächliche, Champagnerartige ihres Wesens hatte da tiefgründige Naturell Herthas mit so lockender Unwiderstehlichkeit angezogen. Sie erblickte in Fräulein von Gruthenau eine Ergänzung ihrer eignen Persönlichkeit, ein Gegengift wider die stürmischen Regungen ihres Gemütes und die Rastlosigkeit ihrer Sehnsucht und Einbildungskraft. Eine sonderbare Idee von Herrn Wladimir Orlowsky, diese ausgesprochene Salondame, die schon mit fünfzehn Jahren für Kavallerieoffiziere geschwärmt, in Sprachen, Wissenschaften und Handarbeiten die schlechtesten Noten gehabt, dafür jedoch der erklärte Liebling des Tanzmeisters gewesen, zum Urbild deutscher Hausfrauentüchtigkeit stempeln zu wollen. War er so mild — oder so kurzsichtig . . .?

In Altenau stieg man um. Wladimir Orlowsky hielt es für selbstverständlich, daß er auch ferner mit Hertha zusammenblieb. Nach höflich eingeholter Erlaubnis nahm er ihr schräg gegenüber Platz und gab nun in zwanglosem Zwiegespräch einige Andeutungen über seine Vergangenheit. Er stammte aus Kiew, hatte in Petersburg, Zürich und Leipzig Rechtswissenschaft studiert und dann eine Zeitlang in Moskau als Richter gearbeitet, bis eine unerwartete Erbschaft ihm den Entschluß reifte, die beschwerliche Praxis aufzugeben und sich völlig der wissenschaftlichen Theorie zu widmen; — vornehmlich dem Studium deutscher Einrichtungen und deutschen Rechtslebens.

Hertha von Weylburg hörte seinem Geplauder nicht ohne Vergnügen zu. Wladimir Orlowsky hatte etwas Vertrauenerweckendes, Anheimelndes, trotz der Fremdartigkeit seines Accents. Man glaubte diesen treuherzig blickenden Augen schon früher begegnet zu sein; das Lächeln, das ihm den rechten Mundwinkel etwas höher zog als den linken, war das eines alten Bekannten.

Als er in Wolfshagen von ihr Abschied nahm, reichte ihm Hertha unwillkürlich die Hand. Sie wußte selbst nicht, was sie dazu veranlaßte. Wollte sie sich dem Reisebegleiter erkenntlich zeigen, weil er sie an der Verfolgung ihrer melancholischen Selbstschau gehindert hatte? Sie sagte sogar „Auf Wiedersehen!“ Was mochte der Mann von ihrer lebhaften Artigkeit denken?

Zweites Kapitel.

Fünfzehn Minuten später hielt der Zug in der Stationshalle von Eibenthal. Eine schlanke Blondine in duftigster Sommertoilette stand auf dem Perron.

„Hertha!“

„Liebste Marie!“

Die beiden Mädchen umarmten sich, während Holm, der Bediente, den steifkrempigen Lederhut wieder aufstülpte und das Handgepäck aus dem Kupee nahm.

„Nein, wie du reizend geworden bist!“ sagte Marie von Gruthenau. „Papa wird Augen machen! Er hat dich noch im Gedächtnis, wie du vor dritthalb Jahren warst. Das ist nun freilich ein Unterschied! A la bonne heure! Auch trägst du das Haar jetzt anders. Mehr in die Stirne.“

„Man geht mit der Mode,“ lächelte Hertha.

„Und welch entzückendes Reisekleid! Höchst distinguiert! Die Taille sitzt wundervoll! Wie aus dem Ei geschält! Gustav und Leutnant Höffert mögen ihr Herz nun behüten! Laß uns eilen, die Herren werden sonst ungeduldig! Hoch zu Roß warten sie draußen neben dem Einspänner. Sie wollten sich's absolut nicht nehmen lassen, die neue Sonne am Himmel unsrer Geselligkeit feierlich einzuholen.“

„Sehr liebenswürdig!“

„Holm, nehmen Sie hier den Gepäckschein! Was, Hertha? Nur Ein Stück — im Gewichte von siebenundvierzig Kilo? Aber ich denke, du willst ein paar Wochen bleiben?“

„Wenn ihr's erlaubt — gewiß!“

„Ja, wie kommst du dann aber mit so wenig Gepäck aus? — Flink, Holm! — Wenn es nur ein einziger Koffer ist, den schnallen wir schon hinten aufs Brett. Aloys mit seiner Karre mag leer heimfahren. Er trödelt ohnedies zum Verzweifeln, und du hast dann gleich deine Sachen bei dir.“

Holm stelzte mit großen Schritten ins Bahnhofsgebäude.

„Also wirklich nur ein einziger Koffer?“ wiederholte das Freifräulein. „Wie bescheiden du bist! Ein Mädchen in deinen Verhältnissen. Ich für mein Teil brauche schon für acht Tage das Dreifache.“

„Ja du, die gefeierte Weltdame, die Bestrickerin aller Herzen! — Das ist etwas anderes!“

„Schmeichle nicht!“ wehrte Marie. „Wenn du das thust, weiß man nie so recht, was du im Schilde führst.“

„Ich?“

„Ja, Hertha, du bist ein Schalk. Oder willst du nur hören, daß du ebenso hübsch und womöglich noch hübscher bist? Wir brauchen übrigens hier auf den Holm nicht zu warten. Ich stell' dir inzwischen den Leutnant vor. Dein letztes Bild, das, unter uns gesagt, nicht einmal sehr geglückt ist, hat seinen Busen in Brand gesetzt.“

„Du sagst das im Tone einer sieghaften Überlegenheit —“

„Wirklich? Nun, Herr von Höffert macht natürlich auch mir bedeutend die Cour. Aber du kennst mich doch! Ich bin die Selbstlosigkeit in Person. Wir teilen uns schwester=

lich!" Sie lachte hell auf und schob den Arm zärtlich in den ihrer Freundin.

Wie jetzt die beiden so durch die Umzäunung auf den Platz vor dem Bahnhof traten, boten sie in der That einen herzerquickenden Anblick. Marie, das Näschen so selbstbewußt und so keck, die Lippen so küßlich und doch so gemessen, glich einem reizenden Porzellanpüppchen. Das schneeige Kleid saß ihr wie angegossen; der rotgefütterte Sonnenschirm überströmte sie mit ambrosischem Licht. Hertha in ihrem graublauen Reisekostüm sah nicht ganz so luftig und duftig, aber hierfür wohl stattlicher, voller und weiblicher aus. Dazu die flammende Glut ihrer Augen, die so groß in die Welt hinausblickten, als forschten sie unbewußt nach den Rätseln des Daseins!

Die jungen Herren, die bis dahin im Schatten der Ahornbäume gehalten, ziemlich zerstreut geplaudert und ihren Pferden einige Freiheit gegönnt hatten, nahmen die Tiere jetzt straffer zusammen und zogen die Hüte. Leutnant von Höffert ließ um den hübschen gekräuselten Schnurrbart ein Lächeln tiefinniger Befriedigung spielen, während Gustav beim Näherkommen der beiden Damen errötete.

„Eine Göttin!" murmelte er unhörbar. „So berückend hatte ich mir den Engel doch nicht geträumt!"

Hertha verneigte sich freundlich. Ihr offener Blick hatte sich rasch orientiert. Beide Herren konnten in ihrer Art für interessant gelten — der blonde, schwärmerische Student ebenso gut wie der blasse, aristokratisch dreinschauende Offizier, dem der hellgraue, mit Forstgrün ausgeschlagene Reitanzug ganz vortrefflich stand.

Leutnant von Höffert warf mit einem etwas übermütig gefärbten „Bitte, mein lieber Gustav!" dem Studenten die

Zügel zu, war wie ein Blitz aus dem Sattel und half den Damen, die seiner fördernden Hand übrigens kaum bedurften, diensteifrig in die Polster des Einspänners.

Hertha setzte sich rechts, ihre Freundin links. Jetzt kam auch Holm, der Bediente, mit dem Gepäckträger, der den leider nur siebenundvierzig Kilo wiegenden Koffer hinter dem Wagensitz ablud, ihn festschnallen half und hiernach von dem Leutnant „fürstlich“ abgelohnt wurde. Wenigstens war die Gebärde, mit welcher ihm Paul von Höffert das Fünfzigpfennigstück einhändigte, völlig die eines Herzogshüte verteilenden Kaisers. Holm kletterte auf den Bock, und der Einspänner setzte sich in Bewegung.

Gustav ritt seiner Schwester zur Seite; der Offizier drängte seinen feurigen Rappen, das eleganteste Pferd aus dem Marstall des Freiherrn von Gruthenau, so dicht an Fräulein von Weylburg heran, als es die Räder des Fuhrwerks gestatteten.

„Gnädiges Fräulein haben eine recht strapaziöse Reise gehabt,“ sagte er im Ton des Bedauerns. „Dreißig Grad Celsius im Schatten.“

„Es war zu ertragen,“ versetzte Hertha. „Ich finde mich überhaupt leicht in alles. Ein wenig Hitze geniert mich nicht.“

„Also ganz militärisch! Ich beglückwünsche gnädiges Fräulein! Immerhin etwas langweilig, solch staubige Fahrt während der Mittagsstunden.“

„Langweilig?“ bemerkte hier Gustav erstaunt. „Die Fahrt über Trebra und Altenau gehört zu den schönsten Strecken in Deutschland! Diese prächtigen Hügel! Die rauschenden Buchenhaine!“

„Sie sind Poet!“ sagte der Leutnant und gab seinem

Rappen die Gerte, als wolle er andeuten: mit solch einem Vollblut komm' ich im Leben weiter als du mit deinem geflügelten Pegasus! — „Wir Alltagsnaturen schmettern wohl auch mal gelegentlich unter den Tannen ein Frühlingslied und begeistern uns für die Linien der Berggürtel: aber wir machen kein bürgerliches Metier daraus, am wenigsten auf der Reise."

„Ist's möglich, Herr Leutnant? Auch Sie haben geschmettert? Und Sie erröten nicht, diese Schwäche hier einzugestehn?"

So schneidig, so keck-ironisch hatte Gustav noch niemals mit dem sechs oder sieben Jahre älteren Höffert gesprochen. Der Leutnant begriff sofort. Nur die Anwesenheit Herthas konnte diesen Umschwung bewerkstelligt haben. Sieh mal an, dieser verdammte Junge! Da Höffert jedoch im Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit den Wettbewerb Gustavs um die Gunst dieser reizenden Blume lediglich als ein lustiges Intermezzo, vielleicht sogar als eine prickelnde Würze betrachtete, so nahm er die kleine Attacke nicht krumm, lachte vielmehr und wandte sich wieder an Hertha.

„Da haben wir's, gnädiges Fräulein! So wird unsereiner behandelt von diesen gottbegnadeten Musensöhnen! O, ihr Wolkenwandler und Mondanbeter! Ihr seid ein arges Gelichter und gleich schrecklich, ob eure Lyrik uns nun verherrlicht oder verulkt! Gnädiges Fräulein werden's wohl auch noch erleben, daß Ihnen morgens ein rosenfarbnes Billet durch das Fenster fliegt — mit einem zarten Akrostichon, das hier günstigerweise das Recht hat, mit H zu beginnen. Im Verwenden des ‚Ha!' und des ‚O!' ist unser Gustav schon Meister."

„Sie sind ein garstiger Spötter, Herr Leutnant!" sagte Marie.

„Wirklich? So thue ich Buße. Ich will sogar einräumen: das Liebespoem an die schöne Iduna war klassisch.“

„Iduna?“ fragte Hertha mit einem Blick auf die Freundin.

„So heißt die Frau des Professors, von dem ich dir schrieb — Iduna Ehlers, eine sehr nette und liebenswürdige Dame. — Herr von Höffert, ich finde, Sie werden jetzt geradezu tückisch! — Laß dir nur sagen, Hertha, es handelt sich hier natürlich durchaus nicht um ein Liebespoem, sondern um ein ganz erlaubtes und ehrenwertes Geburtstagsgedicht. Gustav, galant wie er ist, schenkte der jungen Frau einen herrlichen Feldblumenstrauß, den er selber gepflückt und wundervoll arrangiert hatte. Bei dem Bukett lag ein Zettel mit einigen Glückwunschversen. Herr Leutnant von Höffert macht daraus eine förmliche Liebeserklärung. Ich bin empört darüber. Wenn die Professorin ahnte . . .“

„Nun, sie würde wohl Scherz verstehen,“ lachte der Leutnant. „Gerade sie . . .“

„Weshalb gerade sie?“

„Gott — sie scheint mir . . . nicht eben schwerfällig in dieser Beziehung . . .“

Der Ton, in welchem Paul Höffert diese Bemerkung ausklingen ließ, war eigentümlich. Marie empfand das Bedürfnis, Frau Iduna in Schutz zu nehmen.

„Sie ist lustig und leichtlebig,“ sagte sie vorwurfsvoll, „aber ich zweifle doch stark, ob sie von solchen Späßen erbaut wäre.“

„Nun wohl,“ versetzte der Offizier. „Dieses Geburtstagspoem gebe ich preis. Aber wie steht's denn mit dem feurigen Hymnus auf die kleine Komteß? War das auch nur ein Glückwunsch?“

„Ah, die niedliche Gaßler?“ fragte Marie. „Davon weiß ich ja nichts! Cher frère, hast du sie wirklich besungen?“

„Und wenn selbst?“ gab der Student zurück. Er war blutrot geworden.

Hertha von Weylburg amüsierte sich köstlich über dies sonderbare Geplänkel.

„Ihr verkehrt wohl viel mit den Gaßlers?“ wandte sie sich an Fräulein von Gruthenau.

„O ja! Schrieb ich dir nicht davon?“

„Nur so beiläufig,“ sagte Hertha. Dann fuhr sie, wie zur Erläuterung fort: „Ich hatte nämlich von Trebra bis Wolfshagen einen Herrn Orlowsky oder so ähnlich zum Reisebegleiter. Er stellte sich vor — ein wenig unmotiviert, aber doch ohne Zudringlichkeit.“

„Wladimir Orlowsky — der wütige Weidmann?“ lachte Marie.

„Allerdings, er hat mir von seiner Vorliebe für die Jagd erzählt, mehr aber von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Graf Eberhard und zu deinem Papa.“

„Als Gast des Grafen ist er selbstredend auch der unsere. Aber Papa schwärmt nicht für ihn.“

„Du, wie es scheint, auch nicht?“

„Ehrlich gesagt, nein. Er hat eine Art —“

„Mir gefällt er recht gut,“ sagte Hertha. „Im Allgemeinen hab' ich ein Vorurteil gegen die Slawen; dieser Russe jedoch . . .“

„Ich finde ihn furchtbar häßlich,“ meinte das Freifräulein. „Und dann sagt er zuweilen die Dinge so gerade heraus, so . . . wie soll ich mich ausdrücken? Es fehlt ihm an Zartgefühl.“

„So? Mir schien er nur offenherzig.“

„Er kann sich ja gratulieren, dich so begeistert zu haben.“

„Von Begeisterung ist nicht die Rede. Aber sein

tüchtiges, ehrliches Wesen wirkt sympathisch auf mich. Graf Gaßler scheint ihn doch auch sehr zu schätzen?“

„O ja, der! Einen Narren hat er an ihm gefressen, um's deutsch zu sagen. Mir unbegreiflich.“

Die Straße, die bis dahin thalabwärts dem linken Ufer der reißenden Wiesach entlang geführt hatte, bog jetzt, da sich die Senkung verminderte und eine weite, saatenbestandene Fläche sich aufthat, links ab und erreichte nach fünf Minuten die Gruthenauschen Forstungen. Gleich an der ersten Schneuße waren zwei Holzarbeiter damit beschäftigt, zerkleinerte Fichtenstämme übereinander zu schichten. Als der Wagen vorbeikam, warfen sie gerade ein recht knorriges Stück obenauf, und nicht eben geschickt, denn die Stammwalze kollerte jenseits herunter und schlug mit einem wuchtigen Prall an den Grabenrand. Das Pferd Paul von Höfferts scheute, machte erst einen Sprung seitwärts, so daß es mit den Vorderbeinen fast in die Räder kam, und stieg dann kerzengerad' in die Höhe. Der Leutnant war ein ausgezeichneter Reiter; mit eisernem Knieschluß hielt er sich bei dieser fast unmöglichen Situation im Sattel. Zwei Sekunden später hatte er den zitternden Rappen wieder in seiner Gewalt. Sehr bleich, holte er tief Atem. Die Lippen schließend, wie einer, der sich zur Antwort auf eine schnöde Beleidigung anschickt, versetzte er seinem Tier mit dem Knopf der Reitpeitsche einen furchtbaren Schlag auf den Kopf. Als der Rappe nun ausgriff, wiederholte er diese Mißhandlung drei- oder viermal und straffte dabei die Zügel kürzer und kürzer, bis das Pferd, die Hand seines Meisters fühlend, mit schnaubenden Nüstern still stand. Paul von Höffert ließ den Wagen um hundert Schritte voraus und holte ihn dann in scharfem Trab wieder ein.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, wenn sich die Damen erschreckt haben! Dieser edle Ramiro ist manchmal in einem Grade nervös, daß man ihm zureden muß. Herr von Gruthenau wird mir's Dank wissen."

„Ihr Pferd blutet," sagte Hertha nach einer Weile. „Sie haben in Ihrer Bestürzung die Gerte verkehrt genommen."

„Verkehrt allerdings, aber durchaus nicht in der Bestürzung."

„Also im Ärger?"

„Auch das nicht, mein gnädiges Fräulein! Nur in der vollberechtigten Absicht, die Bestie zu züchtigen. Wahrhaftig, Sie haben recht, das ist eine tüchtige Schmarre! Fatal! Was soll Herr von Gruthenau denken? Pah, er muß einsehen, daß es noch weit fataler wäre, hätt' ich mir etwa den Arm oder das Genick gebrochen."

„Natürlich," beruhigte ihn Fräulein von Gruthenau. „Machen Sie doch von der Kleinigkeit weiter kein Aufhebens!"

Über das glänzende Fell des edlen Tieres rann inzwischen das Blut in schweren Tropfen hernieder; es bespritzte den Kutscherbock und den Grauschimmel, der sich in seiner Gabel manchmal wie teilnehmend nach dem Genossen umsah. Ein Schwarm von Insekten, der schon seit längerer Zeit den Wagen umtanzte, stürzte sich mehr und mehr auf die Wunde. Ramiro schüttelte schmerzgepeinigt den Kopf, zuckte und schauerte mit den Halsmuskeln und ließ ein ängstliches Schnauben vernehmen.

„Aber Herr Leutnant," bat Hertha von Weylburg mit einiger Lebhaftigkeit, „so nehmen Sie doch die Gerte!"

„Wenn Sie befehlen! Ich dachte nur, die kleine Lektion sei dem Racker zu gönnen."

Er fuchtelte nun mit der grüngeflochtenen Spitze unter

den Rücken herum, traf dabei aber mehrmals den Kopf des Tieres, ohne die Quälgeister zu verscheuchen.

Zwischen den Brauen Herthas zeigte sich eine Falte des Unmutes.

„Bitte, Marie, laß den Kutscher einen Augenblick halten! Wir müssen das Pferd verbinden.“

„Meinst du?“

„Schon aus Vorsicht. Die Sache kann schlimm werden. Wir hatten ein Fohlen, das starb ganz in dem gleichen Falle an Blutvergiftung.“

Hertha zog den Kopf des armen Ramiro heran, gab ihrer Freundin die Zügel und legte dem Tiere, das nun geduldig still hielt, unter geschickter Benutzung zweier Taschentücher und ihres Plaidriemens einen Verband an, während der Leutnant allerlei Phrasen der Abmahnung stammelte und die größte Besorgnis zur Schau trug, das gnädige Fräulein möchte sich etwa die Hände oder das Kleid beschmutzen.

Auch im weitren Verlaufe der Fahrt strengte sich Paul von Höffert ersichtlich an, den peinlichen Vorfall durch Aufbietung aller erdenklichen Ritterlichkeit wett zu machen. Hertha schien ihm doch gar zu reizend in ihrer blühenden Jugendfrische! Daß sie bezüglich des unangenehmen Ramiro so sentimental war, schadete nichts. Im Gegenteil: wie sie den Gaul so mit dem allerliebsten Battistlappen schmückte, sah sie einfach bezaubernd aus; man hätte den ekelhaften Trakehner beneiden mögen . . .

Schloß Gruthenau, von waldigen Höhen umringt, kam in Sicht.

Herr von Höffert nagte die Lippen.

„Wirklich äußerst fatal, die Geschichte da mit dem Pferde,“ sagte er kopfschüttelnd. „Höchst ungeschickt! —

Was meinen Sie, lieber Gustav? Ich fühle mich etwas blamiert Ihrem Papa gegenüber, der mir sein bestes Tier anvertraut! — Erfinden wir einen Steinwurf! Eminent wahrscheinlich! Was sagen die Damen dazu?"

„Ganz wie Sie wollen!" lachte Fräulein von Gruthenau.

„So instruieren Sie gütigst die Dienerschaft!"

„Habt ihr's gehört, Holm?"

„Zu Befehl, gnädige Baroneß."

Kurz danach rollte der Einspänner in den Vorgarten. Der Leutnant schwenkte sofort ab, um den Ramiro selbst nach dem Stalle zu führen. In dem breiten Portal auf der Freitreppe stand die Baronin mit einem Lakaien und einer Kammerjungfer. Jetzt kam sie die Stufen herab, umarmte Hertha und küßte sie auf die Stirne.

„Grüß Gott!" sagte sie liebevoll. „Wie freue ich mich, Sie endlich mal hier zu haben! Kommen Sie! Ich bringe Sie gleich in Ihr Zimmer. Ein Viertelstündchen haben Sie Zeit; dann bitte zu Tisch! Nein, sind Sie hübsch geworden und groß! Man erkennt Sie kaum wieder!"

Sie gingen ins zweite Geschoß hinauf. Holm und das Kammermädchen folgten mit dem Gepäck.

Drittes Kapitel.



„Da wär' ich denn also," sagte Hertha von Weylburg, als Frau von Gruthenau sie allein gelassen. Sie schaute sich um. „Ganz allerliebst! Behaglich und stimmungsvoll! Beinahe poetisch!"

Es war ein großes zweifenstriges Gemach, in welchem sie stand. Rechts führte ein offener Durchgang nach einem kleineren Raume, wo Holm ihren Koffer hingesetzt hatte.

Schloß Gruthenau rührte in seiner gegenwärtigen Gestalt aus dem letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts her. Die Nischen vor den kleinscheibigen Fenstern waren anderthalb Meter tief, die Zimmerdecke durch einen kunstvoll geschnitzten Längsbalken in zwei Felder zerlegt und mit Flachstuck verziert. Zu dieser Architektur paßte die urväterliche Wucht und Behäbigkeit der Möbel, wie eigens bestellt, obschon diese natürlich einer weit späteren Epoche entstammten.

Staunend weilte der Blick Herthas auf dem gigantischen Himmelbett, dessen Erklimmung eine gewisse Kunstfertigkeit im Voltigieren erforderte, und auf den schweren blauseidnen Gardinen, deren Falten diesen hochragenden Schlummerthron einrahmten wie metallene Thorflügel. Dann betrachtete sie das braungelbe, silberbeschlagene Pfeilerschränkchen zwischen

den Fenstern, die hochbeinige Kommode und vor allem den Schreibtisch, ein Musterstück altfränkischer, poesievoller Traulichkeit. Hier hätte Faust den Mondschein heranwachen können; so magisch, so weihevoll, so gelehrt sah er aus! Ein mächtiges Tintenfaß mit darüberliegendem Schreibrohr und ein Sandfaß von der Höhe eines bayerischen Bierkrügels, beide aus Ebenholz, standen hier zwischen alten Folianten und Quartbänden, die — so schien es — seit Jahrhunderten nicht geöffnet waren. Darüber ein Himmelsglobus, ein Fernrohr und ein englischer Kupferstich: „The three merry sisters“. Ganz urzeitlich, ganz vom Odem des Einst durchweht, — die verschiedenen Säkula freilich bunt durcheinandergequirlt, aber doch weit abseits vom Strudel der Gegenwart! Nur vorn — just an der Stelle, wo der hochrückige, buckelbeschlagene Sessel mit den abgegriffenen Armlehnknäufen den Schreibtisch berührte, stand ein Schreibzeug von modernstem Gepräge, offenbar für die neue Bewohnerin dieses Gemachs eigens hierher gestellt.

Auch sonst fand Hertha Spuren einer besonderen Aufmerksamkeit. Vor dem Spiegel prangten zwei hübsche Vasen mit blühenden Rosen. Ein ähnlicher Strauß, nur dunkler, schmückte den kleinen Tisch vor dem Sofa. Hier lagen auch einige Bücher, deren Inhalt und Ausstattung wenig mit den Kompendien, Historien und Wörterbüchern da drüben gemein hatte: Novellen von Theodor Storm und Paul Heyse, die „Ahnen“ von Gustav Freytag, eine lyrische Anthologie und der „Zlatarog“ Rudolf Baumbachs. Nicht ohne Rührung trat Hertha an dieses Tischchen heran. Wie liebenswürdig von ihrer Freundin! Marie kannte die Schwärmerei Herthas für die zeitgenössische Litteratur und ihre Gepflogenheit,

das längst bekannte Werk eines Lieblingsschriftstellers planlos aufzuschlagen und sich in das zu versenken, was ihr der Zufall so vor die Augen führte. Ein herziges Ding, diese blonde, glänzende Baroneß, die selber nur wenig las, aber das schöne Talent hatte, die Interessen anderer mitzuempfinden!

Unwillkürlich ergriff Hertha das reich gebundene Exemplar des Baumbachschen „Zlatarog", das ihr zunächst lag. Oben vorn vor dem Titelblatt stand in den feinen, grundstricharmen Schriftzügen ihrer Freundin der Eintrag: „Marie von Gruthenau. 1880." Besitz von dem Werke war also pflichtschuldigst ergriffen worden; aber der Goldschnitt hielt noch vielfach die Seiten verklebt, und das ganze Buch strömte die überzeugende Botschaft aus, Fräulein von Gruthenau habe es gerade nur das eine Mal aufgeklappt, als sie den Namen einschrieb. Ganz begreiflich! Was um Himmelswillen hatte dies leichtlebige, sonnigheitere Geschöpf mit den ernsten Molltönen der slowenischen Bergsage gemein?

„Triglavrosen," klang es plötzlich in Herthas Seele, „Todesrosen."

Nein, es waren ganz andere Rosen, die auf dem Lebenspfade Mariens blühten! Das Wort Schwermut stand nicht in ihrem Lexikon.

Der Blick Herthas fiel wieder auf den Rosenstrauß zwischen den Büchern. Sie dachte, es sei doch ein sonderbares Zusammentreffen, diese plötzliche Reminiszenz aus dem Dichtwerke und die Blumen da mit ihrem dunkelschimmernden Rot. Ja, diese Rosen waren tief dunkel, beinahe ernsthaft im Vergleich mit den lebenslustigen Centifolien, die vor dem Fenster standen. Und nun summten ihr plötzlich andere

Verse im Ohr, und wie traumbefangen flüsterten ihre Lippen:

> Die flammende Rose beut mir nicht,
> Gieb mir die dunkelrote!
> Sie leuchtet mit ihrem Blumenlicht
> Mildlächelnd meinem Tode.
>
> Denn tot ist lange mein armes Ich,
> Umhüllt vom Sterbeschleier;
> Die Morgenglocken wehmütiglich
> Verkünden die Leichenfeier! —

Der Schlag der alten Schloßuhr dröhnte dreimal über den Hof herüber, schwer, feierlich, fast theatralisch.

Hertha besann sich, daß die Baronin ihr gerade ein Viertelstündchen zur Toilette gegönnt hatte. Die Hälfte der Frist war schon beinahe vorüber. Und Hertha wollte doch ihr Kostüm wechseln. Das war sie dem alten Baron — dem echten Papa seiner Tochter —, das war sie dem hocheleganten Leutnant, vor allem aber sich selbst schuldig. Weshalb sollte sie hinter Marie zurückstehen? Im Gegenteil! Sie wollte beweisen, daß man sehr wohl eine „Schwärmerin“ und für alles Erhabene, was die Menschheit bewegt, empfänglich sein könne, ohne dabei gewisse Äußerlichkeiten hintanzusetzen.

Sie trat in das Seitengemach und legte den Hut ab. Ihre Frisur bedurfte kaum einer Auffrischung; das schwere, braunblonde Haar saß so fest und so prall wie zur Stunde der Abfahrt; nur hier und da ein Druck mit den Fingerspitzen, ein flüchtiges Tasten nach den Knöpfen des Schildpattkammes: die Sache war abgethan.

Hertha klingelte. Lore, das Kammermädchen, stand schon, ihrer Befehle harrend, im Korridor. Dienstwillig half sie den Koffer öffnen. Hertha wählte ein crême-

farbenes Kleid mit schwarzbraunem Besatz, das sich einfach und stolz zugleich um ihre schöne Gestalt schmiegte, brach sich dann ein paar dunkle Rosen aus dem Bukett, und steckte sie vor die Brust.

„Alles in Ordnung?“ fragte sie, nach den Handschuhen greifend.

„Tadellos!“ versetzte das Kammermädchen. „Eine entzückende Robe! Gnädiges Fräulein sehen aus zum Verlieben!“

Es klopfte.

„Ich bin's,“ klang die Stimme des Freifräuleins. „Kommst du denn bald? Der Koch will anrichten lassen, und Papa möchte dich doch vor Tisch noch allein sprechen!“ Sie war eingetreten. „Ah, opulent!“ rief sie mit einem bewundernden Blick auf die Crême-Robe.

„Sehr gütig von deinem Papa,“ erwiderte Hertha, ohne von diesem Ausruf Notiz zu nehmen.

„Er meint, das gehöre sich so,“ fuhr das Freifräulein fort. „Als Herr des Hauses will er doch vor den übrigen Tischgenossen etwas voraus haben. Halt, mein Engel! Die Rose da hängt ein wenig den Kopf. So, ganz allerliebst! Fast zu hübsch für eine intime Freundin! Sie können jetzt gehen, Lore! — Kind, du hast keine Ahnung, wie kolossal du dich während der letzten zwei Jahre herausgemacht hast!“

„Ach, Thorheit!“

„Auf Ehre! Ich weiß gar nicht, was für ein eigentümlicher Glanz von dir ausstrahlt! Wenn ich dich streng kritisieren soll — so bist du, ehrlich gesagt, durchaus keine Schönheit. Die Nase zum Beispiel — oder verletzt dich das? — die Nase ist weit weniger griechisch als meine! Und doch . . . deine verteufelten Augen, dein Lächeln, dein Teint . . .! Wie kommst du nur zu diesem rosigen Teint?

Du bist doch eigentlich gar nicht so blond wie ich? Nun, Gott sei Dank, es sind ja Herren genug hier! Wir brauchen einander nicht ins Gehege zu kommen; wenigstens da nicht, wo's einmal Ernst wird."

„Ah, steht es so mit dem Fräulein?"

„Du irrst, Kind! Mein Herz ist so frei wie der Vogel in der Luft. Aber ich meine nur. . . . Die Saison für Schloß Gruthenau hat erst eben begonnen. Je mehr gegen Herbst, um so schöner die Gäste! Auch in Göllrode, in Laßberg, in Wolfshagen giebt es dann reizende Überraschungen. Wer kann da wissen . . .? Eine Kartenschlägerin hat mir vorausgesagt, daß ich in diesem Jahr mich verloben würde. Verlobt zu sein — ich denke mir's himmlisch! Du auch? Na, nun komm! Die Handschuhe sind zwar nicht de rigueur — wir speisen ganz unter uns — aber es schadet nichts. So! Mit dem Fächer macht sich's pompös! Bitte, hier links die Haupttreppe! Wenn sich Papa nur nicht gleich beim ersten Anblick in dich verschießt!"

Sie lachte und gab ihr einen schallenden Kuß auf die Wange.

Nun schritten sie nach dem Zimmer des Freiherrn.

„So, Papa," sagte Marie im Ton einer militärischen Meldung, „da hast du sie, Hertha, meine entzückende Freundin vom Margaretenstift! Wir hießen die Unzertrennlichen und haben doch Jahre verstreichen lassen, ohne uns wiederzusehen! Jetzt aber soll sie so bald nicht wieder loskommen! Nicht wahr, Papa?"

Herr von Gruthenau, ganz in Schwarz gekleidet, ein auffallend schöner, etwas verlebter Aristokrat, verbeugte sich mit gewinnendem Lächeln und trat dann zwei Schritte vor, um der flüchtig errötenden Hertha die Hand zu reichen.

„Ich schätze mich glücklich," sprach er mit einer wohl tönenden, etwas verkünstelten Stimme, „die treue Pensions-genossin meiner Marie auf Schloß Gruthenau willkommen zu heißen."

Hertha von Weylburg dankte ihm.

Nach einigen Phrasen der Höflichkeit entspann sich ein kurzes Zwiegespräch über Herthas Erlebnisse, Neigungen und Talente. Der Freiherr wußte dies Thema festzuhalten gegen den Willen des jungen Mädchens. Er streifte alsbald den Ton einer lebhafter werdenden Galanterie. Fräulein von Gruthenau warf ihrer Freundin einen Blick des Triumphes zu. Hertha las darin: „Siehst du, was hab' ich gesagt? Du hast ihn erobert; du kannst ihn jetzt um den Finger wickeln."

Herr von Gruthenau erkundigte sich, ob Fräulein von Weylburg mit ihrem Zimmer zufrieden sei. Da Hertha eifrig bejahte, fuhr er, die langen, weißen Finger in den grau-melierten Vollbart einwühlend, fort:

„Ich habe gerade dies Zimmer für Sie bestimmt, weil ich aus guter Quelle von Ihrem Hang zur Romantik gehört habe. Auch sollen Sie das besitzen, was von den Männern der Wissenschaft historischer Sinn genannt wird. Nicht wahr, Marie? Ihr Zimmer ist nun aus beiden Gesichtspunkten merkwürdig. Dort wohnte nämlich vor so und so vielen Jahrhunderten bei meinem Urahn, dem Freiherrn Ebbo von Gruthenau, ein gewisser Thomasius, der als Sterndeuter und mehr noch als Goldmacher und Alchymist eines be-deutenden Rufes genoß und bald in Göllrode, bald hier sein Zelt aufschlug; denn die Edelleute von damals wett-eiferten in der Bestrebung, den Magier zu fesseln und sich nach Würden von ihm ausbeuten zu lassen. Just an der Stelle, wo Sie nun schlafen werden, stand seine Hexenküche.

Das Nähere können sie aus der Gruthenauer Chronik ersehen, die im Archive unserer Bibliothek verwahrt ist."

„Sie scheinen ja in den Annalen Ihres Besitztums gründlich bewandert zu sein, Herr Baron."

„Ich weiß die Geschichte zufällig vom Grafen Gaßler, unserm Gutsnachbar. Ich selbst bekümmere mich wenig um die Vergangenheit — praktisch wie theoretisch. Das überlass' ich den Spezialisten oder der holden Jugend, die sich, wie Sie, mein gnädiges Fräulein, nur um so jugendlicher und rosiger fühlen muß, je öfter sie sich in das Grau solcher Abenteuerlichkeiten für Augenblicke versenkt. Es ist dies ein Sport wie jeder andere."

„Nur ein Sport?"

„Nicht mehr als das; ein flüchtiger Scherz, bei dem das lebendige Leben schließlich doch recht behält. So bin ich fest überzeugt, Leutnant von Höffert, der den Vorzug hatte, Sie in Eibenthal abzuholen, interessiert Sie schon jetzt weit entschiedener als der sagenumwobne Thomasius mit seinen dämonischen Goldtiegeln."

„Beides zu seiner Zeit," erwiderte Hertha lachend. „Vorläufig kenn' ich ja beide Herren kaum erst dem Namen nach."

Herr von Gruthenau nickte befriedigt.

In diesem Augenblicke ertönte die Tischglocke. Das Freifräulein schritt voraus, während ihr Vater sich mit vollendeter Grazie vor Hertha verbeugte und ihr den Arm bot. Hertha bemerkte jetzt, daß der eigentümliche Veilchenduft, den sie beim Eintritt in das Gemach des Freiherrn mehr geahnt als gespürt hatte, von seiner Person ausströmte. Er war kunstgerecht parfümiert wie ein verliebter Sekondeleutnant, wenn es zum Balle geht. Auch seine Bewegungen und der Aus-

druck, mit dem er sein Antlitz zu ihr herabneigte, hatten ein unbeschreibliches Etwas, das an den Tänzer und den Ballsaal erinnerte.

Im Speisezimmer traf man bereits die Dame des Hauses. Herr von Gruthenau ließ seine junge Begleiterin los, verbeugte sich fast noch förmlicher als zuvor und schritt dann auf seine Gemahlin zu, um ihr mit einem scharmanten Lächeln die Hand zu küssen.

„Nun, Kind, wie steht's?“ fragte er leichthin. „Was macht die Migräne? Ziemlich vorüber? Freut mich! Ah, der Tisch ist ja heute besonders nett arrangiert! Welche Fülle von Blumen! Sehr hübsch, sehr hübsch! Du siehst, ich habe mit Fräulein Hertha schon gute Freundschaft geschlossen. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?“

„Herr von Gruthenau ist außerordentlich gütig!“ wandte sich Hertha zur Freifrau.

Die Art und Weise, wie man ihr hier entgegenkam, übte wirklich einen bestrickenden Reiz auf sie aus. Sie war nicht eben verwöhnt vom Haus ihres Schwagers her, und wenn sie auch instinktiv fühlte, daß manches hier anders glänzte und gleißte, als es in Wahrheit beschaffen sein mochte, so that es ihr einstweilen doch wohl, sich täuschen zu lassen.

Die Thür des Nebengemachs öffnete sich. Eine Frauengestalt von mittlerer Größe ward sichtbar, voll, biegsam und von eigenartiger Prägung der Züge. Frau Iduna Ehlers vereinte das nachtschwarze Haar, die schöngeschwungenen Brauen und langen Wimpern der Südländerin mit dem schneeigen Teint der Blondine. Sie konnte nur wenige Jahre älter sein als Marie oder Hertha; ihr Auftreten jedoch, ihr Blick, ihr Lächeln ließ sie bei weitem reifer er-

scheinen. Hinter ihr folgte ein dünner, blonder Mann, schmalschulterig, das schwärmerisch blickende Auge halb von dem etwas geröteten Lid überdeckt, ein ungepflegtes Schnurrbärtchen auf der Lippe, Idunas Gemahl.

Nachdem Herr von Gruthenau mit einigen liebenswürdigen Phrasen das Ehepaar und Fräulein von Weylburg miteinander bekannt gemacht hatte, erschien Leutnant von Höffert mit Gustav. Der letztere ward von Iduna Ehlers sofort mit Beschlag belegt. Sie zog ihn höchst ungeniert — wie eine Mutter es etwa mit ihrem Primaner gethan haben würde — in die Nische des Eckfensters und vertiefte sich für drei oder vier Minuten in ein Gespräch mit ihm, wobei er mehrfach errötete, während sie ihm gebieterisch zuraunte: „Also es bleibt dabei!“

Man wartete noch auf Fräulein von Halffkerke, Mariens Großtante — Tante Susette, wie sie schlechthin genannt wurde — eine sechzigjährige, sehr unscheinbare, aber sehr kluge Dame, die von den verschiedenen Insassen des Schlosses auf die widerspruchsvollste Weise beurteilt wurde. Jetzt endlich kam sie, etwas abenteuerlich kostümiert, in hellvioletter Seide, ein unvorteilhaftes Spitzenhäubchen auf dem spärlichen Haar — und machte ihr stereotypes altfränkisches Hofkompliment für die Allgemeinheit.

Als Frau von Gruthenau Hertha zu ihr heranführte, musterte Tante Susette das junge Mädchen mit einem ruhig forschenden Blicke aus ihren graublauen Augen, nickte dann durchaus nicht ceremoniell und bot ihr herzlich die kleine, etwas knöcherne Hand.

Hiernach ging man zu Tische. Herr von Gruthenau präsidierte. Zu seiner Rechten saß Tante Susette, zu seiner Linken Hertha von Weylburg. Bisher war Frau Iduna

seine Tischgenossin gewesen; jetzt saß sie ihm gegenüber am anderen Ende der Tafel zwischen Marie und Gustav.

„Heute giebt's keine bunte Reihe mehr," sagte Professor Ehlers.

„Wahrhaftig, es fehlt ein Herr," bestätigte Frau Iduna mit leichtem Spotte. „Das hast du doch gleich herausgekriegt, lieber Leopold!"

„Dem Übelstande wird bald wieder abgeholfen sein," versetzte der Hausherr.

„Wieso?" fragte der Leutnant von Höffert. „Erwarten Sie noch Besuch?"

„Sie wissen noch nicht . . .?"

„Kein Wort!"

„In der That, ich sprach bis jetzt nur mit meiner Gemahlin darüber. Heute vormittag bekam ich die Nachricht: die Herrschaften waren just beim Krocket. Wir erwarten den Oberst von Anzendorff, einen entfernten Cousin meiner Frau."

„Das ist ja reizend!" rief die Professorin. „Was für ein Regiment kommandiert der Herr Oberst?"

„Bedaure. Herr von Anzendorff ist seit Jahren nicht mehr aktiv. Kurz nach dem Feldzuge nahm er infolge einer unbedeutenden Differenz mit seinem Vorgesetzten den Abschied. Er ist ein Mann von achtundfünfzig bis sechzig Jahren."

„Also ein Cavalier für Tante Susette!" sagte Marie voll schalkhaften Übermutes.

Fräulein von Halffkerke war bei der Nennung des Namens „von Anzendorff" heimlich zusammengefahren. Jetzt erwiderte sie, gutmütig lächelnd: „Eure Tante Susette braucht keine Cavaliere, gönnt sie von Herzen euch jungem Volke und findet es selbst der Ehre zu viel, daß ihr lieber Herr

Neffe ihr den Platz zu seiner Rechten hier einräumt, der doch unstreitig der Frau Professorin zukäme. Wir alten Jungfern haben überhaupt keine Ansprüche mehr."

„O, o!" wehrte der Freiherr mit scharmant gespielter Entrüstung.

„Es ist so! Wir sind überflüssige morsche Möbelstücke, die jedem im Wege stehen, und die man nur deswegen nicht zur Seite schiebt, weil man den Staub und die Motten fürchtet."

„Sie sind zu gütig," rief Iduna mit einer grotesken Verneigung, „mir den Platz da zu offerieren. Aber ich fühle mich äußerst wohl als Tischnachbarin des Sohnes und verlange nicht wieder nach der gefährlichen Nähe des Vaters."

Dann zu Gustav gewendet:

„Im vollen Ernst, Herr Studiosus, Ihr Papa ist hundertmal gefährlicher als Sie."

„Wie soll ich das auffassen?" stammelte Gustav.

„Natürlich als Schmeichelei!" sagte Leutnant von Höffert.

Nach einer Weile frug Hertha:

„Ist das der nämliche Oberst von Anzendorff, der sich damals im Kampfe gegen den General Faidherbe auszeichnete?"

„Ja, ja!" versetzte der Freiherr lebhaft. „Otto von Anzendorff! Ich staune, mein gnädiges Fräulein, wie bewandert Sie sind in den Einzelheiten unserer modernen Kriegsgeschichte."

„O, das wußte ich schon als Kind — durch meine Mama. Sie hat mir häufig genug von der Sache erzählt. Nein, wie ich mich freue! Oberst von Anzendorff und Papa waren intime Freunde von Jugend auf, und beide griffen entscheidend ein in die Schlacht von St. Quentin."

„St. Quentin? Stimmt aufs Haar, gnädiges Fräulein! Welch ein wunderbares Zusammentreffen! Er ist ein liebenswürdiger Mann, der Herr Oberst. Vor Jahren haben wir viel miteinander verkehrt; er hat eine große Anhänglichkeit an die Hardenecks; Sie wissen doch, meine Frau ist eine geborene von Hardeneck. Wir trafen ihn letzten Winter in Budapest, luden ihn ein, und heute, zu unserer freudigsten Überraschung, kommt nun ein Brief, durch den er sich ansagt."

„Auf lange?"

„Für einige Wochen. O, ich denke, wir halten ihn schon; nicht wahr, liebste Bertha? Unter uns — ich habe ihn stark im Verdachte. daß es nicht nur selbstlose Freundschaft ist, was ihn hierher führt. Er treibt allerlei geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien, und Gaßler hat ihm verraten, daß unser Schloßarchiv reich ist an interessanten und bedeutenden Urkunden. In Herrn von Anzendorff steckt auch so ein Stück Romantik, Fräulein von Weylburg, so eine heimliche Schwärmerei für das Mystische, Rätselhafte, für die Astrologen und Goldmacher . . ."

„Ich möchte doch wissen," versetzte Hertha, „wer mich in diesen seltsamen Ruf gebracht? Ich glaube, Marie, du machst dir ein stilles Vergnügen daraus, mich als unpraktische Träumerin zu verschreien? Was? Aber da sind Sie völlig im Irrtume, Herr von Gruthenau! Trotz des historischen Sinnes, den Sie mir zuerkannt haben, bin ich ein Kind der lebendigen Gegenwart, just wie Sie, Herr Baron! Ich schwärme für Luft und Sonne, für den greifbaren Tag, den ich atme, und ein bißchen sogar für die nebelumhüllte Zukunft, die ich mir bei entsprechender Laune so rosig als möglich male."

Es entstand eine Pause des Nachdenkens. Mehrere der

anwesenden Personen hatten das dunkle Gefühl, als ob sie durch Herthas Worte, die in etwas bewegtem Tone gesprochen waren, im Kerne des eignen Wesens getroffen würden.

Die Zukunft! Wohl dem, der noch eine besaß!

Auch Gustav malte sich diese Zukunft so rosig als möglich. Er träumte von Liebes- und Ruhmeskränzen und starrte voll Sehnsucht in Herthas leuchtende Augen.

Aber die Hausfrau? Weshalb unterdrückte sie einen leisen Seufzer?

Und Herr von Gruthenau? — Er schaute unter dem Eindruck dieses mädchenhaften Bekenntnisses doppelt wehmütig in das Einst zurück, sehr im Widerspruch mit seinen sonstigen philosophischen Grundsätzen. „Die besten Trunke sind leider gethan,“ dachte er trübselig. Dann sprach er im stillen sich Mut ein. Noch schäumte die Schale. Um so voller und rückhaltsloser wollte er nun genießen, was ihm noch übrigblieb. Weg mit aller Kopfhängerei! Sie paßte nicht zu dem glänzenden Epikuräer, der immer auf Blumen gewandelt, der Hunderte von Herzen im Sturm genommen und das seinige niemals verloren hatte . . .

Punkt fünf Uhr hob Frau Bertha die Tafel auf.

Viertes Kapitel.

Man nahm den Kaffee, wie üblich, draußen auf der prächtigen Park-Terrasse. Trotz des Schattens, den die Kastanien, Ulmen und Eichen über die ganze Südwestfront ausstreuten, herrschte hier noch eine drückende Schwüle, die selbst den Leutnant von Höffert sichtlich herabstimmte, zumal er bei Tafel etwas stärker als sonst gebechert hatte. Marie neckte ihn deshalb, sprach mit komischen Pathos von den Excessen des Militärs und wollte sich totlachen, als der Leutnant im ersten Moment ein wenig verblüfft war.

„Beruhigen Sie sich," fuhr sie dann fort. „Wir alle sind ja ein bißchen erschlafft, nicht wahr, Papa? Die Hitze ist schrecklich, und der Burgunder mehr für den Frost berechnet."

Herr von Gruthenau, malerisch in den eisernen Gartensessel gelehnt, drohte ihr mit dem Finger.

Das Gespräch verfiel wieder auf den Oberst von Anzendorff. Herr von Gruthenau erzählte eine Duellgeschichte, bei der sich Anzendorff als Zeuge beteiligt hatte. Ohne daß es der Freiherr just darauf ablegte, trat die Gewandtheit, Hochherzigkeit und Klugheit Anzendorffs bei

dieser Erzählung in ein so günstiges Licht, daß der poetisch empfängliche Gustav nicht umhin konnte, mit einem verständnisinnigen Blicke in die Augen seiner Mama die Frage zu murmeln: „Denkst du an deinen Lieblingsspruch?"

Dieser Lieblingsspruch waren die Goetheschen Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

„Ja, ja," nickte Professor Ehlers, wie aus tiefen Meditationen erwachend, „wenn es überall Männer gäbe von so gerader Gesinnung und so offenem, ehrlichem Mute wie dieser Oberst von Anzendorff, dem ich jetzt schon unbekannterweise die größte Verehrung zolle, so würde der schnöde Unfug des Zweikampfes bald aus der Welt getilgt sein."

„Meinen Sie?" fragte der Leutnant selbstbewußt.

„Ja, das meine ich!"

„Und doch, Herr Professor, werden Sie nicht in Abrede stellen, daß es Verhältnisse giebt, in denen der Zweikampf als ein notwendiges Übel, ja vielleicht als eine Wohlthat erscheint."

„Ich leugne das auf das bestimmteste," lächelte Ehlers und blies eine große Rauchwolke vor sich her. „Wir leben in einem Rechtsstaate. Die Gesellschaft mit ihren Forderungen und Pflichten soll ein harmonisch gegliedertes Kunstwerk sein. Wer nun mit eigner Faust in das Räderwerk des Gesetzes eingreift, der sündigt am heiligen Geiste des Weltschönen, das mit dem Guten identisch ist. Wozu haben wir Richter? Für jede Beleidigung giebt's eine Sühne vor den staatlichen Tribunalen."

„Je nachdem, Herr Professor," sagte Leutnant von Höffert. „Wenn jetzt irgend ein thörichter Journalist die Behauptung wagte, Sie hätten Ihre Einführung in die

Ästhetik' nicht selbst verfaßt, sondern irgendwo abgeschrieben, so läge nichts näher als die gerichtliche Klage. Aber es giebt auch Beleidigungen, die sich nicht so glatt rubrizieren lassen, Beleidigungen mehr subtiler Natur, vor allem jedoch solche, die man, ohne sich selbst zu entwürdigen, dem Tribunale nicht vortragen darf ... Wie soll hier Sühne geschafft werden?"

„Ich verstehe nicht ganz ..."

„Das Thema ist allerdings in Damengesellschaft schwer zu erörtern."

„Ah so!" meinte Herr Ehlers. „Nun, es mag sein; obgleich ich mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen kann, wie ich zum Beispiel je in die Lage käme, nicht ganz gesetzmäßig mein Recht als Bürger und Mensch zu wahren. Offiziere, die das Duell ja von Amtswegen unterstützen —"

„Bitte sehr um Entschuldigung," sagte der Leutnant. „Wir stehen lediglich auf dem Standpunkte, ein Duell da ehrenhaft durchzuführen, wo es absolut unvermeidlich gegeworden ist."

„Theorie, Herr Leutnant, aschgraue Theorie. In jedem Fall werden Sie einräumen, daß neun Zehntel aller Duelle auf die erbärmlichsten Nichtigkeiten zurückgeführt werden müssen. Dieser hohe Prozentsatz genügt. Neuerdings macht sich, Gott sei Dank, eine Strömung geltend, die dem traurigen Vorurteil gründlich entgegenwirkt. Sogar in der Kunst."

„Davon weiß ich nichts."

„Ich komme Ihrem Gedächtnis zu Hilfe. Erinnern Sie sich des vortrefflichen Bildes ,Um eine Rose' von Roland Kessinger? Es war die Perle der letzten Ausstellung. Ein Wintermorgen im öden, verschneiten Walde

— rechts im Hintergrunde halten die Kutschen — ein Offizier hat eben gefeuert und sinkt nun verzweiflungsvoll in die Arme des Sekundanten; sein Widerpart, ein herrlicher Jüngling, genial in jedem Zug seines todblassen Angesichtes, liegt sterbend am Boden. Eine Rose, die seine Brust geschmückt und den Anlaß zu der grausigen Scene gegeben hat, ist halb welk in den Schnee geglitten. Er verblutet — um einer Rose willen!"

„Ich kenne das Bild," versetzte der Leutnant. „Es wirkt überaus fesselnd und, wenn Sie wollen, erschütternd. Indes — was heißt das: er verblutet um einer Rose willen? Die Rose ist offenbar nur der Vorwand. In Wirklichkeit sind die Männer, die hier gekämpft haben, Todfeinde, Rivalen — und die Rose, um derentwillen der eine dahinstirbt, ist nicht die halbwelke Blume, sondern ein Weib. Er oder ich — so lautet die Alternative. Mich dünkt, das ist Grund genug zu einer blutigen Auseinandersetzung."

„Ich bestreite, daß Roland Kessinger je an die Möglichkeit dieser Deutung gedacht hat. Hätten Sie recht, so könnte der Sieger nicht unmittelbar nach dem tötlichen Schuß Reue bekunden. Nein — Roland Kessinger malt uns hier die Tragikomödie jener kläglichen Salonrivalität, deren Basis nur die persönliche Eitelkeit ist. Die beiden Gegner sind vielleicht Freunde gewesen; die offenkundige Trauer des Überlebenden spricht sogar unabweislich für diese Annahme — und lediglich weil das grausame point d'honneur unsere Cavaliere im Bann hält, nimmt der leichte Konflikt einen so schrecklichen Ausgang. Ich wünschte, Herr Leutnant, eine gute Kopie des Bildes hinge in jedem Offizierskasino. Den erläuternden Text dazu wollte ich gratis liefern."

Hertha von Weylburg interessierte sich höchlich für dieses Thema. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie unter dem Einflusse ihrer phlegmatischen Schwester damals versäumt hatte, die Ausstellung rechtzeitig zu besuchen. „Die Sache läuft uns nicht weg,“ hatte Julie erklärt, „und der Weg ist so weit; vielleicht verbinden wir's demnächst mal mit einer Besorgung.“ Als sie dann endlich hinkamen, war das Bild drei Tage vorher nach einer süddeutschen Residenz gewandert. Damals hatte sie's leicht genommen; es gab ja in den drei Sälen wohl noch ein halbes Dutzend packender Kompositionen. Jetzt aber, bei der Schilderung des Professors, hatte sie das Gefühl eines ernsten Verlustes. Hieran schloß sich die stille Betrachtung, wie oft ihr während der letzten zwei Jahre ein Ähnliches widerfahren war, von wichtigen äußeren Geschehnissen bis herab zu den glücklichen Stimmungen, die ihr Julie zerstört hatte, Julie und ihr vortrefflicher, aber leider so traurig prosaischer Mann.

Es schlug sechs. Gustav, der sich vor zehn Minuten schweigend entfernt hatte, kam in flotter Matrosentracht aus dem Gartensalon. Auf dem Programm nämlich für den Nachmittag stand eine Kahnfahrt.

„Muß man sich umkleiden?“ wandte sich Hertha an ihre Freundin.

„Bewahre! Wir rudern ja nicht!“

Die beiden Mädchen erhoben sich. Fräulein von Gruthenau setzte den blumenumtroddelten Gartenhut auf, schritt dann zum Freihern, schlang von rückwärts die Arme zärtlich um seinen Hals und sagte schmeichlerisch:

„Fährst du nicht mit, Papachen?“

Freundlich sah er zu ihr empor.

„Nein, mein Engel. Ich habe noch allerlei zu erledigen; einige Briefe . . .“

Sie küßte ihn auf den Mund.

„Adieu denn! Adieu, Mama!“

Die jungen Leute und das Ehepaar Ehlers entfernten sich durch den Park — in demselben Moment, als Fräulein von Halffkerke auf der Schwelle des Gartensalons erschien. Sie trug in der Linken ein Arbeitstäschchen und ihre Brille, in der Rechten einen zierlichen Stock aus Ebenholz, auf den sie sich stützte, wenn sie, die fleißige Stickerei unterbrechend, zwischen den Beeten einherschritt.

„Adieu, Tantchen!“ klang es voll Übermut von den Lippen Mariens, die sich noch einmal umgekehrt hatte. Nun wandten sich auch die Gesichter der Übrigen zum freundlichen Abschiedsgruß.

Tante Susette sah den Enteilenden mit einem Anflug rührseliger Wehmut nach. Sie entsann sich, daß sie vor langen, langen Jahren denselben Weg durch die Ahornallee geschritten war und dann jenseits der Parkmauer in Begleitung zweier Freundinnen und eines jungen, lebenslustigen Offiziers die Gondel bestiegen hatte. Vier Dezennien waren seitdem ins Land gegangen; die Welt da draußen hatte die wundersamsten Wandlungen erfahren, und doch, im Grunde war alles sich gleich geblieben! Das Schloß blickte noch heute wie damals in seiner granitenen Starrheit über das Thal hinaus; von dem Altane sah man den See erglänzen wie damals; ja, der Park selbst trug noch heute die alten Gesichtszüge, wenn auch so mancher Baumriese von einst gefallen und durch den unbarmherzigen Nachwuchs verdrängt worden war. Auch in ihrem Gemüte war noch alles wie einst — sonnig und warm und voll

innigster Menschenliebe, wenn es auch nicht mehr die Sonne des Frühlings war, die ihr das Herz durchleuchtete.

Sie setzte sich neben die Hausfrau, die gleichfalls in tiefe Gedanken versunken auf jene Stelle im Parke starrte, wo jetzt eben das lichte Gewand Mariens zum letztenmal hinter den Büschen erglänzte.

Im Gegensatz zu der friedsamen Klarheit im Antlitz des alten Fräuleins lag es über der Stirn der Baronin wie heimliche Trauer. Ihr Blick machte den Eindruck, als sei er von jahrelangem Spähen, Harren und Hoffen ermattet, als schaue er mit schmerzlicher Resignation in das Grau einer lichtlosen Zukunft.

Herr von Gruthenau stand jetzt auf, nickte den Damen zu und begab sich ins Schloß. Man hörte ihn gleich darauf klingeln.

Tante Susette hatte inzwischen die Arbeit hervorgezogen und ihre wenig geschmackvolle Brille auf das zierliche Näschen gesetzt. Sie handhabte emsig die Nadel, ohne fürs erste emporzusehen.

„Nun, Bertha?“ frug sie nach einer Weile; „du träumst ja wie ein fünfzehnjähriger Backfisch! Nicht wahr, wenn man so sieht, wie die fröhliche, selige Jugend ihr Dasein genießt und jede Sekunde in ein Idyll oder ein Heldengedicht verwandelt, dann überkommt es die Alten wie unwiderstehliche Sehnsucht nach der Vergangenheit? Verzeih, daß ich sage ‚die Alten‘! Ich dachte hierbei an mich. Du bist noch nicht alt, weder an Jahren, noch der Erscheinung nach; aber ich weiß nicht, manchmal kommt es mir vor, als nähmst du das Leben noch schwerer als deine Tante, die doch ganz bequem deine Mutter sein könnte. Heute besonders. Schon bei Tische fiel es mir auf.

Du warst so zerstreut, so eigentümlich beklommen. Fehlt dir etwas?"

Bertha von Gruthenau schüttelte langsam den Kopf. „Was sollte mir fehlen?" sagte sie ruhig. Ihre Stimme bebte nur kaum bemerkbar. Dann, sich völlig beherrschend, setzte sie freundlich hinzu: „Ich danke dir, liebste Tante! Du hast das treueste Herz von der Welt. Aber im Ernste, du irrst. Ich bin etwas angegriffen. Die vielen Ausflüge und Festlichkeiten, von denen ich mich doch nicht ganz zurück halten darf . . . Kurt würde mir's wenigstens bitter verdenken. Er selber ist so elastisch, so unermüdlich . . ."

Fräulein von Halffkerke reihte mit krampfhafter Schnelligkeit Stich an Stich.

„Du weichst mir aus, Kind! Eine Frau in deinen Jahren, eine geborene Hardeneck — die Hardenecks sind ja berühmt durch ihre alles besiegende Zähigkeit — nein, Bertha! Aber ferne sei es von mir, dich bestürmen zu wollen! Es giebt Dinge genug, die der Mensch mit sich selbst abmachen muß, Dinge, über die man nicht reden mag, selbst wenn Jahre darüber hinweggegangen. Nur das eine wollte ich dir in Erinnerung bringen: daß du bei mir allezeit eine Zuflucht findest für deine trüben Gedanken, für deine großen und kleinen Sorgen — obschon ich mir, wie gesagt, keine rechte Vorstellung davon mache, was dich bekümmern mag."

„Nun also!" lächelte Frau von Gruthenau, dem Fräulein die Hand drückend.

„Aber was hilft's", fuhr Tante Susette fort. „Du machst eben leider nicht immer den Eindruck der Sorglosigkeit. Es ist merkwürdig. Du hast einen liebens=

würdigen, aufmerksamen, weit und breit geachteten Mann, reizende Kinder, ein glänzendes Hauswesen. Und war nicht Kurt deine erste und einzige Liebe? Siehst du, das allein ist schon außerordentlich wertvoll. Eine Enttäuschung wirft mitunter auf Jahre hinaus betrübsame Schatten in ein Frauengemüt, während das Hochgefühl, in dem Manne, den man besitzt, gleichzeitig das Idol jener ersten glühenden Träume zu sehen, über gar manche schwierige Stunde hinweghilft. Habe ich recht, Bertha?"

„Gewiß!" antwortete Frau von Gruthenau, tief Atem holend. „Du mußt nicht so auf mich achten, Tante! Ich bin wirklich ein wenig nervös. Ich liebe die Einsamkeit, während Kurt, je älter er wird, um so eifriger für die Geselligkeit schwärmt. Du wirst mir nachsagen, daß ich den Neigungen meines Mannes entgegenkomme, aber ich fühle mich, offen gestanden, nicht wohl dabei."

„Also das . . .!" murmelte Tante Susette kopfnickend. „Und du bist wirklich eine so unversöhnliche Feindin aller Vergnügungen?" Ein skeptischer Blick ging aus den klugen graublauen Augen über die Brille hinweg.

„Neuerdings, ja."

„Nun, und das Reisen, das doch auch seine Strapazen hat?" fragte die Tante. „Bist du dem Reisen so abhold? Warst du nicht seelenvergnügt, als es im Herbst vor zwei Jahren nach Cannes ging und im folgenden Jahr nach Mentone?"

Bertha errötete.

„Ja, ich war froh, schon um deswillen, weil wir auf diese Art die Saison in der Hauptstadt vermieden. Und dann, Marie war damals so bleichsüchtig . . ."

Tante Susette handhabte wieder eifrig die Nadel. Sie

fühlte, daß die Erklärungsversuche Berthas nicht stand-hielten. Warum sie nur zu ihrer alten, einzigen Tante so wenig Vertrauen hatte? Machte vielleicht Gustav ihr Sorge? Kaum denkbar! Gustav war eine Seele von einem Jungen! Freilich, er war Student, und Studenten übertrafen in manchen Beziehungen selbst die Leutnants; die Leutnants von heute — denn die von ehedem waren aus anderem Holze geschnitzt als beispielsweise der über-mütige, kecke und schroffe Leutnant von Höffert. Übrigens, wenn wirklich etwas daran war . . . an jener Bemerkung nämlich, die just dieser Leutnant von Höffert vor einigen Tagen bei der Bowle gemacht hatte, leise und nur zu Gustav, aber doch so, daß Fräulein von Halffkerke sie ge-hört hatte; wenn Gustav wirklich in Frau Iduna „ver-knallt" war; wenn sich — der bloße Gedanke machte das alte Fräulein erröten bis in die Haarwurzeln — wenn sich gar zwischen ihm und der feurigen jungen Frau etwas anspann . . . etwas . . . Entsetzlich!

Fräulein Susette gelobte sich, dem jungen Menschen gründlich auf die Finger zu sehen und ihn gelegentlich, wenn sie das mindeste wahrnehme, was ihr verdächtig schien, stark ins Gebet zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Die Gesellschaft eilte inzwischen paarweise nach der Strandmauer. Der See lag glatt wie ein Spiegel.

Professor Ehlers, der eine heimliche Antipathie gegen Wasserfahrten verspürte, nahm eine träumerisch-sinnende Haltung an, räusperte sich und pries in überschwenglichen Worten die Aussicht, die man am Ufer genoß: die Hügelreihe zur Linken mit ihren schattenden Lauben von wildem Wein und ihren bläulich schimmernden Buchenwäldern; das Tannengehölz zur Rechten mit den vereinzelt aufragenden Felskuppen; und jenseits der Seefläche die reiche, stattliche Ortschaft Laßberg mit dem stilvollen Kirchturme, dessen blinkende Uhr wie ein freundlicher Lichtpunkt herübersah.

Iduna, die ihren Gatten durchschaute, versetzte ihm einen schalkhaften Stoß mit dem Sonnenschirme.

„Das können wir alle Tage genießen,“ sagte sie strafend. „Es ist dir ganz gut bei deiner nervösen Reizbarkeit, wenn du dich an das Schaukeln im Kahne ein bißchen gewöhnst. Was soll's denn werden, du Hasenfuß, wenn wir im nächsten Jahr nach der Insel Wight gehen? Was? Und

den haushoch schäumenden Ärmelkanal passieren? Neigen Sie denn auch so erschrecklich zu Schwindel und Seekrankheit wie hier meine schlechtere Hälfte?“ Die letzte Frage galt dem Leutnant von Höffert.

„Gott sei Dank, nein!“

„Liebes Kind,“ sagte Herr Ehlers ein wenig spitz, „wenn wir denn doch einmal dieses befremdliche Thema hier aufs Tapet bringen, so muß ich bemerken, daß die Seekrankheit durchaus nicht auf Willensschwäche beruht, sondern auf rein physiologischen Vorgängen, auf Reflexerscheinungen ...“

„Ganz recht,“ nickte die junge Frau. „Und diese Reflexerscheinungen will ich dir abgewöhnen. Wenn wir mitten im See sind, — nicht wahr, Herr von Höffert? — dann fangen wir wieder das amüsante Geschaukel an wie neulich, wo mein vortrefflicher Leopold beinahe unangenehm wurde!“

„Gnädige Frau wissen, daß ich allzeit zu dero Disposition stehe, selbst auf die ernste Gefahr hin, unsern verehrten Professor in Zorn zu setzen!“

„Immer witzig!“ lachte Professor Ehlers. „Schaukeln sie meinetwegen, soviel Sie wollen! Aber kippt dann die Barke, dann übernehmen sie wohl auch gütigst die Rettung meiner leichtblütigen Frau? Ich wenigstens sorge alsdann nur für mich selbst.“

„Können Sie schwimmen?“ fragte der Leutnant.

„Nun, mit Hilfe der Sitzbretter würde ich den Elementen schon Trotz bieten.“

„So können wir ja beruhigt sein.“

Gustav hatte inzwischen die Kette gelöst. Er hielt sie straff angezogen, so daß die Barke dicht an die Treppenkante zu liegen kam. Der Leutnant reichte zuerst der

Professorin, dann Fräulein von Weylburg und zuletzt Fräulein Marie die Hand. Hiernach sprang er selbst in den Kahn, unbekümmert um den blonden Ästhetiker, der zögernd auf der untersten Stufe blieb.

„Nun, Leopold?“ klang die Stimme Idunas. „Willst du dort festwurzeln?“

Dem Professor stieg das Blut ins Gesicht.

„Ich habe nur abgewartet, daß die Damen sich setzen sollten.“

Er nahm sich ein Herz und schwang sich mit ungraziöser Anstrengung über die Kluft, die sich infolge des Auf- und Abschwankens zwischen dem Kahn und der Treppe gebildet hatte.

„Bravo!“ sagte der Leutnant.

Der Beifall kam indessen verfrüht. Herr Ehlers stolperte über das hinterste Sitzbrett, kam unwiderstehlich zu Fall und packte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, seine Gemahlin, die auf dem Mittelbrett saß, mit weitausgreifenden Händen am Kopfe.

„Nein, wie ungeschickt!“ sagte sie beinahe heftig und warf ihm einen flammensprühenden Blick zu.

„Entschuldige, liebste Iduna, aber keine Galanterie der Welt kann mich hindern, dem Gesetze der Schwere zu folgen. O, dein Hut . . .! Ich bedaure unendlich . . .! Wär' ich jetzt Scipio und im Begriff, mich nach Afrika einzuschiffen, ich würde Kehrt machen.“

„Daran würdest du gut thun,“ bemerkte Frau Ehlers, die Lippen aufwerfend. „Scipio! Deine Vergleiche sind kühn!“

„Omne simile claudicat! Ich meine ja nur . . .“

„Meine jetzt lieber mal gar nichts, wenn ich dich bitten

darf, sondern zieh deine Kniee ein wenig zurück! Du hast ein Talent, deine Nachbarschaft zu genieren . . .“

„O, o! Ich glaube faktisch, Iduna, du hast mir das übelgenommen mit der Zerdrückung der irrelevanten Blumen da? Aber, wie schon bemerkt, im Stürzen ist selbst ein Gott nicht Herr seiner selbst; sonst hätte Vulkan, als Zeus ihn zur Erde warf, nicht das Bein gebrochen.“

Der Leutnant lächelte. Die Reminiscenz an den hinkenden Ehegemahl Aphroditens schien ihm wenig am Platze, vielleicht gerade deshalb, weil sie von selber sich einstellte.

„Fertig!“ erscholl jetzt die Stimme Gustavs. Das Steuerruder hatte er fest gebunden. Ungleich gewandter als der Professor, kletterte er zwischen Iduna und Hertha hindurch, um neben dem Leutnant auf dem Rudersitz Platz zu nehmen. Marie setzte sich nach einigem Hin und Her neben den bloden Ästhetiker. Im nächsten Moment griffen die Ruder aus, und das Fahrzeug glitt geräuschlos nach links, um in den Schatten der buchenbestandenen Hügel zu kommen. Leutnant von Höffert saß dem Fräulein von Weylburg, Gustav der Frau Professorin gegenüber.

„Der Matrosenanzug steht Ihnen reizend!“ sagte Iduna zu dem Studenten. „Nicht wahr, Mariechen? Er sieht aus wie der erste Liebhaber eines französischen Singspiels!“

„Hinreißend!“ bestätigte Paul von Höffert, um den Ausspruch der jungen Frau durch Überbietung zu schwächen.

Gustav schaute etwas bestürzt in die Augen Herthas. Er machte durchaus nicht den Eindruck, als ob die Anerkennung Idunas ihm schmeichle. Im Gegenteil: sein Blick schien um Verzeihung zu bitten für alles, was hier nicht ganz korrekt und harmonisch war: für die schnöde

Behandlung des armen Ästhetikers, für die vertrauliche Art der Professorin, vielleicht sogar für die eigne, etwas phantastische Koketterie, die ihn veranlaßt hatte, sich allein vor den Übrigen diese kleidsame, aber nicht ganz motivierte Tracht beizulegen.

Hertha von Weylburg mußte den Blick verstehen. Sie lächelte gutherzig und wandte sich dann, um einen etwas gesetzteren Ton anzuschlagen, mit der Frage an Frau Iduna, ob sie sich ebensosehr für Malerei interessiere wie ihr Gemahl.

„In meiner Art, ja," sagte Frau Ehlers. „Ich verschwende nicht so viel Redensarten, aber wenn so ein Bild recht aus dem Leben gegriffen und ordentlich ausgeführt ist, dann stehe ich paff. Es fällt mir dabei nicht ein, mich viel um die Technik zu kümmern, und wie das Zeug alles heißt. Nur die Wirkung verspüre ich, und diese Wirkung kann mich rabiat machen."

„Finden auch Sie das Bild, von welchem Ihr Herr Gemahl sprach, so lebenswahr und ergreifend?"

„Und ob!" versetzte Iduna. „Das ist nämlich merkwürdig: wir sind im übrigen grundverschiedene Naturen, mein Mann und ich, aber gewisse Genrebilder packen uns mit der gleichen Unwiderstehlichkeit. Nicht wahr, Alter?"

Sie nickte ihm freundlich zu, als wolle sie ihre Unart von vorhin wieder gutmachen.

„Meine Frau besitzt großes Verständnis für die bildende Kunst," sagte Professor Ehlers mit einem dankbaren Lächeln.

Hertha von Weylburg hatte sich umgekehrt; sie sah, wie die Mundwinkel unter dem borstigen blonden Schnurrbärtchen leise vibrierten. Mit einem Male empfand sie ein unsägliches Mitleid. Was war das für ein seltsamer

Herr, der sich so leichthin beiseite schieben oder zum Gegenstande unziemlicher Fopperei machen ließ, um gleich danach in heimliche Anbetung zu versinken, sobald ihm dies übermütige Weib einen Strahl ihrer Huld gönnte? Von dem Professor schweifte ihr Blick nach dem Antlitz Idunas. Hertha empfand jetzt klarer, was ihr von Anfang an dunkel vorgeschwebt hatte, daß sie mit dieser Frau sich niemals befreunden würde. Auch sie, Hertha, neigte gelegentlich stark zum Mutwillen, ja zur Ausgelassenheit, aber so völlig abseits von der Art Frau Idunas, so ganz anders im Kolorit! Nein, die Professorin war ihr wenig sympathisch. Und doch mußte Hertha sich einräumen: es lag etwas Holdes, Verführerisches in diesen Zügen, vor allem in den blitzenden Augen und dem süß schwellenden Munde.

„Kennen Sie den Schöpfer jenes Gemäldes persönlich?“ frug Hertha nach einer Pause.

„Den Roland Kessinger? Nein!“

„Ich dächte mir das nun äußerst interessant! Sie haben doch sonst gewiß viele Bekanntschaften unter den bildenden Künstlern?“

„Es geht. Mein Mann vermeidet das eigentlich. Er sagt, als Kunstkritiker müsse er sich die Unbefangenheit seines Urteils bewahren.“

„Sollte das durch den persönlichen Umgang beeinflußt werden?“

„Selbstredend. Wenn man sich mit den Künstlern befreundet . . . Man wird zu nachsichtig.“

„Manchmal enttäuscht auch der Künstler unsere Erwartungen!“ rief der Professor.

Hertha nickte.

„Das hab' ich an Gustav Doré erlebt — an seiner

Photographie wenigstens. Dieser gewaltige Geist, für dessen Zeichnungen ich kein Wort der Bewunderung zu groß finde, schwebte mir vor in der Gestalt eines alttestamentlichen Sehers. Und nun die Wirklichkeit! Ein bartloses, dummes Gesicht! In vollem Ernste: es war dumm, dieses Gesicht, und lange Zeit wurde ich den unangenehmen Eindruck nicht los."

„Soviel ich weiß," bemerkte Gustav von Gruthenau, „ist Roland Kessinger ein stattlicher, feuriger und geistvoller Mann, von ungesuchter Genialität, etwas rücksichtslos — Gott, wo habe ich nur einen biographischen Aufsatz gelesen? In der ‚Norddeutschen Rundschau', wenn ich nicht irre."

„Ganz recht," bestätigte Ehlers. „Der Aufsatz war von Perretti; er nannte Herrn Roland Kessinger den Messias der Genremalerei."

„Ist er noch jung, dieser Kessinger?" fragte Iduna ihren Gemahl.

„Neunundzwanzig vielleicht."

„Ach! Und schon so berühmt! Der kann's weit bringen, wenn er so fort arbeitet. Neunundzwanzig!"

Die Schatten der Hügelkette legten sich weiter und weiter über den Wasserspiegel. Man brauchte jetzt nicht mehr so nahe am Ufer zu fahren, um die Glutstrahlen der Sonne zu meiden. Paul von Höffert und Gustav gaben der Barke eine veränderte Richtung.

Die kleine Landzunge mit dem Fischerhäuschen hatte man längst im Rücken. Da plötzlich hub die ganze Fläche ringsher sich zu kräuseln an, und im nächsten Augenblick senkte es sich wie aschfahle Dämmerung über die Landschaft. Hinter der Bergkette schob sich mit unheimlicher Geschwindigkeit eine schwarzgraue Wolkenwand auf; ein gelber Blitz

huschte über die schwellenden Massen, und langsam verhallend rollte der ferne Donner.

„Wollen wir umkehren?“ fragte Marie den Leutnant.

„Wie Sie befehlen! Ich glaube indes, wir haben näher nach Laßberg als zurück nach dem Parke. Wenn wir uns tüchtig ins Zeug werfen, landen wir vielleicht noch, ehe es regnet.“

„Meinen Sie?“ fragte Professor Ehlers.

„Wir können ja mit rudern!“ wandte sich Hertha an die Professorin. „Zwei Ruder liegen hier unten im Kiele.“

„Ich verstehe mich leider nur schlecht darauf. Aber Mariechen, Sie haben uns neulich ja so erbauliche Proben gezeigt! Kommen Sie, wir tauschen die Plätze!“

„Ums Himmelswillen, haltet euch ruhig!“ rief der Professor, mit beiden Händen den Rand der Barke umklammernd. „Das ist ja ein förmlicher Sturm! Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein, Vorsicht, Vorsicht!“

„Ach, so schnell wird die Barke nicht kentern,“ lachte Marie, während Iduna sich langsam vorbeischob. „So, da säßen wir glücklich! Herr Professor, Sie zittern ja! Sehen Sie, mein Ruder hängt schon im Haken! Bist du in Ordnung, Hertha? So, und nun vorwärts! Hübsch im Takt, wenn ich bitten darf! Herr Leutnant, Sie haben die Güte zu kommandieren!“

Hertha war ohne viel Umstände über die Bank gestiegen und kehrte jetzt ihrem bisherigen Gegenüber den Rücken zu. Kraftvoll stemmte sie ihre kleinen Füße in den zierlichen Knöpfstiefeln wider die Kielrippe.

„Eins, zwei! Eins zwei!“ zählte der Offizier. „Fräulein von Weylburg, mein unterthänigstes Kompliment! Sie rudern eben so meisterhaft wie Fräulein von Gruthenau!

Sehen Sie nur, wir fliegen dahin wie die Seemöwen! Herr Professor, verstehen Sie sich aufs Steuern?"

„Theoretisch, ja," hauchte Professor Ehlers.

„Es wäre bei diesem Wellenschlage doch zweckmäßig, wenn Sie die Güte hätten, das Ding loszubinden."

„Ja, wie soll ich denn . . ."

„O, das macht keine Schwierigkeit! Natürlich müssen Sie dann die Handhabe straff in der Faust halten. Ich werde Ihnen schon sagen, wenn Sie nach rechts oder nach links drehen."

Ein steifer Wind blies jetzt über den See, recht stattliche Wellenhügel emporwühlend. Die Barke durchschnitt diese Wogenkämme ganz kunstgemäß. Ihre Spitze senkte sich bald zu Thal, bald schnellte sie wieder empor, so daß der Professor, der sich auf allen vieren nach dem Steuersitze gelotst hatte, auf und nieder tanzte wie ein kartesianisches Teufelchen. Den Strohut mit dem lichtblauen Taftbande hatte er seiner Iduna zum Halten gegeben. Das strähnige Haar flatterten ihm verzweiflungsvoll um die hageren Schläfe. Krampfhaft hielt er das Steuer gepackt; auf jedes Wort des Leutnant von Höffert lauschte er wie auf eine göttliche Offenbarung. Die fest aufeinander gepreßten Lippen, die weitgeöffneten Augen, das unausgesetzte Vibrieren der Nasorialmuskeln verriet ein tödliche Angst.

In der That, es war keine Kleinigkeit, so auf schwankendem Fahrzeuge — illi robur et aes triplex circum pectus erat — durch die entfesselte Wut dieser Gewässer zu steuern, die zwar nicht so ausgedehnt wie das tyrrhenische Meer, aber doch gerade tief genug waren, um hundert solcher erbärmlicher Nußschalen samt ihren Insassen auf Nimmerwiedersehn zu verschlingen! Die kindischen Backfische

blieben nur deshalb ruhig und gelassen, weil sie in der Beschränktheit ihres Gehirns den ganzen Umfang dieser Gefahr nicht erkannten; Gustav und der übermütige Offizier wollten sich in den Augen der Damen als Helden aufspielen; Iduna vollends blickte nur aus angestammtem Oppositionstrieb so gleichmütig in das fürchterliche Getose! Ihre Weltanschauung war ohnehin eigentümlich genug. Wie oft schon hatte sie ihm gesagt: ‚Siehst du, wenn jetzt der Zug entgleiste und hinab in den Fluß stürzte, oder wenn das Geländer hier nachgäbe — mir wäre es vollständig Wurst!‘ Sie verachtete sonach das Leben trotz ihrer Lebenslust — lediglich um ihn zu kränken, zu alterieren . . .!

Er verspürte in diesem Augenblicke etwas wie Haß gegen die kühl dreinschauende Frau, die kaum einmal mit den Wimpern zuckte, wenn der Blitz unmittelbar vor ihr wie ein höllischer Flammenkoloß über die Berge fuhr. Schön war sie — ja — schön und begehrenswert: aber bei all ihrem wonnigen Liebreiz dämonisch, grausenhaft, eine Teufelin! Und nun packte ihn der Gedanke: „Du möchtest doch sehen, wie sich die Trotzige anstellen würde, wenn das Ding jetzt hier umschlüge, und sie sauste mit ihrem schneeigen Meerfrauengesicht schlankweg ins Wasser!“ Dann überliefs ihn vom Wirbel zur Zehe. Er zog die Kniee zu sich heran wie ein Frierender. Es stand ihm über allen Zweifel erhaben: sie würde mit dem Leben davonkommen; nur er, der Mann der harmonischen Daseinsführung, der dankbare Schätzer dieser vergänglichen Existenz, er würde elend ersaufen, jenem Gesetze zufolge, das den Patroklus sterben und den Thersites heimkehren ließ.

„Bitte rechts!“ rief der Leutnant, so laut er konnte;

denn jetzt prasselte ein gewaltiger Regen hernieder, der die menschliche Rede fast übertäubte. „Rechts, Herr Professor! Noch mehr! Immer noch mehr!"

Professor Ehlers that sein möglichstes. Er war dankbar dafür, daß der Leutnant so energisch ihn anfuhr. Die fremde Entschlossenheit gab ihm einen gewissen moralischen Halt.

Hertha von Weylburg hatte, während sie kräftig und gleichmäßig ruderte, den Blick fest auf die jämmerliche Erscheinung des improvisierten Steuermannes geheftet. Dieser Mensch war ihr einfach ein Rätsel. Wie konnte Iduna ihn lieben, wenn sie nur einmal ihn halb so durchschaute, wie Hertha im Lauf dieser flüchtigen Viertelstunde? Das wollte ein Mann, ein Beschützer sein für das Weib seiner Wahl? Er, der selbst eines Gängelbandes bedurft hätte wie ein lallendes Kind? Sie gedachte ihres verstorbenen Vaters und der frommen, bewundernden Art, mit welcher ihre Mama bei jedem Anlaß von ihm gesprochen hatte. Ein sonderbares Gefühl überkam sie. Ihre Augen wandten sich ab nach den wolkenverhangenen Wäldern von Laßberg, die näher und näher rückten.

Der Guß hatte nach fünf Minuten schon aufgehört; Zeit genug freilich, um die Insassen des Fahrzeuges trotz der aufgespannten Sonnenschirme und der übergebreiteten Shawltücher, Überzieher und Decken stark zu durchnässen.

„Das wird einen scheußlichen Schnupfen absetzen," meinte Herr Ehlers.

„Für Sie vielleicht," sagte der Leutnant. „Wir anderen sind abgehärtet. Nicht wahr, Fräulein von Weylburg?"

„Ich hoffe."

Der Ton des Leutnants hatte etwas äußerst verbindliches, wärmer noch und lebhafter als vorhin bei dem Kompliment über Herthas Ruderkünste.

„Schau, schau," dachte Marie, „er legt es also doch darauf ab, ihre Eroberung zu machen! Der Don Juan! Ich hatte mir's eingebildet, er wäre ganz weg von mir! Nun, wir sind, Gott sei Dank, in der Lage, höchst vornehm die Achseln zu zucken. Viel Vergnügen, Herr Leutnant! Mißgunst gegen die beste Freundin, blasser Courneid, wie Papa einmal sagte, das wäre nicht edel und obendrein lächerlich! Die beiden gäben ein hübsches Paar, wahrhaftig, und er ist mir doch so vollständig unter Null . . ."

Trotz dieser klaren Erkenntnis war sie doch auf den Leutnant ein wenig böse. Das gehörte sich nicht! Einer jungen Dame von Distinktion, einer Baroneß von Gruthenau, einer so ganz allerliebsten Blondine drei Wochen hindurch eifrig den Hof zu machen, und dann gleich so bei der ersten Gelegenheit . . . „abzuspringen" war ja zu viel gesagt, aber doch Augen zu haben für eine andere . . . O, o! . . .

Noch fünf Minuten eifriger Arbeit: dann hielt das Fahrzeug am Landungsplatze des Dorfes Laßberg. Während der Leutnant den Damen beim Aussteigen half, schloß Gustav die Barke an und stützte hiernach den triefenden Herrn Professor, der, ein gebrochener Mann, unsicheren Fußes über die nassen Planken einherkletterte.

„Froh der bestandenen Gefahr," — lächelte Gustav.

„Allerdings," versetzte Herr Ehlers aufatmend. „Übrigens sind wir noch keineswegs über alle Berge. Die Luft hat sich um wenigstens acht Grad Réaumur abgekühlt. Ich wittere jetzt nicht nur das kleine Mißgeschick eines Schnupfens,

sondern das unheimliche Gespenst einer Lungenentzündung, wenn wir nicht augenblicklich ins Trockene kommen."

„Das versteht sich von selbst, Herr Professor. Da drüben liegt der Gasthof „Zum goldenen Anker'. Sie sehen, der Leutnant und Fräulein Hertha schreiten bereits darauf los. Wir lassen uns einen tüchtigen Grog brauen und tanzen ein wenig; die Wirtstochter hat uns schon öfter hier aufgespielt."

„Mir wäre es lieber, ich könnte mich umkleiden. Hören Sie nicht? Ich fange schon an heiser zu werden."

„Pah, der Grog wird das alles hinwegspülen! Machen Sie sich Bewegung! Ich versichere Sie, das ist das einzig Vernünftige. Übrigens fragen Sie doch den Wirt: er borgt Ihnen gewiß mit Vergnügen sein Galakostüm! Es wird Ihnen zwar ein wenig zu weit sein . . ."

„Die Idee ist vortrefflich. Sie thäten auch besser, sich die durchnäßten Sachen da schleunigst vom Leibe zu ziehen. Bei den Damen geht's nicht so durch. Die sitzen ja, dank der unausstehlichen Mode, in einer Art Käfig. Sie aber — das klatscht sich ja nur so an —; ein Plastiker könnte Sie gleich modellieren."

Der Student betrachtete sich, nickte und sagte dann resigniert:

„Verteufelt! Nun wir wollen sehn, was sich thun läßt."

Sechstes Kapitel.

n der Gaststube des „Goldenen Ankers“ saß nur ein alter Herr — wie es schien, ein Tourist — bei einer dreiviertels geleerten Flasche Rotwein. Als die Gesellschaft in der geräuschvollen Art solcher Ankömmlinge hereintrat, goß er den letzten Rest in sein bauchiges Glas und entfernte sich.

Nun war man Herr des Terrains. Man bestellte den Grog und für die Damen eine große Portion heißen Kaffee. Dann schob man, Gustavs beifällig begrüßten Vorschlag ausführend, sämtliche Tische und Stühle hart an die Wand, um Raum für den Tanz zu gewinnen.

Professor Ehlers, der sich heimlich entfernt hatte, kehrte nach zehn Minuten zurück und erregte eine mehrfach wiederholte Lachsalve. Der Anzug des dicken Wirtes hing ihm sackähnlich um die hagere Gestalt, so daß der Ausruf Idunas: „Wie eine Vogelscheuche!“ als äußerst treffend befunden wurde. Professor Ehlers jedoch fühlte sich höchst behaglich, erklärte die etwas verletzende Heiterkeit seiner Fahrtgenossen für Mißgunst und riet den Herrschaften großmütig an, seinem Beispiel zu folgen.

Gustav holte sich in der That eine Joppe, die jungen

Mädchen borgten sich von der Haustochter ein paar Umhängetücher; nur die Professorin und der schneidige Offizier, der von den Felddienstübungen her wohl Schlimmeres gewohnt war, leisteten kaltblütig lächelnd Verzicht.

Inzwischen hatte Marie eine gute Idee gehabt. Der Hausbursche war bereits unterwegs mit einem Billet an die Laßbergs. Das Herrenhaus erhob sich nur wenige hundert Schritte nördlich vom Dorfe. Marie lud ihre beiden Freundinnen Linda und Afra von Laßberg, sowie deren Bruder Hans Kunibert auf ein lustiges Stündchen in das kleine Hotel ein.

Die freundliche Wirtstochter Fanny hatte bereits den „Bacio“ und die „Blättlein im Winde“ gespielt, wobei Frau Iduna mit Gustav wie besessen herumgetollt hatte. Dann war der Kaffee gekommen und das kochende Wasser, das Leutnant von Höffert mit Hilfe eines unverhältnismäßigen Quantums von Arrak in das verwandelte, was die Seeleute einen steifen Grog nennen.

Da ging die Thüre auf und zwei blaßblonde junge Mädchen von sehr heller Gesichtsfarbe, ausgezeichnet durch den fast gänzlichen Mangel der Augenbrauen und die beträchtliche Länge ihrer weißlichen Wimpern, traten, von einem breitschulterigen, blonden Jüngling gefolgt, etwas steifbeinig über die Schwelle.

„Das ist ja reizend!“ sagte Marie von Gruthenau. Sie umarmte und küßte erst Linda, die ältere, hübschere, und dann Afra, die jüngere Schwester, deren unangenehme Stülpnase dem Eindruck der Vornehmheit, wie ihn Linda hervorrief, ein wenig Abbruch that. Dann bot sie dem Jüngling Hans Kunibert artig die Hand und vermittelte nun die Bekanntschaft der Laßbergs mit Hertha von Weylburg.

Hans Kunibert verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen. Die beiden Mädchen murmelten etwas Unverständliches durch die Zähne. Linda fügte noch eine formvoll kühle Bemerkung über das Wetter hinzu und lächelte mit dem linken Mundwinkel zu Herrn von Höffert hinüber, während sich Afra, die da gewissen schöngeistigen Bestrebungen huldigte, an den Professor wandte. Eifrig war sie bestrebt, das lächerliche Kostüm des verehrten Mannes, der so gründlich Bescheid wußte in den Werken Michel Angelos, Raffaels und Correggios, thunlichst zu übersehen. Ein kleinlicher Geist, wer sich durch solche Äußerlichkeiten beirren läßt!

„Was halten Sie von Velasquez?“ frug sie ein wenig unvermittelt.

„Kinder, legt einmal ab!“ rief Marie, noch eh' der Professor die interessante Frage beantworten konnte. „Nehmt ihr Grog oder Kaffee? Gustav, nicht wahr, du sorgst dafür, daß die Bewirtung nicht ins Stocken gerät? — Jetzt bitte, mein liebes Kind,“ — mit diesen Worten wandte sie sich zur Haustochter, die mit gefalteten Händen still am Klavier saß — „frisch und flott die Lanciers-Quadrille! Nicht wahr, Kind, recht feurig? So feurig, als der Klapperkasten es irgend hergiebt!“

Fanny spielte die ersten acht Takte mit außerordentlicher Bravour. Dann hielt sie inne.

„Bitte zu engagieren!“ sagte Marie und klatschte dabei in die Hände. Dann heimlich zu Hertha: „Fatal! Eine Dame bleibt übrig. Anstandshalber fällt diese Rolle natürlich mir zu.“

„Weshalb? Laß dich nur getrost auffordern! Ich sehe eben so gern zu.“

„Heuchlerin!" raunte Marie. „Hand aufs Herz: ist es dir wirklich so gleichgültig, ob du . . . zum Beispiel mit Leutnant von Höffert tanzest?"

„Vollkommen gleichgültig."

„Aber du wirst doch nicht leugnen, daß Paul Höffert ein ganz reizender Mensch ist?"

„Sehr nett, gewiß!"

Marie von Gruthenau zuckte die Achseln.

„Nun, Herr Professor, warum engagieren Sie nicht?" rief sie Herrn Ehlers zu.

„Weil ich nicht tanze, mit Ihrer Erlaubnis."

Er warf dabei einen Blick auf die Wirtskleider. Augenscheinlich verspürte er keine Lust, zur besonderen Ergötzung des Leutnants den Clown zu machen.

„Wie ungalant!" sagte Marie.

„Verzeihen Sie — aber jeder nach seinem Geschmack. Ich stehe hier auf dem Standpunkt des klassischen Altertums. Auch bin ich ja überzählig."

„Das ist wahr!" bemerkte Iduna. „Lassen Sie ihn, Fräulein Marie! Wir versäumen die beste Zeit!"

„Eine von den fünf Damen muß nun als Cavalier tanzen," sagte das Freifräulein. „Wollen wir losen?"

„Ach, es kommt ja nicht darauf an," meinte Hertha von Weylburg.

„Doch, doch!" versetzte Iduna.

Sie nahm aus dem steinernen Zündholzständer fünf Hölzchen und brach sie zu verschiedener Länge entzwei. Das Los, ein Paar zu bilden, fiel auf Linda von Laßberg und Marie von Gruthenau. Linda, die etwas größer war als Marie, spielte den Cavalier.

Leutnant von Höffert erkor sich Hertha von Weylburg,

Gustav die schöne Professorin. Für den breitschulterigen Hans verblieb somit Afra, eine Konstellation, von der sein schweigsames Herz durchaus nicht erbaut schien.

„Aber das geht doch nicht," flüsterte Hertha mit einem Blick auf das blonde Geschwisterpaar.

„Ach was!" meinte Iduna. „Nur keine langen Arrangements mehr! Musik!"

Fanny hämmerte los. Iduna und Gustav hatten den jungen Laßberg und seine stülpnasige Afra zum Gegenüber. Mit plumpen Schritten wandelte der gigantische Jüngling die Tour ab, gelegentlich einen vorwurfsvollen Blick auf das Antlitz Idunas heftend, die doch mit Afra so gut hätte tauschen können! Das nachtschwarze Haar dieser lebhaft erregten Frau, die so in jeder Beziehung das Gegenteil seiner eignen schwerfälligen, weißblonden Natur war, strömte für ihn einen berauschenden Duft aus, den er begehrlich einschlürfte, so oft ihn die Verschlingung des Reigens an ihr vorüberführte. Mit Afra sprach er kein Wort. Auch Gustav war auffallend schweigsam, so daß Iduna, deren Laune im Anfang geradezu sprühend gewesen, allmählich nachließ.

Um so lustiger scherzten die beiden anderen Paare. Linda von Laßberg, trotz der etwas faden Gelblichkeit ihrer Erscheinung ein ganz sympathisches Mädchen, ward durch die ausgelassene Flottheit Mariens mit fortgerissen. Marie sah zu ihr auf wie eine zärtliche Kleinbürgerin zu ihrem Sonntagsnachmittagstänzer, kokettierte mit ihr, that verschämt oder verlegen, und zwang sie so zum Realismus der Cavaliersrolle, die Fräulein von Laßberg zwar mit geringerem Talent, aber in ihrer Weise ganz drollig durchführte. Auch Hertha von Weylburg amüsierte sich gut,

und Leutnant von Höffert glänzte durch einige Späße, die unwiderstehlich zum Lachen reizten.

Je mehr diese harmlose Fröhlichkeit aufblühte, um so ernster wurden die beiden anderen Paare. Gustav warf sogar einmal dem Leutnant einen so unangenehmen Blick zu, daß Marie eine Sekunde lang mit den Narrenspossen ihrer Komödie innehielt, um den Bruder staunend zu mustern.

In der Schlußtour jedoch schien auch Iduna sich wieder aufzuraffen. „La main gauche!“ kommandierte Leutnant von Höffert, und dann: „Tournez!“ Halb ärgerlich, halb in der Stimmung einer bacchusfrohen Mänade, drückte sie ihrem Tänzer die Hand. Er sollte äußerst beredt sein, dieser heimliche Händedruck.

„Alberner Junge,“ so ließ er sich übersetzen, „du bist ja heute so ledern wie der blaßblonde Krautjunker, der uns da vis-à-vis tanzt! Früher hattest du doch ein Fünkchen vom Dämon der Poesie im Leibe, und so dilettantisch auch dein Festwunsch gereimt war, es klang doch Leben daraus und die Lust am Verkehre mit mir! Was hat dich so umgewandelt?“

Gustav von Gruthenau fuhr zusammen. Eine so ausdrucksvolle „main gauche“ war ihm in all den vierzig oder fünfzig Quadrillen, die er bis jetzt zu verzeichnen hatte, kaum noch begegnet. Wie sollte er's aufnehmen? War's eine Zärtlichkeit? Sie behandelte ihn doch sonst so von oben! Eine Zurechtweisung? Aber er hatte doch nichts verbrochen! Unbegreiflich! In banger Verwirrung dachte er nach über die Rätsel der Frauenseele. Dabei vergaß er beim zweiten „Tournez!“ umzukehren. Die schöne Quadrille endete in heilloser Konfusion.

Hiernach kam eine Polka, ein Walzer und schließlich

die Mahnung des Freifräuleins, den improvisierten Ball abzubrechen.

Es war acht vorüber. Noch einmal scharte man sich um den Tisch, wo Gustav, dem Wink seiner Schwester gehorchend, einige Flaschen Kaisersekt hatte entkorken lassen — die einzige Marke, die Vater Lenzius auf Lager hielt. Man füllte die etwas schadhaften Kelchgläser, trank sich zu und leerte die beiden ersten Flaschen in fünf Minuten; denn Leutnant von Höffert war groß im Vertilgen aller Champagnersorten, während Hans Kunibert Trinkbares überhaupt als eine Art bösen Prinzips betrachtete; das man nicht schnell und energisch genug ausrotten könne. Herr Ehlers wirkte übrigens gleichfalls erbaulich mit, und Fräulein von Gruthenau that den Herren mit vieler Grazie Bescheid.

Nur Frau Iduna, die sonst so fröhlich zu bechern wußte, verhielt sich ablehnend. Sie trat vor das Mittelfenster und starrte gedankenvoll hinaus in die Dämmerung. Am thaugrünen Himmel erglänzte die Mondessichel und gleich daneben die goldschimmernde Kugel des Abendsternes. Iduna seufzte. Da klang in ihre stille Betrachtung die etwas blecherne Stimme ihres Gemahls hinein.

„Ich trinke dies Glas," begann er mit selbstgefälligem Pathos, „auf das Wohl unserer Damen, insbesondere der beiden tapferen Freundinnen, deren unerschrockene Gewandtheit uns hier in den Hafen geführt! Dieses Vertrautsein mit den Künsten des Ruderns, diese Elastizität, mit Kraft und Entschlossenheit zu einer künstlerisch vollendeten Leistung verschwistert, hat meine ganze Bewunderung erregt. Der Gedanke drängt sich mir auf, die beiden Damen seien nur deshalb Siegerinnen über das tückische Element geblieben, weil die Göttin der Schönheit und Liebe einst dem Schoß

der Gewässer entstieg. Möge denn Ihnen, möge auch den übrigen Damen, deren Anwesenheit dies bescheidene Zimmer zur Festhalle stempelt, Aphrodite glückliche Fahrt verleihen! Möge Ihr ganzes Leben unter dem Schutze dieser göttlichsten aller Göttinnen stehen! In diesem Sinne leere ich meinen Kelch! Unsere Damen, sie leben hoch!"

Ein herbes Lächeln zog um die Lippen Idunas, die jetzt eben wie ein schwärmender Backfisch nach dem Sterne der Venus emporgesehen. Hiernach lösten sich ihre Züge in heimlicher Elegie. Wer dies trauerumflossene Antlitz erblickt hätte, er würde die lebensvolle Iduna, die sprühende Teufelin, wie der Professor sie in Gedanken getauft hatte, nicht erkannt haben. Indes, nur sekundenlang währte die schmerzliche Umwandlung. Dann stieg es heiß in ihr auf wie Zorn und Erbitterung. Sie preßte die Stirn wider die Scheiben und suchte sich zu beherrschen.

„Nun, Liebling," rief der Professor und trat auf sie zu, „warum stößt du nicht mit mir an?"

Schweigend schritt sie zum Tische, nahm ihr Glas, in welchem noch hier und da eine Perle emporstieg, und berührte mechanisch das ihres Mannes. Sie schlürfte ein wenig, führte ihr Taschentuch an die Lippen und wandte sich zu dem Leutnant:

„Brechen wir auf?"

Die Gesellschaft war bereits im Begriff, sich fertig zu machen. Gustav holte sich seine Matrosenjacke, die man inzwischen am Herde notdürftig getrocknet hatte. Professor Ehlers bat den Wirt um Erlaubnis, das erborgte Kostüm einstweilen behalten zu dürfen; er werde es morgen zurückschicken.

Als man ins Freie trat, lachte man nochmals über die groteske Figur des Ästhetikers. Die drallen Bauernmädchen

und ihre Burschen, die rings vor den Thüren standen, kicherten gleichfalls. Professor Ehlers jedoch war in vortrefflichster Stimmung. Er half sich mit dem Sprichwort von dem Zuletztlachen und prophezeite dem Leutnant wie dem Studenten einen greulichen Rheumatismus.

Die Laßbergs verabschiedeten sich — Hans Kunibert mit seiner stereotypen Verbeugung, die Mädchen mit der Gewandtheit fein erzogener Salondamen.

„Also auf Wiedersehen übermorgen um fünf!“ sagte Marie.

„Was giebt's denn übermorgen um fünf?“ wandte sich Hertha an die Professorin.

„Vorstudien zu lebenden Bildern! Ach, Sie wissen noch nicht . . .?“

Man blickte den drei Geschwistern wohlwollend nach. Sie waren so nett, die zwei jungen Damen, die sich da rechts und links in die hünenhaft entwickelten Arme des Bruders hängten. Und auch er! Zwar unbedeutend, aber so gutherzig!

„Ein Schöps!“ meinte der Leutnant. Aber er ließ den uncivilisierten Gedanken nicht laut werden.

Da man es für die Fahrt über den See zu kühl fand, wurde beschlossen, zu Fuß zu gehen. Der Leutnant ersuchte den Wirt, die Barke durch einen Knecht zurückrudern zu lassen, was Vater Lenzius mit dem größten Vergnügen zusagte. Auch den schönen Waschanzug des Professors wollte er nicht vergessen.

„Hörst du, Iduna?“ scherzte der Kunstgelehrte bei dem Epitheton ‚schön‘, das der Leutnant hinzugelogen. „Mein Sommerkostüm findet Beifall! Wer hat nun recht? Du meintest, ich solle schwarz gehen. Aber die Griechen

schon trugen geblümte oder karrierte Gewänder, die ernsten Hellenen, die einen Miltiades, einen Phidias erzeugten!"

„Thu doch die Hand da weg!" raunte Iduna mit einer Bewegung der Ungeduld. „Was fällt dir denn ein? Du kompromitierst mich ja!"

„Inwiefern? Es wird mir doch wohl erlaubt sein, meiner eignen, leibhaftigen Frau den Arm um die Taille zu legen, nachdem vorhin während der Polka der Leutnant von Höffert und der Studiosus von Gruthenau das Gleiche gethan!"

„Das ist ganz etwas anderes. Laß mich jetzt los! Nein, wie du aussiehst! Ich glaube, du bist betrunken!"

„O, o, o!" flüsterte Leopold Ehlers. „Schön ist es, bei Gelegenheit unweise zu sein — so heißt es schon bei Horaz; aber diesmal . . . die wenigen Tropfen . . . aufs Wohl der Damen . . .! Unter den Damen versteh' ich auch dich, Iduna!"

Sie gab keine Antwort. Zufällig oder vielleicht auch infolge einer bestimmten Absicht Idunas war das Ehepaar hinter den jungen Leuten zurückgebieben. Gustav und Hertha schritten voraus; der Leutnant und Fräulein von Gruthenau folgten. Die Strecke bis zu dem Ehepaar Ehlers war jetzt so groß, daß Hertha, die den Beginn der Unliebenswürdigkeiten Idunas noch staunend mit angehört hatte, nichts mehr vernahm. Sie schenkte daher den eifrigen Unterhaltungsversuchen Gustavs eine größere Aufmerksamkeit.

Der Professor und seine Frau schienen jetzt förmlich in Streit geraten zu sein. Iduna schritt hastig vor ihrem Gatten her, während der Kunstgelehrte mit flehender und weithin vernehmbarer Stimme: „Aber, Iduna!" rief und

dem enteilenden Stern seines Lebens in etwas schwankender Kurslinie nachsteuerte. Die sonderbare Silhouette des braven Mannes, der Strohhut mit den flatternden Bändchen, der bauschige Bratenrock und die Pumphosen — dies alles hob sich gegen das matt erleuchtete Kleinholz am Wegrande so drollig ab, daß Fräulein von Gruthenau sich „rein hätte krempeln mögen".

„Apollo und Daphne!" sagte der Leutnant ironisch. „Bester Professor, was haben Sie Ihrer liebenswürdigen Gattin wieder mal angethan?"

„Ach, nichts!" lachte Iduna ein wenig gezwungen. „Er hat die sonderbare Idee, sich auf mich stützen zu wollen, und ich bin müde zum Hinschlagen."

„O, o, o!" keuchte Professor Ehlers. „Vergiß nicht, teure Iduna, daß Wahrheit und Schönheit im Leben wie in der Kunst unzertrennliche Schwestern sind. Stützen hab' ich mich wollen? Eheu! Ganz im Gegenteil! Du solltest dich einhängen! Ich bot dir mit gewohnter Ritterlichkeit den Arm: aber du mochtest nicht! Ja, du gingst so weit, mir den Sekt vorzuwerfen, den unschuldig-poetischen Sekt!"

„Ich bitte dich, liebster Leopold," sagte Iduna verwirrt, „laß jetzt dein sonderbares Gethue! Wahrhaftig, man könnte glauben . . ."

„Sie zeiht mich der Trunksucht!" lallte Herr Ehlers gekränkt.

„Gott bewahre! Leider kannst du nur nichts vertragen! Sei jetzt vernünftig! Hörst du? Ich will auch gut sein. Komm, gieb mir den Arm! So."

„Iduna! Du kneifst!" rief der Professor entrüstet.

Iduna ward purpurrot. Einen Moment zuckte es ihr

in der Schulter, als wollte sie den Verräter, der diese stille Lektion nicht voll stummer Ergebenheit hingenommen, ohrfeigen. Dann sagte sie lachend:

„Verzeih mir! Ich dachte, das sei eine Rockfalte."

Hertha vernahm wieder auf lange hinaus nur die Schallwellen, die von den Lippen Gustavs in wechselnder Modulation an ihr Ohr drangen. Dem Sinn seiner Worte folgte sie nicht. Sie hatte sehr wohl begriffen, was hinter den thörichten Streitigkeiten des hageren Professors und seiner ungefügen Gemahlin sich abspielte. „Eine trostlose Ehe!" dachte sie fast erschreckt. „Dieser heimlich gekniffene Mann, welch ein Ausbund von Mattherzigkeit, jetzt noch kläglicher fast und erbärmlicher als vorhin während des Unwetters! Und diese Iduna!"

Herthas antipathische Regung gegen Frau Ehlers steigerte sich in diesem Moment bis zum Abscheu. Mit Entschiedenheit ergriff sie Partei für den Gatten, obgleich auch er sie mit heimlichem Widerwillen erfüllte. Weshalb nur wurde sie von dem Gebaren dieser zwei Menschen so nahe berührt? Was ging das alles im Grunde sie an? War es ein Vorgefühl, das den Verkehr mit den beiden ihr als unheilvoll ankündigte? Ärgerlich suchte sie diesen Gedanken sich aus dem Sinne zu schlagen.

Nun änderte sich die Gruppierung. Paul von Höffert schlüpfte an ihre Seite, während die Frau des Professors neben Gustav einherschritt.

Der Offizier unterhielt sich mit Hertha in einem Tone, der sich wesentlich von dem bisherigen unterschied. Er witzelte nicht, er scherzte nicht, er suchte nicht durch Schneidigkeit und Esprit zu glänzen. Einfach, natürlich und mit gutem Verstande plauderte er über Dinge, für

die er bei Hertha ein gewisses Interesse vermuten durfte. Es war, als habe er seit ihrer Ankunft alle die Punkte vermerkt, bei denen sie wärmer geworden: die kriegerischen Ereignisse bei der Nordarmee, die zeitgenössische Malerei, das Bild von Roland Kessinger, ihre Pensionsjahre im Margaretenstift, ihre glückliche Kindheit . . . Ohne zu fragen, lockte er in dieser Beziehung manches aus ihr heraus, was zu erzählen ihr großes Vergnügen gewährte. Er schien der Thatsache eingedenk, daß die wahre Kunst der Konversation darin besteht, die anderen plaudern zu lassen.

Das ergiebigste Feld für Herthas Mitteilsamkeit war das Leben im Stifte, die lustigen Streiche, die sie mit ihrer Freundin Marie vollbracht, die kleinen Subordinationswidrigkeiten, die heimlichen Kümmernisse.

Paul von Höffert lauschte ihr voll Entzücken. Hertha besaß ein wunderbares Talent, die Ereignisse und Dinge mit wenigen Worten so wiederzugeben, daß sie auf den Zuhörer mit der Unmittelbarkeit der Anschauung wirkten. Fräulein von Gruthenau hatte das alles ja auch erzählt, aber so sprunghaft, so unklar. Durch Hertha von Weylburg wurde man wie im Handumdrehen in dieser Welt jugendlich knospenden Mädchentums heimisch. Auch was Hertha über die Kunst und die Künstler sagte, war so ehrlich und einfach, daß es den Leutnant verblüffte. Ihr Enthusiasmus schien so gar nicht berechnet. Marie von Gruthenau unterschied sich in diesem Punkte von Hertha sehr wesentlich: sie war immer ein wenig kokett. Hier aber herrschte die vollste Ursprünglichkeit.

„Ein famoses Geschöpf!“ dachte der Leutnant. „Geld hat sie auch . . . Wahrhaftig, man wäre im stande . . . Na, nous verrons!“

So erreichte man, just als es neun schlug, das Parkthor von Gruthenau.

Inzwischen war auf dem Schlosse ein neuer, nicht ganz unerwarteter Gast eingetroffen. Kurz nach dem Abmarsch der Kahnfahrer brachte der Postbote ein Telegramm, datiert vom Bahnhof zu Altenau: „Ich bin um sieben Uhr elf in Eibenthal. Herzliche Grüße. Otto von Anzendorff.“ Der Freiherr hatte sofort anspannen lassen, und gegen halb acht Uhr war der Oberst in Gruthenau angelangt.

Er kam von weither, hatte die ganze vierundzwanzigstündige Fahrt auf einmal zurückgelegt und schien todmüde. Schon um halb neun begab er sich auf sein Zimmer.

„Also die kleine Weylburg ist hier?“ hatte er zu dem Freiherrn gesagt. „Freut mich sie kennen zu lernen. Ich hab' sie ein paarmal gesehen, vor fünfzehn Jahren vielleicht, als sie so hoch war . . .“

Hertha bedauerte lebhaft, durch die verspätete Heimkehr um das Vergnügen gekommen zu sein, den Freund ihres Vaters schon heute begrüßen zu dürfen. Auch der Professor, der sich noch immer nicht völlig ernüchtert hatte, sprach eine Phrase der Höflichkeit. Im übrigen nahm die Gesellschaft wenig Notiz von dem Eintreffen Anzendorffs. Paul von Höffert sogar, der doch als Offizier ein gewisses Verständnis für die Bedeutung des Mannes besitzen mußte, schien die leuchtenden Blicke Herthas interessanter zu finden als die Aussicht, morgen beim Frühstückskaffee dem Helden von St. Quentin zu begegnen.

Tante Susette fühlte sich leidend. Sie kam überhaupt nicht zur Tafel.

Siebentes Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Hertha sehr zeitig. Die Sonne malte auf das Dunkelbraun der Übergardinen einen goldgesättigten Lichtstreifen. Das Zwitschern der Vögel klang hundertstimmig aus den großen Platanen des Hofes herauf. Noch schien sich im Schloß nichts zu rühren. Hertha sah auf die Uhr. Fünf! Sie war eigentlich noch ein bißchen müde. Aber sie hatte so lebhaft geträumt, so verworren und aufregend, daß sie nicht wieder einschlafen konnte. Sie schlüpfte in ihre Hausschuhe, trat ans Fenster und schob den Vorhang zurück. Da lagen die beiden Flügel des alten Schlosses in unbeschreiblichem Zauber vor ihr: der links in bläulichem Schatten, der andre voll überströmt von dem flammenden Frühlichte. Die Wipfel der Platanen und Eschen, in flüssiges Goldrot getaucht, regten sich leise, als erwachten sie aus jahrhundertelangem Schlafe, und drüben jenseits der Einfahrt brannten die Blumenbeete des kleinen Vorparks in loderndem Farbenspiel.

„Dornröschen!" murmelte Hertha. „Eine Stimmung, wie hier. muß das Schloß umschwebt haben, wo der glückselige Prinz sein schlummerndes Liebchen fand."

Sie klinkte das Fenster auf. Eine balsamische Luft strömte herein. Die kühlende Kraft des Gewitters, das gestern die Atmosphäre gereinigt, schien fortzuwirken.

Diesen unvergleichlichen Morgen nicht voll zu genießen, wär' eine Sünde gewesen!

Sie trat zurück, warf sich in Eile etwas über, badete Antlitz und Schultern in dem riesigen Alabasterbecken, strähnte das braunblonde Haar und schlang es in einen Knoten, den sie auf kunstlose Art hochsteckte. Hiernach zog sie ein schwarzblaues Tuchkleid an und griff nach dem Gartenhute.

Sie seufzte. Was hatte sie nur? Dieser seltsame Traum ...! Ja, das war es! Die Nachklänge wogten und wallten ihr noch durch die Seele. Sie hatte von Frau Iduna geträumt, und zwar so eigentümlich beklommen, so unverständlich ... Die Professorin stand vor dem Landungsplatze in Laßberg; sie, Hertha, wollte dem Kahne entsteigen. Da bot ihr Iduna die Hand und preßte ihr jählings die Finger zusammen, daß sie zerbrachen. — Ein widerliches Gefühl, nicht körperlich schmerzhaft, aber so dumpf, so beängstigend. — Und wie Hertha nun aufschaute, war die Professorin seltsam verändert. Sie glich dem Mephisto von Kaulbach in der vierzigbändigen Goethe-Ausgabe. Ihre Pupillen waren geschlitzt wie die einer Pantherin. Grünliche Strahlen gingen von diesen Pupillen aus und bohrten sich giftig in Herthas Augen, so daß sie erblindete. Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht. Tiefer und tiefer wühlten sich diese leuchtenden Stacheln, bis endlich der Russe Wladimir Orlowsky laut brüllend aus dem Bahnhofsgebäude trat und mit der Rechten wie zur Beschwörung ein hölzernes Kruzifix schwang. Nun endlich erwachte sie.

Wie sie den Hut jetzt aufsetzte, fiel ihr Blick durch den Spiegel auf die Rückwand des Zimmers. Da hing ja das Kruzifix! Ja, so erklärte sich's. Kurz vor dem Schlafengehen mußte sie, halb in Gedanken, das Bildnis des göttlichen Dulders mit ihren Augen gestreift haben.

Dennoch blieb diese Kombination seltsam. Wäre jetzt der gelehrte Thomasius, der Astrologe und Nekromant, hier zur Stelle gewesen, sie hätte ihm sicher den Traum zur Begutachtung vorgelegt. Gab es nicht jetzt noch einsichtsvolle und kluge Köpfe, die von der Möglichkeit vorbedeutender Träume fest überzeugt waren? Wenn sie nicht irrte, neigte selbst Schopenhauer zu dieser Meinung, und neuerdings — wo hatte sie nur den Aufsatz gelesen? — der geistreiche Duprel ... Ach was! Am Ende war das doch nur Selbsttäuschung von diesen Gelehrten. Wirklich, sie war nicht abergläubisch ... Wenn sie's recht übersann, spiegelte selbst dieser scheinbar so thörichte Traum nur ihre eignen Empfindungen wieder. Iduna hatte für sie etwas Unangenehmes, darüber war sie sich gestern schon klar geworden.

Sie schloß die Thür auf und huschte vorsichtig über den Korridor nach der Treppe. Durch den Gartensalon erreichte sie so den Park.

Hier war es köstlich über jede Beschreibung. Alle Blätter, alle Blumenkelche voll Thau. Trotz der heiligen Ruhe, die noch überall herrschte, ging's wie ein leise brausender Strom von Leben durch die Sträucher und Baumgänge. Vogelgezwitscher und heimliches Quellgemurmel schlug an ihr Ohr. Langsam schritt sie dem Rauschen des Wassers entgegen. Sie erreichte den Springbrunnen, dessen Strahl wie ein überschäumender Kelch in sich zurückplätscherte. Der Rundplatz um diesen Brunnen war ein zauber-

haftes Idyll. Säulenstümpfe, von üppigem Grün überwuchert, luden zur Rast ein. Aus mächtigen Vasen quollen die duftigsten Blumen. Welch entzückendes Schweigen nach dem geräuschvollen Tage von gestern!

In tiefen Zügen die ambrosische Luft atmend, schritt sie weiter, an der uralten Rotbuche vorüber, die zu den Merkwürdigkeiten des Parkes gehörte. So im Glanze der Morgensonne sah der Baum wie ein gigantisches Kunstwerk von Bronce aus, theaterhaft, beinahe unwirklich. Hier war die Gesellschaft gestern nicht vorübergekommen.

Ach, und dort! Gleich an der Buchtung des Weges stand auf epheuberanktem Sockel ein rohgemeißeltes Reiterbild aus Basalt: Ebbo von Gruthenau, wie die Inschrift erzählte, der Urahn des Schloßherrn, der Freund und Gönner des abenteuernden Goldmachers. Die Nase des regenvermorschten Gesichts war abgeschlagen, vielleicht durch den Steinwurf eines pietätslosen Enkels oder die Ungeschicklichkeit eines Knechtes; aber der Mund war leidlich erhalten, und Hertha mußte sich sagen, das sei in der That der Gruthenausche Familienmund: die Unterlippe ganz eigentümlich hervorquellend, wie sich dies wenig bemerklich bei ihrer Freundin Marie, in deutlicher Ausprägung bei dem Baron zeigte. Die stumme Sprache dieses Familienmundes war Leichtsinn, Keckheit, Begehrlichkeit. Jetzt mit einemmal verstand Hertha, was sie bisher nur dunkel geahnt hatte. Wie gebannt schaute sie zu dem Reiter empor. Sie fühlte ein heimliches Grausen vor diesem entstellten Gesicht, das aus den toten, steinernen Augen so blöde in den lebendigen Morgen starrte.

Nun meinte sie ihrer Freundin Marie unrecht gethan zu haben mit dem Familienmunde. Hier das übelgeratne

Basaltgespenst — und Fräulein von Gruthenau, das hübsche, blühende achtzehnjährige Mädchen! Sie kam sich beinahe gehässig vor. Aber die Ähnlichkeit mit dem Baron schien ihr zu wachsen. Sie schaute und stierte, bis sie mit einemmal die Empfindung hatte, als zucke das Steinbild mit den Mundwinkeln, ganz wie der Freiherr von Gruthenau gestern bei der ersten Begrüßung.

Sie wandte sich nun zum Gehen. Ihre Nerven mußten stark überreizt sein; sie hatte zu wenig geschlafen.

Nach fünf Minuten that sich ein paradiesischer Blick über den See auf. Da war sie ja an dem Platz vor der Strandmauer, gar nicht weit von der Stelle, wo die Treppe hinab zu der Barke führte. Das Bild war so in der Morgenbeleuchtung fast noch reizender als bei Abend. Die Bergkette links mit dem prächtigen Buchenwalde glänzte im Sonnenlicht, während Laßberg und das rechte Ufer in bläulichem Schatten lag.

„Herrlich!“ sagte sie leise und schritt auf eine der Bänke zu, von denen die Sonne den Frühthau längst schon hinweggetrocknet.

Da, in demselben Moment, trat aus dem Mittelweg eine hohe Männergestalt. Der Herr trug auf dem ergrauenden Haar eine Art Jagdhut mit Spielhahnfeder; auch der rehbraune Sommeranzug erinnerte, man wußte nicht wie und weshalb, an die Tracht eines Forstmannes.

„Herr von Anzendorff,“ dachte Hertha. Hiernach verneigte sie sich, denn der Herr hatte den Hut gezogen und näherte sich mit der augenscheinlichen Absicht, sie anzureden.

„Sie dürfen mir schon nicht zürnen, gnädiges Fräulein,“ sprach er mit freudig bewegter Stimme, daß ich so ohne weiteres eine Bekanntschaft erneuere, die wohl anderthalb

Jahrzehnte zurückliegt.“ — Er stellte sich vor. — „Ich war der beste Freund Ihres Vaters, und daß Sie Fräulein von Weylburg sind, das würde ich alsbald von Ihrem Gesicht lesen, selbst wenn ich um Ihre Anwesenheit hier auf Gruthenau nicht schon gewußt hätte.“

Er bot ihr die Hand, in die sie mit großer Herzlichkeit einschlug.

„Auch ich hätte Sie augenblicklich erkannt,“ sagte sie freundlich. „In unserm Familienalbum steckt Ihr Bild ja drei= oder viermal. Das letzte ist allerdings schon zwanzig Jahre alt. Wie merkwürdig, Sie haben sich fast gar nicht verändert!“

Der Oberst lachte.

„Glauben Sie wirklich, daß ich vor zwanzig Jahren schon so großväterlich dreingeschaut habe wie jetzt?“

„Großväterlich?“ sagte Hertha und blickte ihm voll in die Augen.

Freilich, den Jahren nach hätte er Großvater sein können — reichlich! Sie wußte, er war ja genau so alt wie ihr lieber Papa, sechzig Jahre oder doch neunund=fünfzig, und ihr Papa hatte verhältnismäßig recht spät ge=heiratet. Aber wie Herr von Anzendorff jetzt so dastand mit seiner stramm=eleganten Figur, seiner frischen Gesichts=farbe und dem freundlichen Lächeln unter dem dunklen Schnurrbarte, da kam ihr das „großväterlich“ doch fast wie eine Koketterie vor.

Herr von Anzendorff hatte inzwischen auch ihr nach=denklich in das Antlitz geschaut.

„Wahrhaftig, ganz und gar der Papa!“ murmelte er und drückte ihr nochmals die Hand. „Sie müssen es einem alten Soldaten zu gute halten, wenn er beim Anprall

solcher Erinnerungen etwas stürmisch erscheint. Wir liebten uns wie zwei Brüder. Bei der Nachricht von seinem Tode hab' ich zum erstenmal seit dem Heimgange meiner Eltern Thränen vergossen. Es war ein Zug unwiderstehlicher Sympathie, der uns zusammenführte. Solche Freundschaft ist selten, mein Kind, selten wie alles Große und Schöne! Nun ich die Tochter des Freundes hier vor mir sehe, sein leibhaftiges Ebenbild, nur zarter natürlich und weicher in allen Zügen, da hat's mich ergriffen — mehr als ich sagen kann."

Er blickte hinaus über den See, als suche er dort in der bläulichen Ferne eine entschwundne Vergangenheit.

„Ich begreife auch nicht," fuhr er dann fort, „daß ich all die Jahre hindurch so wenig von Ihnen gehört habe! Mein Beruf allerdings, meine Studien, meine Reisen in Europa und Asien — und dann das Gesetz der Trägheit, das auch in geistigen Dingen zu Recht besteht . . .! Ein alter Junggeselle bleibt immer schwerfällig, ein thörichter Sonderling, der das Nächste versäumt und am grausamsten gegen sich selber sündigt."

Er schaute wieder gedankenvoll über die Wasserfläche.

„Ist es nicht zauberhaft hier an der Strandmauer?" fragte Hertha nach einer Pause. „Ich bin nun seit gestern erst hier und fühle mich schon so heimisch, so traut, als hätte ich jahrelang diese Luft geatmet! Gestern waren wir drüben in Laßberg. Eine wundervolle Partie! Wir sind tüchtig naß geworden; aber der Heimweg dort an der Uferstraße — geradezu himmlisch!"

„Ich kenne den Weg," sagte der Oberst. „Wenn sich die Bergkette abends im See spiegelt, und der Mond steht darüber, so erinnert's an Lenau. Trotzdem zieh' ich den

Fußpfad über den Reckenstein vor. Er ist nicht weiter, und der Fernblick von droben gehört zu den schönsten in Deutschland."

„Sie scheinen ja sehr unterrichtet. Waren Sie früher schon hier?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Vor langer, langer, langer Zeit."

„Ach? Das ist mir ja höchst interessant. Finden Sie, daß sich viel hier verändert hat?"

„Kaum. Das Schloß mag inzwischen ein paarmal neu möbliert worden sein, aber im übrigen erscheint mir alles wie damals — der Park, die Bewaldung, das Dorf da drüben, sogar die Bänke hier. Wollen wir nicht ein wenig Platz nehmen, Fräulein von Weylburg?"

„Gern."

Man setzte sich.

„Also vor vielen Jahren waren Sie hier? Bei dem jetzigen Schloßherrn?"

„O, ich rede von Zeiten, die viel weiter zurückliegen. Unser Baron war noch Quartaner auf der Gerauer Fürstenschule. Auch wohnte ich damals nicht in Schloß Gruthenau, sondern einige Stunden von hier, in Göllrode, beim Grafen Adolar Gaßler, dem Großvater des Grafen Eberhard, der, wie ich höre, die traditionellen Beziehungen zwischen Göllrode und Gruthenau aufrecht erhält. Es war dort ein lebensfroher, lustiger Kreis junger Leute beisammen, und mehr als einmal sind wir zu Roß oder zu Wagen hier angebraust wie das wilde Heer. So meinte wenigstens die damalige Herrin von Gruthenau, die Mutter des jungen Quartaners."

„Ich glaube," versetzte Hertha, „auch das ist hier so traditionell, daß die Mamas immer ein wenig spröde thun

gegen die Ausgelassenheiten der Jugend. Aber sie meinen's nicht ernst. Frau von Gruthenau wenigstens, die Mutter Mariens, macht mir den Eindruck, als gönne sie's ihren Kindern."

„Gewiß. Die Baronin ist eine vortreffliche Frau, eine Perle an Liebenswürdigkeit und Geduld ... Ich will sagen ..."

Er unterbrach sich und hielt sich schon auf die Frage gefaßt, wie er das meinte mit der „Geduld".

Hertha jedoch war schon ganz und gar wieder bei der Vergangenheit. Solch ein Kramen und Forschen in den Bildern des Ehedem hatte für sie einen unwiderstehlichen Reiz.

„Und wen fanden Sie denn hier zur Gesellschaft," fragte sie neugierig, „wenn der jetzige Schloßherr noch in der Quarta saß und die Dame des Hauses nicht gern mit von der Partie war? ..."

„O, der Papa des Quartaners war von sehr lebhaftem Naturell. Sie kennen ja seinen Sohn: Kurt von Gruthenau hat viel Ähnlichkeit mit dem Vater. Außerdem waren zwei junge Damen hier, von denen die eine wenigstens stürmisch genug Anteil nahm ..."

„So? Wer war denn das? Bitte, erzählen Sie!"

„Die eine war die Tochter des Schloßherrn, Baroneß Klara, die ältere Schwester des kleinen Kurt. O, ein Ausbund von Tollheit! Die unglaublichste Reiterin! Bei der Ausfahrt die erste und beim Abschied die letzte. Sie starb leider schon im folgenden Herbst an einer Lungenentzündung."

„Davon hab' ich gehört. Tante Klara ist bei den Gruthenaus mythisch geworden. In der Pension schwebte sie meiner Freundin Marie als unerreichbares Ideal vor."

„Ist Fräulein Marie auch so excentrisch?“ fragte der Oberst.

„Gewiß nicht. Als Backfisch trieb sie's ein wenig keck, just so wie ich. Aber man wird ja mit jedem Tag älter. Nun, und die andere?“

„Welche andere?“

„Sie sprachen von zwei jungen Damen ...“

„Ach so. Die war eine Art Cousine des Schloßherrn ... Wie hieß sie doch nur ...? Der Name klang etwas holländisch .... Fräulein von Hofkerke oder so ähnlich. Ja, ja, ich entsinne mich jetzt: Susette von Hofkerke.“

„Halffkerke wollen Sie sagen.“

„Ganz recht, Halffkerke! Aber wie kommen Sie denn dazu ...?“

„Ein wunderbares Zusammentreffen! Tante Susette hat ja seit acht oder neun Jahren hier auf Schloß Gruthenau ständige Wohnung genommen!“

„Das erste Wort, das ich höre! Allerdings, die Baronin erwähnte gestern so beiläufig eine Tante Susette — aber wie konnt' ich voraussetzen ...“

„Nein, das ist wirklich romantisch!“ rief Hertha und klatschte vergnügt in die Hände. „Wie auf der Bühne! Und Tante Susette hat all diese Tollheiten mitgemacht? Das kleine, gebrechliche, dünne Persönchen? Ja, wie alt war sie denn damals?“

„Zwei- oder dreiundzwanzig. Fräulein von Halffkerke ist vielleicht ein oder zwei Jahre älter als ich.“

Hertha von Weylburg blickte ihn groß an.

„Unmöglich!“ fuhr sie heraus.

„Doch, doch,“ lächelte Anzendorff. „Wir Herren der Schöpfung, die wir im Lenze des Lebens so unscheinbar

hinter der Blütenpracht der weiblichen Schönheit zurückstehen, haben dafür das Vorrecht, im Herbst und im Winter etwas länger zu dauern."

„Das ist wahr," sagte Hertha tiefnachdenklich. „Trotzdem — ich kann's nicht begreifen! Tante Susette sieht aus — sie könnte bequem für Ihre Mama gelten."

„Dann muß sie ja das reine Gespenst sein," scherzte der Oberst. „Übrigens kommt sehr viel darauf an, ob der Mensch sein Leben in ruhiger Arbeit verbringt oder in unbefriedigter Kümmernis."

„Zweifellos. Aber ich glaube, daß Fräulein von Halffkerke weder Kümmernis hat, noch von unbefriedigten Wünschen gequält wird. Sie hat etwas Liebes und Gutes in ihrem Wesen, durchaus nichts Verbittertes oder Gehässiges. Freilich, in ihren Augen liegt es manchmal wie eine heimliche Schwärmerei . . ."

„Das hatte sie damals schon. Ihre Lieblingslektüre war Goethes ‚Werther' und Ernst Schulzes ‚Bezauberte Rose'; Baroneß Klara hängte ihr sogar den Spottnamen ‚die sanfte Cäcilie' an."

„War Fräulein von Halffkerke hübsch?"

Der Oberst warf ein wenig die Lippe auf.

„Nun, gerade nicht häßlich," sagte er gutmütig.

Das junge Mädchen schrieb mit der Spitze ihres rotseidenen Sonnenschirms etwas enttäuscht einige kabbalistische Zeichen in den Sand. Sie hatte bereits geglaubt, den Grundlinien eines poesiegesättigten Romans auf der Spur zu sein, aber sie merkte nun, daß sie irrte. Die „sanfte Cäcilie," die „gerade nicht häßlich" war, konnte diesen gleichgültig blickenden Mann unmöglich gefesselt haben. Hier, am Schauplatze jener Vergangenheit, an der nämlichen

Stelle, wo sie ihm damals begegnet war, hätte sich doch der Nachklang einer Empfindung gezeigt, falls ihm das Herz jemals bei ihrem Anblick höher geschlagen hätte. Und doch war der Oberst vorhin, als noch im allgemeinen von jener längstentschwundenen Zeit gesprochen wurde, eigentümlich ergriffen gewesen. Der bloße Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen konnte ihm nicht so schwer auf die Seele fallen. Was aber sonst? Jedenfalls ein interessantes Geschehnis, ganz danach angethan, die lebhafte Einbildungskraft Herthas in Anspruch zu nehmen. Also dennoch vielleicht ein Roman! Klara? Nein. Er sprach zu kühl, zu kritisch von ihren Extravaganzen. Gleichviel. Irgend ein herrliches, glanzumflossenes Mädchen mit großen Glutaugen und flatterndem Goldgelock mußte dahinter stecken! Goldhaarig — so dachte sich Hertha stets die Heldinnen ihrer phantastischen Träume. Sie selber war ja leider Gottes nur braunblond, und Locken trug sie nur ganz im kleinen — über der Stirne! Um so zweifelloser erschien ihr die Goldlockigkeit jener himmlischen Unbekannten. O, und die blonde Prinzessin hatte ihn sicher geliebt — rasend, über jede Beschreibung! Als junger Leutnant mußte der Oberst berauschend gewesen sein, hundertmal hübscher und interessanter als Herr von Höffert zum Beispiel, der sich doch augenscheinlich für Mars und Apollo in einer Person hielt.

Sie schaute den Oberst nun daraufhin an. Der Moment war günstig. Herr von Anzendorff blickte just auf ein buntbewimpeltes Fischerboot, das von der kleinen Landzunge her nach dem Ost-Ufer steuerte.

Hertha kam zu dem sonderbaren Ergebnis, der Oberst würde gar nicht so sehr gewinnen, wenn sein Gesicht etwas glätter und sein ergrauendes Haar dunkel wäre. Eigentlich

gehörte das zu seiner Person; er sah so, der Meinung Herthas zufolge, bedeutender und sympathischer aus; dem Verjüngten hätte etwas gefehlt, was durch die bloße Jugendlichkeit nicht ersetzt werden konnte. Das Haar allenfalls . . . ja, das wäre doch vielleicht hübscher gewesen ohne das würdige Grau, aber im übrigen . . .

Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf.

Und dieser Mann zählte jetzt neunundfünfzig Jahre! Neunundfünfzig! Er war also einundvierzig Jahre älter als sie! Unbegreiflich!

Fast eine Stunde noch saßen die zwei auf der Bank und plauderten mit wachsender Lebhaftigkeit. Der Oberst erzählte von ihrem Papa — Jugendgeschichten, bald fröhlich, bald ernsthaft; Hertha lauschte mit unsagbarem Wohlgefühl. Es war ihr, als hätte sie einen längstvergessenen Freund wiedergefunden.

Endlich erhob man sich.. Es schlug drei Viertel auf sieben. Auf der Gartenterrasse traf man bereits die Dame des Hauses, den Freiherrn und den Professor. Es wurde gefrühstückt.

Achtes Kapitel.

Tags darauf, einige Stunden nach Tische, fuhren die Wagen mehrerer Gutsnachbarn an der Freitreppe vor.

Zuerst der hochrädrige, grünlackierte Landauer Derer von Laßberg mit dem dreimal wiederkehrenden Wappen, dem ganz in Weißgummi gekleideten Kutscher und dem ebenso ausstaffierten Bedienten, dessen flachsblonder Backenbart dem eigentümlichen Kolorit der Familie angepaßt zu sein schien. Dem Wagen entstieg zunächst, feierlich in stilvolles Schwarz gekleidet, die Hünengestalt Hans Kuniberts, der die freundschaftliche Begrüßung Gustavs mit seiner üblichen Prunk- und Staatsverbeugung erwiderte. Die Umständlichkeit dieser Courtoisie ließ ihn den Ritterdienst bei seinen Schwestern Linda und Afra durchaus nicht vernachlässigen. Mit einem gutmütigen Zwinkern der Oberlippe bot er ihnen die Rechte, die in einem faltenlos anliegenden Handschuh Nummer acht-und-dreiviertel steckte.

Nach den Laßbergs kam eine außerordentlich korpulente Mama, die Freiin auf und zu Wolfshagen, mit ihrer fünfundzwanzigjährigen Tochter Aurelie, die einmal hübsch gewesen sein mußte, jetzt aber, obschon sie verhältnißmäßig noch jung

war, merkwürdig abgeblüht schien. Ihr hageres, graues Gesicht wies einen Zug altjüngferlicher Vergrämtheit — um nicht zu sagen Verbitterung — auf. Hin und wieder lachte sie etwas gezwungen, sprach mit einigem Trotz von der Notwendigkeit, dieses erbärmliche Leben thunlichst angenehm zu vertrödeln, und stieß bei dem Wort Pessimismus, das sie mit brennender Vorliebe anbrachte, stärker als sonst mit der Zunge an. Aurelie galt für klug und erfindungsreich, besonders im Arrangieren von Festlichkeiten, Kostümtänzen, lebenden Bildern 2c. Mehr aus diesem Grund als ihrer persönlichen Mitwirkung halber war sie für heute mit eingeladen. Man wollte so kritisch verfahren als möglich, denn es handelte sich um die Verherrlichung einer Familienfeier, die der Schloßherr die liebste und schönste des ganzen Jahres genannt hatte.

Zuletzt erschien die höchst elegante, aber durch vornehme Einfachheit glänzende gräflich Gaßlersche Equipage mit ihren zwei prächtigen Isabellen. — Sie brachte den Grafen Eberhard, dessen Schwester Claudine und Herthas Reisegenossen von vorgestern, den Russen Wladimir Orlowsky, der sich „ganz außerorrrdentlich frrreute“, den allzufrüh unterbrochenen Faden der Konversation wieder anknüpfen zu dürfen.

Man gruppierte sich zwanglos auf der Veranda, wo Holm, der Diener, mit seinem jüngeren Kollegen Adrian frische Erdbeeren, Thee, Wein und Gefrornes herumreichte.

Hans Kunibert saß, eine große Schale mit Fruchteis auf dem gespannten Knie, neben der augenblitzenden Frau Professorin, die heute den ganzen Tag über glorreich bei Laune gewesen war.

Schweigsam löffelnd hörte er ihrem Geplauder zu, das sich bald an Gustav, ihren Nachbarn zur Rechten, bald an

den Leutnant von Höffert, bald an den Grafen Gaßler richtete und thatsächlich — ohne aufdringlich zu erscheinen — die ganze Gesellschaft beherrschte.

Manchmal schaute er wie verblüfft auf ihre kirschroten Lippen, als könne er nicht begreifen, daß diesem zierlichen Mündchen eine so magische Kraft der Beredsamkeit, eine so unerschöpfliche Fülle von Wörtern und Wendungen zu Gebot stehe. Er selber hatte auf mehrfache Ansprachen seitens des Schloßherrn und der Baronin kaum ein dumpfes Gemurmel zustande gebracht, den gigantischen Oberkörper ein wenig vorgeschoben, das Kinn auf das tadellose Vorhemd gedrückt und die langen blaßblonden Wimpern gesenkt, als wollte er sagen: „Ihre Güte erdrückt mich.“ Dieser Professorin aber waren die wundersamsten Jongleurkünste mit Phrasen und Ausdrücken so geläufig, wie ihm die alltäglichsten Kleinigkeiten, etwa das Nehmen von Hindernissen beim Jagdritt oder das Abfangen einer klagenden Wildsau. Hans Kunibert schien zu glauben, zu solcher Leistung im Punkte des Plapperns bedürfe der Mensch auch ganz besonders entwickelter Sprechwerkzeuge, nicht eines so zierlichen Mündchens, aus dem zuweilen ein ganz kleines Endchen der rosigen Zunge hervorlugte, kaum noch mit dem Blick zu erhaschen, just wie er dies oft genug auf seinen Streifzügen über Thäler und Höhen bei den glänzenden Ringelnattern gesehn hatte, die sich zwischen dem Heidekraut und den Blaubeeren auf dem Gestein sonnten.

Ja, sie war so ein Schlänglein, diese bezaubernde Frau, und fürs Leben gern hätte er den stahlgrauen Handschuh Nummer acht-und-dreiviertel von den mächtigen Fingern gestreift, um ihr nur einmal an die sammtweiche Haut ihrer Wange zu tippen.

Herr von Anzendorff saß an der östlichen Rückwand zwischen Hertha und Fräulein von Halffkerke. Die alte Bekanntschaft zwischen Otto von Anzendorff und Tante Susette war mit großer Lebhaftigkeit erneut worden, besonders von seiten des Obersts, der augenscheinlich beim Anblick des alten Fräuleins in eine fast weltschmerzliche Stimmung geriet, während Susette friedsam strahlte, als blühe das Bild jener glücklichen Zeit, ungetrübt durch beklemmende Nebengedanken, sonnig und selig vor ihr empor.

Sie würde ihn gleich wiedererkannt haben, im Getümmel von London oder Neapel, gleichviel wo. Er hatte noch ganz die Züge von damals, aber wirklich total! Nur ernster natürlich und reifer! Je mehr sie ihn anschaute, um so rätselhafter erschien es ihr, wie man so lange jung bleiben konnte, jung im besten Sinne des Wortes. Sie sagte das, ohne ihm schmeicheln zu wollen, aus innigster Überzeugung, parole d'honneur . . .

Oberst von Anzendorff allerdings konnte von Fräulein Susette nicht das Gleiche behaupten. Vergeblich suchte er in dem verwitterten Antlitz eine Spur der Vergangenheit. Selbst die Augen, die sonst doch den Abglanz der Jugend am längsten zurückbehalten, zeigten hier einen veränderten Ausdruck. Vielleicht entsann er sich nicht mehr genau des Originalbildes. Fräulein von Halffkerke war ihm nur interessant gewesen als ein Teil der Staffage, die damals die Scenerie von Schloß Gruthenau mit beleben half. Auch hatte er niemals geahnt, daß er seinerseits in dem Leben Susettens eine so wichtige, ja entscheidende Rolle gespielt, daß sie ihn zärtlich, leidenschaftlich, mit der ganzen Glut einer unverdorbenen, spät entwickelten Mädchenseele geliebt hatte.

Hertha von Weylburg, die sich nur ab und zu ins

Gespräch mischte, blickte der guten alten Dame sofort auf den Grund ihrer Seele. Es lag etwas Rührendes in der Art und Weise des Fräuleins. Man erkannte sehr wohl, sie besaß nicht die Lächerlichkeit, die erstorbnen Gefühle von einst auch nur sekundenlang wieder beleben zu wollen; aber die opferwilligste Freundschaft, die sich nicht aufdrängen möchte, und doch in Demut nur eines Winkes gewärtigt, um alles dahinzugeben, sprach, dem feineren Ohre vernehmbar, aus ihren Worten und mehr noch aus ihrem Tone.

Wie Hertha von Weylburg so die beiden beobachtete, kam ihr plötzlich ein altes Gedicht in den Sinn, das sie vor Jahren im Margaretenstift hatte aufsagen müssen. Es war betitelt: „Der Bergmann von Falun“ oder so ähnlich und schilderte ein sonderbares Begebnis. Hertha sah im Geiste den verschütteten Jüngling, der fünfzig Jahre lang in der Tiefe des Bergwerks den Schlaf des Todes geschlafen und nun durch Zufall ans Licht geschafft wird. Keiner der Umstehenden erkennt ihn, bis endlich ein zitterndes altes Weiblein am Stabe heranwankt, die ehemalige Braut des Verunglückten. Ihn hat die Tiefe unversehrt erhalten in seiner vollen Schöne und Kraft; sie ist im Sturme der Oberwelt und im Kampfe mit ihrem Elend gealtert, verwelkt, nur noch ein Schatten . . .

„Mich dünkt,“ wandte sich jetzt Marie von Gruthenau an die Professorin, „wenn wir vor Abend noch etwas leisten wollen, so ist es die höchste Zeit.“

„Das denke ich auch,“ sagte Iduna. „Ist alles in Ordnung?“

Die Frage galt dem Studiosus, der seit einigen Augenblicken wieder so nachdenklich schien, wie vorgestern bei der improvisierten Quadrille in Laßberg.

„Hören Sie nicht?“ wiederholte sie staunend und berührte ihn mit dem Spitzenfächer.

„Gewiß, gnädige Frau! Alles in Ordnung! Dreimal soviel als wir brauchen!“

„Sie werden ja rot wie ein Schulknabe,“ sagte sie flüsternd. „Was haben Sie denn? Ei, ei, ei! Wieder ein neues unvergleichliches Ideal?“

Man erhob sich. Es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch nach dem Ball- und Theatersaal.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau . . .!“ stammelte Gustav.

Sie hing sich an seinen Arm.

„Treuloser Mensch! Neulich bei dem Fest in Göllrode war noch das hübsche Claudinchen der unbestrittene Stern Ihres Lebens — und jetzt lugen Sie schon mit dem Teleskop Ihrer Sehnsucht nach Fräulein Hertha hinüber! Es ist trostlos mit euch Poeten! Heute die Anne, morgen die Hanne, und weder heute noch morgen fühlt ihr was Ernsthaftes! Nur in euch selber seid ihr verliebt, in eure tönende Rhythmik, in den Effekt, den ihr macht! Na, kommen Sie nur! Ich bin ja nun doch einmal das gute, gemütliche Tantchen, das Ihnen alle Dummheiten nachsieht und nicht von der Hoffnung läßt, auch Sie dereinst noch als vernünftigen Eheherrn und Familienpapa zu begrüßen. Freilich, mitunter kommt mir wohl der Gedanke: die muß noch geboren werden, die es fertig bringt, diesen Schmetterling dauernd zu fesseln . . .“

Der Ball- und Theatersaal im ersten Geschoß war ein fürstlich ausgestatteter Raum, der mit Bequemlichkeit mehrere hundert Personen faßte. An der östlichen Schmalseite befand sich eine förmliche Bühne. Seit der Rückkehr Mariens aus der Pension wurde hier häufig Komödie

gespielt. Diesmal sollten die weltbedeutenden Bretter von Gruthenau das Piedestal zu einer Reihe plastisch-mimischer Darstellungen abgeben: „Tableaux vivants“, sagte Tante Susette.

Dreißig verschiedene Gruppen waren in Aussicht genommen, unter denen die fünfzehn wirkungsvollsten heute gewählt und probiert werden sollten. Die Sache eilte ein wenig, da das Familienfest, zu dessen Verherrlichung die Bilder geplant waren, der neunzehnte Geburtstag Mariens nämlich, mit Riesenschritten heranrückte.

Professor Ehlers und Fräulein Aurelie von Wolfshagen traten zu einem Tische rechts von der großen Balkonthür und musterten die dort aufgestapelten Skizzen, Holzschnitte und Photographieen.

Die Holzschnitte und Photographieen waren die Reproduktionen mehr oder minder bekannter Genrebilder; die Skizzen hatte Professor Ehlers, der zwar „im Zeichnen schwach“, im Vordenken aber „groß und schöpferisch“ war, selber entworfen, meist so flüchtig, daß er allein Auskunft darüber zu geben wußte, was die „Kartons da“ bedeuten sollten.

Iduna hatte mit Gustav inzwischen die Bühne erklommen und war nach einigen Auf- und Abzieh-Versuchen am Vorhang, der sich wider Erwarten durchaus nicht störrisch erwies, rechts hinter den Kulissen verschwunden. Dort stand eine lange Tafel mit allerlei phantastischen Kleidungsstücken. Die eigentlichen Kostüme konnten erst angeschafft werden, wenn man über die Wahl der Bilder und der Personen völlig im klaren war. Dennoch war Frau Iduna der Ansicht gewesen, etwas Drapierung und Farbe sei bei den Proben schon unerläßlich, da man sonst über die künstlerische Wirkung kein Urteil habe. Gustav

hatte auf ihre Anregung hin nicht nur die Maskenarchive von Schloß Gruthenau eifrig durchstöbert, sondern auch Sendlinge da und dort zu den Nachbarn geschickt und so alles gesammelt, was sich an Flitter und Tand, besonders an Tüchern und Wämsern, Baretten und Schärpen irgend auftreiben ließ.

„Ich freue mich schrecklich auf die Geschichte!" sagte Iduna zu Gustav. „Und wir bleiben dabei: den Romeo in der Balkonscene treten Sie nicht an den Leutnant ab? Verstanden? Blondlockiges Haar — das stimmt vortrefflich zu einem Romeo, wie ich ihn begreife. Die Julia, gut, die mag schwarz sein, wie die mondlose Nacht. Er aber, schon des Kontrastes wegen, muß Haar haben wie Sie. Das Bild wird Effekt machen! Wahrhaftig, Sie sind ein auffallend hübscher Junge!"

„Meine Gnädige . . .!"

„Nun, nun, ich werde Ihnen das wohl noch sagen dürfen, ich, eine alte, verheiratete Frau! Jetzt machen Sie wirklich ein etwas dummes Gesicht. Von Zeit zu Zeit ist das zweckmäßig. Sonst verdrehen Sie noch allen Mädchen die Köpfe. Und zum Heiraten sind Sie doch, Gott sei Dank, noch zu jung!"

„Meinen Sie das im Ernste?"

„Was?"

„Daß ich zu jung wäre?"

„Ganz entschieden. Ein Mensch wie Sie, ein Talent — ich hätte beinahe gesagt: ein Genius — und heiraten! Das hieße dem Pegasus ein Bleigewicht an die Flügel hängen. Steigen Sie auf in den Äther, aber denken Sie nicht an das Alltagsgeschäft der Vermählung! Hat etwa Romeo seine Julia geheiratet?"

„Eine sonderbare Argumentation, gnädige Frau!"

„Mensch! Jüngling! Poet! Sie thun ja, als verrammte ich Ihnen die Pforte zur ewigen Seligkeit! Hab' ich's getroffen? Sind Sie wirklich im Geiste bereits auf dem Weg zum Standesamt? O, diese Hertha!"

„Unsinn!" fuhr der Student heraus.

„Der Eifer, mit dem Sie mir widersprechen, verrät Sie. Im Ernste, das Mädchen ist reizend. Ebenso hübsch, wenn sie lächelt, als wenn sie ernst und gedankenvoll dreinschaut. Aber trotzdem . . .! Sie ist ja beinah' in Ihrem Alter! Ungefähr das Verhältnis wie zwischen dem Oberst und Fräulein von Halffkerke!"

„Nun, nun!" wehrte er lebhaft. Sein offnes, schwärmerisches Gesicht glühte wie Purpur.

Iduna lachte ihm unter die Nase, gab ihm einen flüchtigen Klaps auf die Wange und prüfte dann wieder, „La donna è mobile" trällernd, die bunt durcheinander gewürfelten Maskenstücke.

Während so hinter und vor den Kulissen die Einleitung zu der Tagesaufgabe langsam voranschritt, hatte sich der Rest der Gesellschaft in mehrere Gruppen gesondert.

Der Oberst von Anzendorff, der auf die dringende Bitte Mariens die Jugend begleitet hatte — von Papa verstand sich das ja von selbst, und auch Tante Susette, die gestern ein wenig Migräne gehabt, war heute wieder vollständig flott und konnte mit altgewohnter Lebendigkeit teilnehmen — Herr von Anzendorff also stand im Gespräch mit dem Grafen Gaßler. Graf Eberhard erinnerte sich mit Vergnügen, daß sein verstorbener Vater mehrfach von den Beziehungen zu dem Oberst erzählt und auch jener

glücklichen Sommerwochen gedacht, welche der damalige Secondeleutnant von Anzendorff mit einigen andern Freunden des Hauses auf Schloß Göllrode verlebt hatte.

Hertha, die von Wladimir Orlowsky gestellt worden war, lieh dem Redestrom ihres Reisegefährten von neulich nur geringe Aufmerksamkeit. Ihr Interesse war bei dem Oberst von Anzendorff und dem Grafen. Wiederum wurde ja jene Zeit berührt, die ihr so mystisch, so hochromantisch, so reich an unerschlossenen Geheimnissen schien. Wahrhaftig, der Oberst, wenn er so sprach und mit liebenswürdigem Lächeln das Haupt wiegte, hatte etwas vom orientalischen Magier. Seine Augen blitzten dann auf wie funkelnde Sterne am frostklaren Winterhimmel; man freute und fürchtete sich zugleich, ihrem bannenden Blick zu begegnen.

Und wie dieser Graf mit dem Oberst verkehrte! Graf Eberhard Gaßler war eine fesselnde, angenehme Erscheinung, ruhig, gewandt, von höchst intelligentem Gesichtsausdruck, ohne jegliche Ziererei — und doch Herrn von Anzendorff gegenüber fast von jener verbindlichen Artigkeit, die man sonst nur bei Damen entwickelt. Es lag etwas Sanftes, Mildes, Verschleiertes in der Stimme des Grafen, ein Ton, der zum Herzen drang. In seinem Gebaren malte sich der unverkennbare Wunsch, Herrn von Anzendorff, den er heute zum erstenmal sah, eine Hochachtung zu bekunden, die das gewöhnliche Maß stark überstieg.

Hertha fühlte bei dieser Wahrnehmung einen freudigen Stolz, als hätten die Huldigungen des Grafen ihr selbst gegolten. Graf Gaßler — das ahnte sie gleich auf den ersten Blick — war unter sämtlichen jungen Männern, die sie bis jetzt auf Gruthenau kennen gelernt, weitaus

der bedeutendste. Sein aristokratisches Antlitz hatte etwas vom Denker. Daß gerade dieser bevorzugte Cavalier so eifrig und beinahe unter Vernachlässigung der Damen sich um den Freund ihres Vaters bemühte, das hatte für Hertha einen ganz eigentümlichen Reiz, den sie vergeblich zu analysieren suchte.

„Sie sehen, Herr Oberst,“ sagte der Graf, nachdem er abermals eine kleine Reminiszenz geweckt hatte, „ich bin gründlich bewandert. Es muß in der That ein phantastischer Zauber gewesen sein, der sich damals wie ein duftiger Goldschleier über Göllrode und Gruthenau breitete, ein buntes Gewebe von lustigen Streichen, Tollheiten und mondschein-gesättigter Poesie. Gewiß lag diese eigenartige Stimmung ein wenig im Zeitalter.“

„Wohl möglich,“ versetzte der Oberst. „Für uns speziell kam noch verschiednes hinzu . . . Sie wissen natürlich, daß Ihr Herr Vater damals seine zukünftige Braut kennen lernte?“

„Gewiß.“

Der Oberst wandte sich ab. Sein Auge umdüsterte sich, bis es dem Blick Herthas begegnete, die ihn mit harmloser Fröhlichkeit anlachte.

„Sie werden auch mitwirken in den tableaux vivants?“ fragte der Russe zum zweitenmal, ohne sich durch die Zerstreutheit Herthas abschrecken zu lassen.

„Wenn ich aushelfen kann, ja.“

„Ich werde auch aushelfen. Ich helfe immer aus. Zum Beispiel im Whist. — Spielen Sie Whist? Ich bin ein leidlicher Partner. Graf Gaßler, mein Freund, spielt meisterlich. Gestern haben wir einige Rubber gemacht, Graf Gaßler, Komteß Claudine und ich. Schade, daß

Sie nicht die vierte waren! Sie hätten so ausgezeichnet den Strohmann ersetzen können! Es würde mir ein ungeheures Vergnügen bereiten, mit Ihnen ein Grand zu gewinnen."

„Vielleicht findet sich später einmal die Gelegenheit," erwiderte Hertha. „Verzeihen Sie gütigst!"

Sie wandte sich zu Claudine von Gaßler, die an der Seite Mariens auf sie zukam.

„Unsre kleine Komteß wünschte dir ein Händchen zu geben," sagte Marie. „Du gefällst ihr. Kommt, Kinder, macht euch ein bischen miteinander bekannt! Vorhin auf der Veranda warst du ja schrecklich in Anspruch genommen. Ja, thu nur nicht so, ich meine dich, Hertha! Nicht wahr, Claudinchen, auch du hast's beobachtet? Jedem Wort, das dem Oberst über die Lippen geht, lauscht sie wie einem Orakelspruch. O, sie versteht's, wenn kluge Männer sprechen — oder wie heißt's im Tasso? Ich kann nämlich nie ein Citat behalten. Jetzt entschuldigt mich! Die große Künstlerin Wolfshagen winkt mich heran: sie scheint mit Ehlers in Konflikt zu geraten. Apropos, kümmert euch doch ein wenig um den guten Hans Kunibert! Er steht jetzt schon seit fünfzehn Minuten vor Tante Susette und macht Bewegungen wie ein Nachtwandler. Auf Wiedersehn!"

Elfenhaft huschte sie durch den Saal.

„Ein reizendes Püppchen!" sagte Komteß Claudine zu Hertha. „Ihre Intima aus der Pension?"

„Ich habe sie sehr lieb," versetzte Hertha bestimmt.

„Ich auch. Ihre Gegenwart übt auf mich eine Wirkung aus wie Ozon. Leider kommt man nicht näher mit ihr. Man müßte denn Hertha von Weylburg heißen!

Was mich betrifft — trotz ihrer Leichtlebigkeit ist sie verschlossen . . ."

„Ach, sie hat nicht viel zu verschließen," dachte Hertha. Aber sie sagte was andres.

Inzwischen hatte sich auch Wladimir Orlowsky mit dem Oberst in ein Gespräch vertieft. Orlowsky benahm sich ähnlich, wie Graf Eberhard Gaßler. Dieser Otto von Anzendorff schien es aller Welt anzuthun. Er bannte und fesselte, was immer in seinen Bereich kam. Übrigens mußte der Slawe auch seinerseits eine Eroberung gemacht haben. Nach kurzer Frist drückten die beiden Männer sich herzlich die Hand, als bekräftigten sie die unausgesprochene Grundlegung eines Freundschaftsverhältnisses.

Hertha von Weylburg hatte das gutartig-frohe Lächeln Orlowsky wahrgenommen.

„Eine ehrliche Haut, dieser Wladimir!" sagte die kleine Komteß. „Gar nicht typisch für den russischen Nationalcharakter."

„Auch Sie mögen die Russen nicht leiden?" frug Hertha.

„Ich kenne sie kaum," sagte Claudine. „Ich spreche nur meinem Bruder nach, der sie gründlich studiert hat. Beiläufig: Wladimir Orlowsky hat eine dänische Mutter."

Marie von Gruthenau war einen Augenblick durch Linda von Laßberg in Anspruch genommen worden. Jetzt trat sie zu dem Professor und Fräulein Aurelie von Wolfshagen und drohte dem spitzen, verblühten Mädchen scherzhaft mit dem erhobenen Zeigefinger.

„Ist sie starrköpfig, Herr Professor? Ja? Ich möchte doch wissen, von wem sie das hat. Ihre Mama ist die

Liebe und Güte selbst. So? Eine künstlerische Meinungsverschiedenheit? Das klingt ja recht volltönig."

„Sie sollen entscheiden, mein gnädiges Fräulein!" rief der Professor. „Wir sind hier dabei, aus eigner Machtvollkommenheit eine engere Auswahl zu treffen. Im Plenum dauert dergleichen zu lange. Sechs von den Vorlagen sind bereits eliminiert, darunter zwei meiner eignen Entwürfe. Sie erkennen daraus, wie vollständig frei ich von Selbstliebe bin. Nun will mir aber Fräulein von Wolfshagen ohne Appell an das Publikum die effektvollste Nummer streichen! Sehen Sie — hier!"

Er schob Marien ein Genrebild zu, das ebenso malerisch wie ergreifend war. Es hieß „Nach der Trauung" und trug den Stempel jenes packenden Realismus, der vorgestern dem vielbesprochnen Gemälde „Um eine Rose" nachgerühmt worden war. Ein vornehmes venezianisches Ehepaar, eben erst durch den Priester verbunden, schreitet über die Kirchenschwelle der Gondel zu. Rechts von den beiden, am Schaft des Pilasters, steht ein verlassenes Mädchen, bleich, thränenlos, und schaut, das Herz noch immer von unendlicher Liebe erfüllt, nach dem Manne hinüber, der ihre Jugend, ihr Glück, ihr Leben zerstört hat.

Das Bild lockte aus mehr als einem Gesichtspunkt zur Reproduktion. Es war leicht zu stellen und durchzuführen, bot Gelegenheit zur Verwendung außerordentlich prunkvoller und farbenreicher Kostüme und heischte kein übergroßes Talent des Mienenspiels, falls nur die Darstellerin der „Verlassnen" Augen besaß, die halbwegs dem Original gleichkamen. Der Professor hatte betont, man verfüge im Kreis der Gesellschaft über zwei solcher Augenpaare; er hatte Fräulein von Weylburg und seine

eigne Gattin genannt, wenn er sich auch vollkommen bewußt war, nur auf die erstere zählen zu dürfen, da Frau Iduna an dieser kläglichen Ach- und Wehrolle keinen Geschmack finden würde.

„Von wem ist denn das Bild?“ fragte Marie.

„Von Roland Kessinger. Sein Stil ist ja unverkennbar. Da fällt mir ein: war nicht kürzlich davon die Rede, Fräulein von Wolfshagen sei eine Schülerin dieses Meisters? Und nun macht sie ihm Opposition!“

„Ich habe durchaus nichts gegen den Meister und seine Schöpfungen,“ sagte sie etwas dünnstimmig. „Nur bin ich der Ansicht, daß der Geburtstag eines harmlosen jungen Mädchens nicht durch erschütternde Mißklänge, wie sie das Bild hier anschlägt, entweiht werden sollte.“

„Ach, Thorheit!“ lachte Marie. „Denkst du, ich würde die Prophezeiung herauslesen, daß auch ich einst trauernd am Weg stehe, während Er, der herrlichste von allen, mit ihr, die's nicht fassen, nicht glauben kann, die Fahrt nach dem Glück antritt? Geh, du hast etwas gegen Kessinger. Ich glaube gar, du bist neidisch auf seine riesenhaften Erfolge. Das Genrebild war ja von jeher dein Künstlertraum.“

Ein kühles Lächeln glitt über das Antlitz Aureliens.

„Ich hoffe, der Herr Professor kennt dich bereits,“ sagte sie gleichmütig. „Auch weißt du genau, daß ich jetzt nur noch Landschaften male. Das Genrebild, mit allem, was drum und dran hängt, ist mir zum Ekel geworden. Ich neidisch! Ja, auf dich bin ich neidisch, du schöne, junge, blühende Sylphe, für die das Leben noch ein glanzvoll rauschender Cotillon ist . . .“

„Sehr liebenswürdig!“ knixte Marie. „Ich gebe es

zu, ich bin schauderhaft oberflächlich. Aber du solltest das so in Gegenwart des Herrn Ehlers mit dem Schleier christlicher Liebe bedecken. Der Herr Professor ist mir ohnehin aufsässig, weil ich seine Broschüre über Gabriel Max drei volle Wochen hindurch unaufgeschnitten im Pulte ließ. Entsetzlich! Es fehlt mir eben der rechte wissenschaftliche Ernst, wie schon die Lehrer im Stift behaupteten. Jetzt aber zur Sache! Ich finde das Bild ganz brillant und erkläre ausdrücklich, daß es mir die Geburtstagsstimmung durchaus nicht verderben wird. Nötigenfalls spiel' ich sogar die trauernde Dulderin da an der Säule. Bist du beruhigt, Aurelie?"

„Gut denn," versetzte Fräulein von Wolfshagen.

Hertha hatte sich während der letzten Hälfte dieser Erörterungen langsam genähert. Auch sie gehörte ja etwas mit zu der Zunft, wenn ihr Talent auch vielleicht ein geringes und zur Zeit noch wenig geschultes war.

„Nein, Kind!" sagte sie rasch, indem sie den Blick von der Kessingerschen Komposition weg nach dem sonnigen Antlitz Mariens hob. „Zu dem trauernden Mädchen da passest du absolut nicht. Wohl aber zu der glückstrahlenden Dame in Atlas und Goldbrokat. Sie hat ganz deine Figur. Und der Nobile — hm, Herr von Höffert ist ein wenig zu klein dafür; aber Graf Gaßler —, finden Sie nicht, Herr Professor, daß Graf Gaßler für diesen Nobile wie geschaffen ist?"

„Wahrhaftig! Er hat den nämlichen dunklen Vollbart, die gleichen Brauen . . . Wir hätten fast gar keine Arbeit mit ihm. Ich bewundere Ihr treffendes Urteil. Aber nun flink! Die Herrschaften werden ungeduldig! Hier den Alpenjäger nach Schiller, dächt' ich, kassierten

wir. Der Berggeist würde sich zwar imposant machen, aber die Gemse im Hintergrunde wirkt komisch. Hier aus dem übrigen wählen wir noch Egmonts Traum im Gefängnis. — Einverstanden, Fräulein von Wolfshagen?"

Aurelie nickte.

Professor Ehlers klatschte nun in die Hände und rief mit der Stimme eines dramatischen Herolds:

„Wenn ich die Herrschaften bitten dürfte . . .!"

Die Gruppen lösten sich. Iduna und Gustav stiegen von der Bühne herab. Der Oberst drückte dem Russen Wladimir Orlowsky noch einmal die Hand. Man trug Stühle herzu; alles nahm Platz.

„Du," flüsterte Fräulein von Gruthenau, zu Hertha von Weylburg gekehrt, „ist dir nicht aufgefallen, wie kurios sich die Wolfshagen eben benommen hat? Bei dem Bilde mein' ich?"

„Sie schien mir etwas pikiert."

„Kolossal. Es ist zu albern von ihr. Alle Welt weiß, daß sie in Kessinger sterblich verliebt war. Nun räsonniert sie bei jeder Gelegenheit auf ihn los, weil's ihm natürlich im Traum nicht einfiel, solch ein unbedeutendes, dürres Persönchen heimzuführen, trotz ihres Adels und trotz ihrer glänzenden Mitgift. Er soll furchtbar verwöhnt sein. Claudine Gaßler hat mir Geschichten von ihm erzählt . . ."

„Ach? Das interessiert mich. Die arme Aurelie! Sie schaut wirklich erbärmlich aus für ihr Alter. Und doch, sie mißfällt mir nicht. Hinter dem Schleier ihrer vergrämten Züge seh ich ein süßes, vertrauenblickendes Antlitz . . ."

Inzwischen hatte sich Ehlers geräuspert, die rechte Hand wie zur Begrüßung emporgehoben und folgendermaßen begonnen:

„Es ist mir der ehrende Auftrag zu teil geworden, die oberste Leitung beim Stellen der lebenden Bilder zu übernehmen, deren Vorführung wir zum elften August, dem Geburtstag unserer gnädigen Baroneß, der Tochter dieses gastlichen Hauses, geplant haben. Zunächst liegt es mir ob, mich derjenigen geschätzten Personen definitiv zu versichern, die da geneigt sind, bei diesen mimisch-plastischen Bildern mitzuwirken. Ich setze voraus, daß niemand ohne zwingenden Grund sich der Ladung entziehen wird, die hiermit namens Derer von Gruthenau feierlich an ihn ergeht. Ich war so frei, die Namen der Anwesenden hier zusammenzustellen. Ich gestatte mir, diese Liste jetzt vorzulesen. Nur diejenigen geehrten Herrschaften, die ablehnen wollen, bitte ich um ein kurzes Non possumus. Aber, wie schon gesagt, nur im äußersten Notfall. Wo ein Zweifel an der Vollgültigkeit der Motive bleibt, da behalte ich mir die Berufung an die Gesellschaft vor.“

„Bravo!“ rief Leutnant von Höffert.

„Sehr gut, sehr gut!“ bemerkte Wladimir Orlowsky, indem er sich mit einem lebhaften Blick an den blonden Hans Kunibert wandte, um auch ihn zur Beifallsbezeugung anzustacheln.

Hans Kunibert neigte sich mit der lockenumwallten Stirne so tief über den Stuhl, auf welchem Iduna Platz genommen, daß er die Blumen in ihrem Haar berührte. Tödlich erschrocken fuhr er zurück und stammelte mit bewegter Stimme:

„O, es war nur mein Kopf!“

Bei der Verlesung der Liste ergab sich die erfreuliche Thatsache, daß außer dem Ehepaar Gruthenau und Fräulein von Halffkerke nur die asthmatische Frau von Wolfshagen der Mitwirkung überhoben zu sein wünschte, was der Professor nicht ernstlich verweigern konnte.

Als Otto von Anzendorff die nämliche Bitte vorbrachte, traten Marie und Hertha zu ihm heran und bestürmten ihn so liebenswürdig und schmeichlerisch, daß er nachgab.

„Meinetwegen!“ sagte er lachend. „Wenn ihr mich alten Knaben denn absolut in euer Getreibe hineinziehen wollt . . . Aber das halt' ich mir aus: mindestens verlang' ich die Rolle des Romeo!“

„Nun, wer weiß,“ versetzte Iduna ein wenig keck, „Sie wären im stande, die Rolle so lebenswahr durchzuführen, daß mancher der jüngerer Cavaliere sich ducken müßte.“

„Ich wollte den Kindern nicht die Freude verderben,“ sagte der Oberst zu Frau von Gruthenau, ohne die Rede Idunas einer Antwort zu würdigen. „Es ist nun mal so: sie denken, ein Amüsement ist um so gelungener, je mehr sich die alten und ältesten Jahrgänge bei der Geschichte beteiligen!“

Es folgte nun die Verteilung der Rollen. Nachdem eine halbe Stunde damit verbracht worden war, daß die meisten der von Herrn Ehlers ausgewählten Personen mit größerem oder geringerem Eifer bestritten, der ihnen zugedachten Aufgabe gewachsen zu sein, faßte man auf Antrag des Grafen Gaßler den zweckmäßigen Beschluß, die Entscheidung hierüber lediglich dem Professor anheimzustellen, der, falls er sein schwieriges Werk durchführen sollte, unbedingt mit der Machtvollkommenheit eines Diktators bekleidet sein müsse.

Nun ging die Geschichte sehr rasch. Je mehr Zeit man zu Anfang mit den Präliminarien vertrödelt hatte, um so energischer griff man die Sache selbst an.

Ehlers und Fräulein Aurelie entwickelten beide ein beachtenswertes Talent im Besiegen scenischer Mängel; sie waren stark und schneidig in der Kritik, lebhaft und sachlich im Beifall. Die Garderobestücke, die Gustav mit Hilfe des Dieners herbeigeschleppt hatte, markierten vortrefflich die zukünftigen Vollkostüme.

Die erste Nummer war „Romeo und Julia“.

Eine teppichverhangene spanische Wand, mit einem Sessel dahinter, stellte einstweilen den Palazzo der Capulets, insbesondere die Brüstung des mondlichtbestrahlten Balkons vor. Julia-Iduna lehnte sich, ein weißes Flortuch um die üppigen Schultern, so leidenschaftlich darüber her, daß ihr eigner Gemahl nicht umhin konnte, Bravo zu klatschen. Auch Romeo-Gustav, der, mit dem Knie auf einer künstlich versteckten Holzkiste, schmachtend zu ihr emporschaute und den Kopf zurücklegte wie ein verendender Hirsch, ward von Professor Ehlers gelobt. Er sah in der That gut aus. Dabei wirkte das blauseidene Renaissance-Wams und die Messingkette ebenso vorteilhaft im Sinn des Lokaltons, wie der leuchtende Überschwang von Granatblüten in den tiefschwarzen Haaren der Veroneserin.

Egmonts Traum im Gefängnis bot keine Schwierigkeiten. Leutnant von Höffert, mit einem blauschwarzen Mantel halb zugedeckt, schlummerte selbstbewußt auf einem Sofakissen, während ihm Klärchen — Linda von Laßberg — mit einigen Tüll- und Gazestreifen drapiert, als Genius der Freiheit den Kranz über das Haupt hielt.

Hiernach kam das Bild Roland Kessingers, das vorhin Gegenstand der Debatte gewesen.

Iduna zauberte für den Nobile, der in der That dem Grafen Eberhard Gaßler zuerteilt war, eine lichtblaue Schärpe und ein schönes Barett hervor, während Marie als die Gattin des Venezianers nur durch einen improvisierten Brautschleier gekennzeichnet wurde.

„Ein reizendes Paar!“ keuchte Frau Lucie von Wolfshagen der Tante Susette ins Ohr, und Fräulein von Halffkerke nickte vier- oder fünfmal.

Für die „Verlassene“ hatte Professor Ehlers, den ablehnenden Blick seiner Gemahlin verstehend, Hertha von Weylburg bestimmt.

Alles war überrascht beim Anblick dieses bleichen, trüben Gesichtchens, das nur noch Auge zu sein schien — dank den Kunstgriffen der Regie, die sogar über mehrere Arten von Schminke verfügte, und mehr noch dank der innerlichen Vertiefung, deren Hertha von Weylburg kraft ihrer heißblütigen Phantasie fähig war. Es kam noch hinzu, daß sie während der letzten Stunden vielfach über den rätselhaften Roman Fräulein von Halffkerkes nachgedacht und nun vorhin erst seltsame Andeutungen über Aurelie gehört hatte. So lebte sie sich mit dem Ernst einer mächtigen Einbildungskraft in die Rolle der Sehnsuchtverzehrten, Enttäuschten hinein, und als nun der Vorhang aufging, spürte sie wirklich eine Beklommenheit, die nicht ganz auf die Rechnung des Lampenfiebers gesetzt werden konnte.

Es folgten jetzt einige Kompositionen heiterer Art, bei denen die Laßbergs, Marie, Hertha und Wladimir Orlowsky mitwirkten.

Da es sich hier ausschließlich um moderne Süjets handelte, war die Sache meist rasch erledigt.

Nur Hans Kunibert Freiherr von Laßberg bot der Regie fast unübersteigliche Hindernisse.

In dem einzigen Bild, bei welchem er mitwirkte, sollte er seiner Schwester Afra ein Billetdoux überreichen, machte jedoch trotz aller Bemühungen des Professors unverkennbar den Eindruck, als halte er einen gespannten Revolver. Dabei war es rührend zu sehen, wie treuherzig und geduldig die blauen Augen des Jünglings umherschweiften, wenn er von allen Seiten Zurufe, Korrekturen und Monita erntete, die er zuletzt, wie ein beifallumdonnerter Benefizkünstler, die Hand auf der Brust, mit einer tiefen Verbeugung beantwortete.

Claudine und Fräulein von Gruthenau kicherten.

„Ein Rhinoceros auf der Polhöhe!“ sagte der Leutnant zu Gustav, leise, aber doch so, daß Hertha es hören konnte.

In diesem Augenblicke empfand Hertha von Weylburg mit der ungelenken Hünengestalt, die sich ja keineswegs aufgedrängt hatte, etwas wie Mitleid; Paul von Höffert aber kam ihr abscheulich vor. Es war doch über die Maßen wohlfeil, sich auf Kosten eines so anspruchslosen Menschen lustig zu machen — nur um in den Augen der Damen für überlegen zu gelten! Denn jetzt wandte sich Paul von Höffert mit seiner Satire an Fräulein von Gruthenau, die sich vor Lachen fast ausschütten wollte.

Zum Schluß wurde dann auch der Oberst herangeholt.

Es handelte sich um das Bild eines französischen Malers: Beduinen, die eine junge Engländerin geraubt haben.

Linda von Laßberg, die etwas vom britischen Typus hatte, war zur Heldin — genauer: zum Opfer — bestimmt. Starr und niedergeschlagen kauerte sie vor dem Zelt, das hier in der Probe durch einen Lehnstuhl markiert war. Die zwei Beduinen, Wladimir Orlowsky und Otto von Anzendorff, standen in sehr glücklichen Stellungen hinter und neben der schönen Beute.

Noch niemals hatte Iduna ihr Kostümtalent so glänzend bewährt. Ein paar weiße Laken, kunstgerecht über den Köpfen der Herren drapiert und faltig über die Schultern herabwallend; zwei brandrote Shawltücher; zwei alte Gewehre aus dem Waffensaal des Barons — und die Wirkung war fertig.

Es muß gesagt werden: beide Herren eigneten sich vorzüglich für diese Aufgabe. Dunkeläugig, dunkel von Teint und im Besitz dunkler Schnurrbärte, schauten sie, theatralisch die Augenlider emporziehend, völlig echt unter dem blendenden Weiß hervor. Wladimir Orlowsky, dessen Brauen über der Stirne zusammengingen, bekam einen etwas grimmigen Ausdruck, während sich bei dem Oberst Würde, Ernst und Feuer die Wage hielten.

„Alle Wetter!" sagte unwillkürlich Leutnant von Höffert. „Herr von Anzendorff macht sich famos!"

„Ein schöner Mann, dieser Oberst!" flüsterte Claudine von Gaßler der blonden Afra ins Ohr. „Bis jetzt war mir das gar nicht so aufgefallen. — Und so jung sieht er aus!"

Hertha, die das vernahm, hatte auch jetzt wieder das frohe Gefühl, als werde ihr selber etwas Liebes und Gutes gesagt. Wie sie dann überlegte, kam sie sich beinahe komisch vor. Was konnte es ihr denn verschlagen, ob

Herr von Anzendorff zehn Jahre älter aussah oder jünger? Und ferner: war es denn ein so wichtiges Ding, das Jung-aussehen? Freilich, wenn sie sich vorstellte, daß die hübsche Marie zum Beispiel jemals das Ebenbild Tante Susettens, daß sie — Hertha — selber einmal so der Schatten ihrer Vergangenheit werden sollte, dann mußte sie einräumen: es war etwas Herrliches, Unbeschreibliches um den Frühling des Lebens! Doch sie war auch ein Mädchen! Ein Mann hing von diesen Äußerlichkeiten nicht ab. —

Sie begriff sich nicht. Aber die Thatsache jenes Wohlgefühls war nicht hinwegzuleugnen.

Es dämmerte schon, als man zu Ende war. Man speiste im großen Verandasaal, promenierte noch eine Weile im Park und trennte sich gegen halb elf mit dem Versprechen, über acht Tage wiederzukommen. Inzwischen würden Professor Ehlers und Frau dafür sorgen, daß jedermann die genauesten Instruktionen und Vorlagen für die Kostüme erhalte. Auch sollten sämtliche Requisiten fertiggestellt sein, damit diese zweite Probe zugleich die Generalprobe sein könne.

„Adieu! Adieu! Es war köstlich! Ein himmlischer Tag! Glückliche Fahrt!“

So rollten die Wagen in die mondhelle Nacht hinaus.

Hertha lauschte dem Hufschlag der Pferde, solang sie ihn hören konnte. Es war ihr so eigen zu Mute, so neu und doch so vertraut. Nun schlug im Geäste des großen Platanenbaums eine Nachtigall. Es überrieselte sie. Eilig begab sie sich in ihr Zimmer.

O Mond! O rauschende Wipfel! Süß träumend lag das alles da draußen im Silberglanz! Drüben am Rhönberg sah sie den schwarzen Forst und hier und dort

einen mattschimmernden Stern über den Hügeln. Die Nachtigall sang noch immer. Wie war diese Welt doch schön und hehr in ihrer göttlichen Friedsamkeit! Man hätte sich aufschwingen mögen, empor, empor, in die Höhen des unendlichen Glanzes. Du pochendes Menschenherz, was ergreift dich so mit unsagbarer Ahnung?

Hertha fühlte, wie es ihr heiß in die Augen stieg. Sie wollte sich schelten ob ihrer Weichheit, aber es half nichts. Die Thränen flossen ihr — süß, beruhigend, erlösend.

Dann legte sie rasch ihre Kleider ab, sprach ein kurzes Gebet und entschlief.

Neuntes Kapitel.

Zwölf Tage später stand Hertha lange nach Mitternacht in der nämlichen Fensternische, wo sie am Abend nach jener Bilderprobe in die schimmernde Mondlandschaft hinausgeblickt hatte.

Es war jetzt dunkel da draußen. Schwere Gewitterwolken hingen am Horizont. Auch Herthas Stimmung schien sich verdüstert zu haben.

War es der Brief ihrer Schwester, den sie hier vorgefunden, als sie vom herrlichsten Ausflug zurückkehrte ...?

Dieser Brief hatte ihr eine Vorstellung wach gerufen, die ihr bis dahin kaum noch gekommen war: die Notwendigkeit ihrer demnächstigen Abreise.

Abreisen! Wie der Gedanke sie aufregte! Mußte denn alles ein Ende nehmen? Es war doch so himmlisch hier auf Schloß Gruthenau, so bezaubernd! Sie hatte sich wohlgefühlt von Grund ihrer Seele aus, — und nun auf einmal trat ihr die unbarmherzige Prosa entgegen, und raunte ihr zu: „Genieße noch, aber eilig und mit Verstand! Die Stunde der Trennung wird schlagen, eh du's für möglich hältst."

Sie betrachtete eine Zeitlang den Himmel. Ein fahles Wetterleuchten zuckte über die ferndrohende Wolkenbank.

Im Zenith funkelten noch die Sterne. Die Atmosphäre war dumpfig und schwül.

Hertha seufzte. Dann trat sie vom Fenster zurück, setzte sich in den faustischen Lehnstuhl und stützte den Kopf in die Hand.

„Abreisen!" wiederholte sie halblaut. Vierzehn Tage war sie erst hier . . .! Und wie pfeilschnell waren ihr diese vierzehn Tage verstrichen! Freilich, hier flog ja die Zeit wie auf Schmetterlingsflügeln. Hier verstand man zu leben! Welch eine wundervolle Geselligkeit! Jeder konnte hier treiben, was ihm beliebte. — Auf Schloß Gruthenau herrschte nicht jene schablonenmäßige Hetzjagd nach dem Vergnügen, die den Genuß auf die Dauer in Pein verwandelt. Alles trug vielmehr ein wenig den Stempel des plötzlichen Einfalls. Wer nicht wollte, der machte nicht mit. Aber man wollte fast immer.

Guter Gott, wie entzückend waren die Morgenritte durch die prachtvollen Gruthenauschen Forstungen! Welch ein Wonnegefühl, so auf schnaubendem Renner unter den rauschenden Tannen und Buchen einherzusprengen, in vollen Atemzügen die köstliche Luft zu schlürfen, ganz Freiheit und Daseinslust!

Und diese Wanderungen im Park, diese Spazierfahrten und Kahnpartieen, dieser zwanglos heitere Verkehr mit den Gutsnachbarn! Tanz, Lawn-Tennis, Krocket, Feuerwerk — Herz, was begehrst du? Dabei fand man doch hinlänglich Zeit, ein Buch in die Hand zu nehmen, da und dort etwas zu skizzieren, oder planlos zu träumen — in der wonnigen Kühle des Zimmers, wenn draußen die Mittagsglut über den Ziegeln brütete, oder frühmorgens im Schatten der mächtigen Rotbuche . . .

Ja, es lebte sich göttlich schön auf dem altromantischen Freiherrnsitze. Alles war eitel Glanz, Jubel und Seligkeit.

Heute erst wieder — welch ein entzückender Tag! Frühmorgens der übliche Ritt. Um elf der köstliche Imbiß auf der Veranda und das Gespräch mit dem Oberst. So frisch, so wundervoll hatte er niemals geplaudert . . . Wie er die Welt und Menschen kannte! Wie er den Dingen gleich auf den Grund schaute! Und so ganz ohne sich aufzuspielen . . .! Es war herrlich gewesen . . . Dann um halb eins die behagliche Rast neben dem Steinbild Ebbos, bei Tisch wieder die Unterhaltung mit Herrn von Anzendorff, und als Krönung des Tages die Wagenpartie nach der Ostplatte! Es war nicht zu beschreiben! Spät beim Schimmer der venezianischen Lampen war man nach Hause gefahren, ganz erfüllt von dem Zauber der Fernsicht, von dem Goldrot der Abendsonne und der schweigsamen Hoheit der Bergwelt.

Da mußte der Brief Juliens in diese Stimmung hineinplatzen, wie der Pfiff einer Lokomotive in den Sommernachtstraum glückseliger Elfen.

Es war dies die erste Zuschrift, die Julie überhaupt vom Stapel gelassen, und gleich im Eingang fand sich folgende Wendung:

„Wir wollen das Fremdenzimmer, eh du zurückkommst, neu tapezieren lassen. Ziehst du rot oder braun vor? Mir ist es gleich, und beides paßt zu den Möbeln.“

Eh du zurückkommst!

Also sie mußte zurück . . .! Der Gedanke schien ihr unfaßlich, — und doch: er verstand sich von selbst. Das rot oder braun tapezierte Fremdenzimmer harrte ihrer mit unabweislicher Sicherheit.

Hertha von Weylburg atmete schwer und bang. Sie nahm den Brief noch einmal vom Schreibtisch auf. Es war ja gewiß unrecht und pietätlos, — aber sie hatte die unangenehme Empfindung, als ströme das blaugetönte Papier mit dem wenig geschmackvollen Monogramm einen Hauch von Kerkerluft aus . . .

Mechanisch las sie, was sie vorhin schon gelesen . . .

Es ging gut bei den Steinmanns. Die Hausmannsfrau Piesecke hatte vorgestern einen Knaben bekommen . . . Seit mehreren Tagen war die Schneiderin Betty im Haus. Hänschen erhielt zwei neue Anzüge, einen schottisch karrierten und einen dunklen mit halbseidnen Aufschlägen. Fritz, der bestens grüßte, hatte drei schwere Fälle von Brechruhr bei Kindern unter zwei Jahren. Kein Wunder: die gräßliche Hitze, und dann die Unvernunft mancher Eltern! — Letzthin hatte Frau Julie eine Partie nach Gaschwitz gemacht. Sehr hübsch — aber der Lärm auf dem Dampfschiff! Und ihr Kapothut wäre ihr beinah ins Wasser gefallen. Sie hatte doch Gott gedankt, als sie wieder daheim war. Ferner: sie konnte nicht recht begreifen, daß Hertha so jeden Tag ausritt —; auch Fritz hatte gesagt, zu vieles Reiten sei nichts für ein junges Mädchen. Herthchen solle sich schonen, und ja ihre Nerven nicht überanstrengen . . .

Hertha von Weylburg ließ den Brief wieder sinken. Sie sollte nicht ausreiten! Ach, und mit jedem Tage ward es doch schöner, dies wundersame Dahinsprengen durch den herrlichen Wald! Zumal seit nicht mehr der Leutnant so häufig ihr Partner war, sondern der Oberst.

Hertha erhob sich, schritt ein paarmal durchs Zimmer und lehnte sich dann auf den Rand ihrer Bettstatt. Sie schloß die Augen. Die Gruthenauschen Forstungen stiegen

ihr vor dem innern Blicke empor und mit ihnen zugleich eine Scene, die sie erst jetzt in der rechten Beleuchtung zu sehen glaubte . . .

Es war am verwichenen Dienstag. Der Ritt führte am Zochauer Tümpel vorüber . . . Oberst von Anzendorff war der Partner Mariens . . . Pure Artigkeit von dem Freifräulein, die da meinte, als Tochter des Hauses müsse sie dem älteren Herrn die Honneurs machen, und den Leutnant von Höffert ihrem Besuch überlassen . . . Was war das? Dort zwischen den Wasserlinsen? Ein Kind vielleicht, das am Ertrinken ist? „Nein," sagte der Oberst, „ein Hund." — Das Tier kämpfte verzweiflungsvoll, ohne doch von der Stelle zu kommen. Hertha parierte ihr Pferd, Herr von Anzendorff ebenfalls . . . Dann auch die übrigen. Und nun das Benehmen des Leutnants! „Der Köter hat einen Stein am Hals. Wenn der Besitzer ihn hier ersäufen will, — was kümmert es uns? Wie? Da hineinwaten? Mit Vergnügen, wenn es sich um Ihr Taschentuch handelte. Aber so! Ich glaube, man spielt eine lächerliche Figur dabei!" . . . O, dieser schneidige, weltkluge Offizier! — Nun springt der Oberst kurzer Hand aus dem Sattel. Er wirft ihr die Zügel zu: „Bitte, mein gnädiges Fräulein!" Dann vorwärts — bis über die Hüften ins Wasser. Er packt den Hund, einen reizenden Rattler, just in dem Augenblick des Versinkens, und trägt ihn ans Ufer . . . Aus dem Strauchwerk erschallt rohes Gelächter; ein verwahrloster Bursche grinst die Gesellschaft an und verschwindet . . .

Hertha glaubte dies pöbelhafte Gelächter noch jetzt zu hören. Und seltsam: es war ihr, als töne es von den Lippen des Leutnants. Paul von Höffert hatte sich durch sein schroffes Gebaren thatsächlich auf die Seite jenes Buben

gestellt, trotz der höfischkorrekten Form seiner Bemerkung. Er verharrte dabei, es sei unnötig gewesen; der grinsende Bengel habe doch ganz augenscheinlich nur die Befehle des Eigentümers vollstreckt. „Übrigens: wenn er gewußt hätte, daß der Herr Oberst sich wirklich inkommodieren würde . . .“ Das klang so ironisch, so dreist . . . Zuletzt sprach er sogar von rühmlicher Weichherzigkeit — alles in einem Tone . . .! Aber wie ruhig und würdevoll hatte der Oberst geantwortet! . . . „Ich bin überzeugt, Herr Leutnant, Sie werden so gut wie ich einen Unterschied machen zwischen der künstlichen Abhärtung des Gemüts, wie der Soldat sie benötigt, wenn er die blutigen Greuel des Krieges verwinden soll, und der angeborenen Gleichgültigkeit gegen die Schmerzen der Mitgeschöpfe. Diese angeborene Gleichgültigkeit hat meines Erachtens mit den Erfordernissen unsres Berufs durchaus nichts zu thun.“

Hertha wiederholte sich diese Worte. Sie hatten sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gegraben. Und dann die verblüffte Miene des Leutnants, sein gestottertes: „Ganz ohne Zweifel, Herr Oberst,“ — und sein heimliches „Lachhaft!“ das er mit überlegenem Achselzucken dem Freifräulein zuraunte!

Hertha von Weylburg fuhr sich über die Augen. Sie hatte das alles jetzt noch einmal durchlebt — gleichsam der Wirklichkeit nachgeträumt, — und klarer als damals begriff sie nun, was ihr so nah gegangen. Es war der sonderbare Kontrast zwischen dem kampferprobten Helden des Schlachtfelds, der einen Hund rettet, und dem flotten Salon-Offizier, dem diese That nicht comme il faut dünkt. Und nun fiel ihr das schöne Gedicht „Tells Tod“ von Ludwig Uhland ein, und die schlicht-ergreifenden Verse:

Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet, und nicht glänzt.

Es war freilich heroischer und für die Eitelkeit eines modernen Ritters verlockender, „zwischen den Tiger und den Leu'n" zu treten, als in den Sumpf, wo man sich nicht einmal mit Grazie bewegen konnte: aber just diese Verachtung des Äußerlichen, um des bescheidenen ehrlichen Zweckes willen, imponierte dem jungen Mädchen aufs höchste.

Sie trat ins Nebenzimmer. Dort lag der niedliche Rattler in seinem Korbe. Der Eigentümer hatte sich gestern, auf die Anzeige im Altenauer Tageblatt hin, gemeldet. Hertha jedoch wollte sich von dem Tiere nicht trennen. Sie sprach davon, es zu kaufen. — Der Oberst kam ihr zuvor und machte ihr den Hund zum Geschenk. — Wie liebenswürdig von ihm, wie aufmerksam! Er hatte gemerkt, daß sie eine große Tierfreundin war und ganz besonders an diesem lustigen, klugen Geschöpfe hing, dessen Todesnot sie zuerst wahrgenommen, dem sie eigenhändig den steinbeschwerten Strick vom Halse gelöst.

Hertha beugte sich über den Korb, aus dem die treuen Augen des Tieres ihr freundlich entgegenglänzten.

„Nun, Waldmann?" sagte sie zärtlich und fuhr ihm sanft über den Rücken.

Waldmann wedelte mit dem Schweif und wollte an seiner Herrin emporspringen.

„Schlaf nur weiter!" sagte sie schmeichlerisch. „Mach dir's bequem! So! Nicht wahr, du guter Kerl, wenn

unser Oberst nicht wäre, dann lägest du jetzt tot unter den Wasserlinsen!"

Sie mußte über sich lächeln. Aber der Hund schien sie fast zu verstehen. Jedenfalls hörte er aus dem Klang dieser Stimme nur Gutes und Liebes heraus, und im sichern Gefühl des Geborgenseins rollte er sich behaglich zusammen.

Hertha sah auf die Uhr. Ein Viertel nach zwölf. So spät schon — und noch immer verspürte sie keine Müdigkeit. Ihre Einbildungskraft war unabläßig am Werk. Es schien, als ob die Begebnisse der letzten acht Tage sich eins nach dem andern vor ihrem Geist wieder abspielen wollten, wachgerufen durch die Epistel da auf dem Schreibtisch . . .

Von neuem sah sie den Leutnant von Höffert, wie er sein Pferd dichter zu ihr herandrängte, und einen Blick auf sie richtete, ernster und doch scheuer und zaghafter als zuvor. Am dritten Tage war es nach jenem Erlebnis am Tümpel. O, dieser unglaubliche Mensch! Was fiel ihm nur bei? Womit hatte sie ihn ermutigt? Schlankweg machte er ihr eine kurze aber feurige Liebeserklärung und fragte sie, ob sie ihn heiraten wolle. Ebenso knapp und schlankweg sagte sie Nein. Sie erschrak beinahe über die Einsilbigkeit dieser Antwort. Aber der Leutnant schien das gar nicht so schwer zu nehmen. Schon in der nächsten Sekunde war von der schönen Aussicht, von dem Professor, von Orlowsky die Rede. Auch daheim bei Tisch und im spätern Verkehr that er, als sei nicht das mindeste vorgefallen. Nur etwas bleich war er und sarkastischer als gewöhnlich. Dann aber glich sich auch das wieder aus, und sie selber konnte nun ganz in der früheren Art mit ihm plaudern.

In der That, ein kurioser Geselle! Er hätte doch fühlen müssen, daß er ihr gleichgültig war bis ins Mark. Sie, Hertha, die Frau dieses Herrn von Höffert! Er besaß ja kein Herz! Er war ja nur Witz, Eleganz und krankhafte Selbstüberschätzung! Und dieser pfiffige Kopf merkte nicht, wie vollkommen sie ihn durchschaute! Es ist doch wahr, daß Eigenliebe mit Blindheit schlägt!

So träumte sie fort, ohne Richtung und Ziel. Sie hatte sich wieder auf den buckelbeschlagenen Stuhl vor dem Schreibtisch gesetzt. Die altersgrauen Folianten schienen im rötlichen Flimmern der Wachskerze doppelt geheimnisvoll und romantisch. Das mächtige Sandfaß warf einen langen, seltsamen Schatten zur Wand hinauf, einem phantastischen Humpen vergleichbar. Scenen, Gestalten und Bilder zogen in unaufhörlicher Folge an Hertha vorbei; Gegenwärtiges paarte sich rätselhaft mit dem Vergangenen. Noch einmal erlebte sie jene erste Begegnung mit Herrn von Anzendorff; noch einmal das jämmerliche Gebaren des blonden Ästhetikers während der Fahrt auf dem See . . . Dann sah sie im Geiste Fräulein von Halffkerke als zweiundzwanzigjähriges Mädchen, und mit ihr die gesamte Jugend von damals, vor allem die Eine, die Unbekannte, die Otto von Anzendorff — das stand bei ihr fest — mit aller Glut seines Herzens geliebt haben mußte . . .

Und nun rauschte und wogte es in der Luft, wie von nahenden Flügelschlägen. Ein faustischer Mantel schwebte durch das geöffnete Fenster und trug ein blasses, bartumwalltes Gespenst. Die Wände erbebten: es war Thomasius, der Alchymist. In der Linken hielt er ein Fläschchen, mit einer glitzernden Masse gefüllt. „Sieh her!“ sprach er, und seine Stimme klang wie der Ton eines alten Spinetts, —

„hier bringe ich dir, was da selig macht: das edle, goldschaffende Projektionspulver. Ich hab' es erfunden nach jahrelangen peinvollen Studien. Mische Salpeter, Schwefel, Arsenik, Antimonium und Quecksilber, laß es im Tiegel zerschmelzen, gieb einen Tropfen Sonnenöl in die glühende Masse, und wirf dies Pulver hinzu! Dann bist du am Ziel deiner Wünsche! Du hast dann Gold, Gold, Gold; das ist verdolmetscht: ewige Jugend, ewige Heiterkeit des Gemüts, ewiges Liebesglück!"

Hertha fuhr auf. Wahrhaftig, sie war im Lehnsessel eingeschlafen. Vom Schloßturme schlug es zwei.

Horch, was war das? Huschte da nicht etwas über den Korridor? Und sie hatte noch nicht einmal ihre Thüre verschlossen. Der Geist des Thomasius schwebte noch immer über dem Dachfirst . . . Ein unheimliches Gefühl — und doch so unsäglich verlockend. Sie mußte sich wohl getäuscht haben. Der kleine Waldmann schlief so ruhig in seinem Korbe . . . Sie vernahm seine regelmäßigen Atemzüge wie eine Bürgschaft, daß alles in Ordnung sei. Gleichviel: es lag etwas Übernatürliches in der Luft, — und draußen regte sich's wie von heimlichen Seufzern. Es mochte der Wind sein, der sich seit fünf Minuten erhoben hatte. Vielleicht kam das Gewitter näher. Die Kerze flackerte angstvoll, wie ein verlöschendes Leben. Da plötzlich klirrte und krachte es draußen . . .

Hertha lächelte. Wie thöricht, so zu erschrecken! Eines der Korridorfenster war wohl nicht eingehakt. Sie nahm die Kerze vom Schreibtisch, legte die Hand um die Flamme und schritt leise hinaus. Richtig, so war es. Sie stellte den klappernden Flügel fest. Wie sie zurück wollte, blies der Wind ihr das Licht aus.

Einen Augenblick war sie verdutzt. Aber sie kannte den Weg. Links von der Treppe mußte sie einbiegen.

Es war stockfinster. Das Wetterleuchten hatte jetzt aufgehört. Der Wind brachte nicht das Gewitter, er scheuchte es fort. Hertha suchte die Wand, um sich weiter zu tasten. Wo blieb nur die Treppe? Das war ja verdrießlich! Hertha hatte die Richtung verloren.

Jetzt machte sie Halt. Ein sonderbares Gefühl überkam sie. Durch die Stille der Nacht klang eine schluchzende Frauenstimme.

Hertha fühlte, wie sie errötete. Sie ward hier unfreiwillige Zeugin eines Gesprächs, das ihr die Brust beklemmte. Die Thüre, vor der sie stand, führte ins Schlafgemach des Gruthenauschen Ehepaares.

„Es ist schrecklich mit dir!“ sagte der Freiherr. „Immer und ewig das gleiche abgeschmackte Lamento!“

„Welch ein beschämender Vorwurf!“ gab die Baronin zurück. „Wochen-, monatelang hab' ich geschwiegen, — und auch jetzt wäre mir kein Wort über die Lippen gekommen, wenn du nicht selber mich provoziert hättest.“

„Ich? Wieso?“

„Du beschwerst dich über mein Aussehn, über die stumme Ergebung, mit der ich mein Schicksal trage! Du verlangst, daß ich juble, während das Herz mir in Stücke bricht. Als ob du nicht selber an meiner Hohläugigkeit schuld wärest! Kurt, Kurt, du hast mich elend gemacht über die Maßen, — und wenn die Kinder nicht wären, die armen, unschuldigen Kinder . . .“

„Ja, ja, ich kenne die Phrase! Aber ich geb' dir mein Wort darauf, daß sie durchaus nicht bei mir verfängt! Du leidest an Hirngespinsten. Was thu' ich dir

denn? Sprich! Inwiefern bin ich dir wieder zu nahe getreten?"

„Ich bitte dich, erspar' mir die Einzelheiten!" sagte die Freifrau würdevoll. „Längst hab' ich es aufgegeben, dich zur Ehrenhaftigkeit und Vernunft zu bekehren. Thu, was du willst, — aber zeige doch wenigstens noch Respekt vor dem häuslichen Herd! Bei dem geringsten Versuch, deine Albernheiten zu wiederholen, werde ich Lore entlassen . . ."

Leise, ganz leise schritt Hertha vorüber. Sie hörte noch das gezwungene Lachen des Freiherrn; dann hüllte das Brausen des Windes, der jetzt breitflutend die dunklen Gänge durchstrich, ihre glühende Stirn ein. Dem Luftzuge folgend, fand sie rasch ihr Gemach. Die Thüre war aufgesprungen. Angstvoll und hastig, als sei sie sich eines Unrechts bewußt, schloß sie sich ein, machte Licht und begann, bebend vor Aufregung, sich zu entkleiden.

Da knisterte was in der Tasche ihrer Satinrobe. Ein zusammengefalteter Zettel. Wie war der hineingekommen? Ah, ein Gedicht! Sie las:

„Schön ist Iduna, wenn beim Abendfächeln
Ihr Augenstern im Glanz der Sonne schwimmt.
Schön ist Claudine, wenn ihr süßes Lächeln
Mir aus der Brust die trunkne Seele nimmt.
Schön ist Aurelie, wenn des Mondes Flammen
Sie sanft umglühn im nächt'gen Waldesthal.
Doch schöner, schöner, als die drei zusammen,
Ist Hertha, mein erkornes Ideal.
Nicht wag' ich, für dies Leben zu erringen,
Was mich so hold in heil'ge Bande schlug!
Doch lieben darf ich's, lieben und besingen —
Ein Kuß, und meiner Sehnsucht ist's genug!"

Die Verse waren trotz ihrer lodernden Überschwenglichkeit nicht unwirksam; Hertha jedoch empfand einen heftigen Widerwillen. Sie that dem ehrlichen Jungen vielleicht unrecht, wenn sie die Stimmung, wie sie aus seinen Rhythmen sprach, über Gebühr kindisch, und dabei dreist fand. Welch eine Galerie von unerquicklichen Männern! Hier der Sohn, der „nicht wagte" — (Gott sei Dank, daß er nicht wagte! Er hätte umsonst gewagt!) —; dort der Vater . . . im nächtlichen Zwist mit seiner trostlosen Frau . . . Es war entsetzlich! Und der abgeschmackte Professor mit seiner Iduna, deren Augenstern „beim Abendfächeln" so kokett Umschau hielt, und so spöttisch über den Gatten hinwegglitt . . . War denn die Welt da draußen so schlecht, so kraftlos und öde, wie hier dies Bruchstück vermuten ließ . . .?

Hertha ging ernstlich mit sich zu Rate. Sollte sie länger unter dem Dach dieses Schlosses verweilen, dessen verborgene Schäden ihr so plötzlich enthüllt worden waren? Sollte sie abreisen? — Aber vor kurzem noch hatte die Vorstellung ihres Weggangs sie beinah zu Boden gedrückt . . .!

Sie hielt den Zettel mit Gustavs gereimter Liebeserklärung ins Licht. Ein helles Flackern, — dann glänzten nur noch einige Pünktchen, und auch diese verloschen im Augenblick. Das war symbolisch für den thörichten Knaben. Pah, auch ihr Verdruß über die unwillkommene Huldigung durfte verlodern! Sie brauchte nicht weiter davon Notiz zu nehmen . . .

Nein, sie konnte nicht abreisen! Dieser Baron freilich . . .! Aber sie war doch nicht bei ihm zu Besuch, sondern bei ihrer Freundin Marie. Sollte die unter den

Sünden ihres Papas leiden? Und dann —: der Oberst! Was würde der Oberst sagen? —

Mit einemmal ward es ruhig in ihrer Seele. Wo Otto von Anzendorff weilte, da konnte auch sie weilen. Der stand herrlich und hehr, wie ein Fels in der Brandung. Die Schwächen und Thorheiten der Alltagsnaturen prallten machtlos von ihm zurück. Nun war es entschieden. Sie blieb. Sie begrub die Eindrücke dieser unseligen Nachtstunde. Der Oberst! Schon der bloße Gedanke an diesen Mann festigte in ihrem Gemüt, was so plötzlich gewankt hatte: das Vertrauen zur Menschheit.

Zehntes Kapitel.

Die warme Augustsonne liegt glänzend über dem Park; es schlägt zehn von dem Schloßturm, aber noch hat sich niemand auf der Terrasse, wo bei günstigem Wetter gefrühstückt wird, blicken lassen.

Der neunzehnte Geburtstag Mariens ist gestern mit einem Feste begangen worden, das spät erst am Morgen geendet hat. Es war großartig. Am Vormittag die Bescherung, dann Familientafel, am Abend Ball, ein Souper von hundertundzwanzig Gedecken, die lebenden Bilder, Feuerwerk, italienische Nacht — wundervoll!

Die Glückliche schläft noch, ebenso ihre Angehörigen und die Hausgäste.

Nur Fräulein von Halffkerke hat bereits ihren Thee getrunken und geht jetzt, auf ihren hechtgrauen Schirm gestützt, langsam zwischen den Beeten einher. Sie bewundert die lichten La-France-Rosen, die karminroten Victor Verdier, die violetten Pierre Notting. Sie kennt sie alle beim Namen; gerade die Spätblüten sind ihre Lieblinge.

Nun bleibt sie stehen, pflückt eine Knospe vom Stengel und schaut zurück nach dem Schloß, dessen Parkseite noch im Schatten liegt.

„Es war ganz so wie damals," denkt sie und seufzt

ein wenig, — „bis auf die Balltoiletten — und mich. An ihm ist die Flut der Jahrzehnte spurlos vorübergegangen, oder sogut wie spurlos. Er hat dreimal getanzt! Getanzt mit beinahe sechzig Jahren! Wer's hört, möchte lachen; aber es sah gar nicht so lächerlich aus, weder altväterlich und bedächtig, wie bei dem Landrat von Trebra, noch talmi-jugendlich, wie bei Gruthenau. Er ist wirklich frisch und elastisch — aber er prahlt nicht damit. Und es gab sich von selber. Unser Mariechen holte ihn bei der Damentour. Ah, par exemple, er zog sich musterhaft aus der Affaire! Erst dankte er — so natürlich und wahr, wie ein Mann, der sich sagt: ‚Weshalb soll ich deine Höflichkeit annehmen, die doch nur eine Höflichkeit ist? Weshalb soll ich dich der Jugend entziehen und deine kostbare Zeit rauben?‘ — Dann aber, als sie nicht abließ, nahm er sie flott und ritterlich um die Taille, und nun sah ich, wie er an Sicherheit und wirklicher Eleganz die Jüngsten beschämte."

Fräulein von Halffkerke sog den Duft der eben gepflückten Blume ein und wiegte den Kopf mit dem altmodischen Häubchen . . .

Da klappte es auf den Marmorfliesen der Schloßterrasse von zierlichen Absätzen.

Hertha von Weylburg kam barhäuptig in hellblauem Kaschmirkleide die Treppe herab.

Sie hielt einen Fächer, den sie jetzt aufschlug, um ihr Gesicht vor der Sonne zu schützen.

„Guten Morgen, Tantchen! Gut geschlafen?"

Sie ergriff die Hände der alten Dame und küßte sie.

Über das Antlitz Susettens glitt ein Strahl warmherziger Freude.

Sie hatte das junge Mädchen während des kurzen Verkehrs lieb gewonnen. Sie fühlte, daß hier ein tiefes Gemüt, ein starkes und doch weibliches Naturell im Gewande des Frohsinns und des harmlosen Übermutes einherging. Die Offenheit, die Schlagfertigkeit Herthas, vor allem aber ihr Hang zu dem, was die profane Menge spöttischerweise „romantisch“ nennt —: das mußte auf Tante Susette einwirken, wie der Magnet auf das Eisen. Jener Hang schien ihr echt und gesund, da er sich keineswegs mit schaler, mattherziger Kopfhängerei, sondern mit frischer und resoluter Lebenslust paarte, und somit nur ein eigenartiges Stück Poesie bedeutete. Fräulein von Halffkerke war vorzeiten auch so gewesen. Jetzt freilich hatte ein Schleier von Wehmut sich über ihr Dasein gebreitet, der ihr den Ausdruck eines müden, beschaulichen Ernstes verlieh, wenn sie allein war. Aber auch nur wenn sie allein war! Niemals belästigte sie andre Personen mit ihren Stimmungen, — oder vollends mit Rückblicken auf ihr eigentümliches Schicksal ...

Niemals?

Wie sie in Herthas große glänzende Augen sah, fragte sie sich, ob sie dem jugendlichen Geschöpf da nicht schon zu viel angedeutet oder gestanden habe.

Diese Hertha von Weylburg hatte auch eine Art, sich den Leuten ins Herz zu schleichen, ihre Geheimnisse zu erforschen ...! Gleichviel: sie bewahrte sie auch; und mehr noch: sie würdigte und begriff sie. Kein Hauch von Übermut, von jenem unausgesprochenen, aber so leicht von der Stirn zu lesenden Spott über die alte Jungfer, die noch Erinnerungen an den Mai ihres Lebens hegt ... Mit einem Worte: ein liebes, treues Geschöpf, das ihr,

so seltsam es klingen mochte, jetzt bereits näher stand, als die Baronin von Gruthenau, ganz zu geschweigen von der libellenhaften Marie.

Hertha von Weylburg hängte vertraulich den Arm in den ihrer Freundin.

„Sie blühen wie eine Rose!“ sagte Susette. „Da, nehmen Sie diese Knospe hier! Sie paßt zu Ihnen. Ja, ja, die Jugend! Mit Ihren Jahren vertrug ich's auch; jetzt benimmt mir's ein wenig den Kopf. O, wir trieben's beinah noch toller! Einmal — es war am siebzehnten Juli fünfundvierzig, in jenem bewußten Sommer — da hatten wir in dem nämlichen Saale durchgetanzt, bis uns die Sonne auf das Parkett schien. Nun gingen wir gar nicht erst noch zu Bette. Wir eilten hinaus an den See und machten dort eine köstliche Fahrt, — zehn oder zwölf junge Leute, alle sprudelnd von Leben und Übermut. Während die Gäste von auswärts ihre Wagen bestiegen, rauschten wir in die Morgenkühle hinein. Wir froren ein bißchen, — aber es war doch entzückend! Ich sehe mich noch in meinem lila Seidenkleid, rundum ausgeschnitten, das Haar glatt gescheitelt, lila und pensée Blumen darin, mein Türkisencollier um den Hals — das Collier müssen Sie sehen, Hertha; seit jenem Abend hab ich's nicht mehr getragen —; und über die Schulter ein rosa und weiß karriertes Tuch — heute sagen sie ‚sortie de bal‘. — Ich saß links neben dem Leutnant von Anzendorff. Zu seiner Rechten . . .“

Sie stockte.

„Nun? Weshalb hören Sie auf? Das interessiert mich im höchsten Grade!“

„Sie böses Ding!“ lächelte Fräulein von Halffkerke,

während die Augen ihr feucht wurden. „Ich schäme mich, daß ich alte Person mich so hinreißen lasse. Greisenhafte Geschwätzigkeit nennt das die mitleitslose Gesellschaft.“

„Und ich nenne es liebenswürdig über die Maßen, daß Sie mir so ein Bild Ihrer Jugend entrollen. Sie müssen reizend gewesen sein, schon Ihrer Augen wegen! Übrigens hat mich Tante Susette ja schon so manches erraten lassen: weshalb wollen Sie mir nicht ganz ohne Rückhalt Ihr treues Herz erschließen? Was war das mit jener Morgenfahrt?“

„Nichts, mein Kind, nichts. Ich meinte nur ... wie fröhlich wir waren und übermütig, und wieviel man als junges Mädchen so aushält! Fast eine Stunde lang ward kreuz und quer über die Fläche gerudert; der Morgenwind blies uns tüchtig an, aber wir lachten ihm ins Gesicht. In Laßberg tranken wir Kaffee und dann — was glauben Sie? Dann gingen wir, von den Göllroder Herren bis an den Adlerfelsen begleitet, zu Fuß nach Gruthenau!“

„Ganz wie wir am Tag meiner Ankunft.“

„Aber nach sechsstündigem Tanzen!“

„Nun, und die Dame, die neben dem Oberst saß?“

„Neben dem Leutnant von Anzendorff? Gott, mein Kind, ich hätte sie jetzt nicht gerade erwähnen sollen ... Damals ahnte ich nicht ... Leutnant Anzendorff hatte fünfmal mit mir getanzt ... Er mochte mich sehr gut leiden ...“

„Sie weichen mir aus, liebes Tantchen! Bin ich zu indiskret, oder wollen Sie mir's überlassen, Ihre Erzählung weiter zu spinnen?“

„Da wär' ich begierig,“ sagte Fräulein von Halffkerke.

„Nichts leichter als das! Sehen Sie, Tantchen, — aber Sie dürfen nicht böse sein? Ganz gewiß nicht?"

„Das kommt darauf an . . ."

„Ach nein, Sie können nicht böse sein, denn Sie wissen wie gern ich Sie mag, und wie ich gar nicht begreife, daß wir im Alter so sehr verschieden sind, weil wir doch gar so gut harmonieren. Also, wie ich vor einigen Tagen auf Ihrem Zimmer war, und Sie mir das alte Buch ‚Hannchen und die Küchlein' von Eberhard zeigten und die gepreßte Moosrose, die zwischen den Blättern lag . . ."

„Ja, ja, die Moosrose!"

„Da ist mir's klar geworden," fuhr Hertha fort, „daß Herr von Anzendorff Ihre erste und einzige Liebe war."

Tante Susette ward dunkelrot.

Dann sagte sie unsicher:

„Kind, Kind! Wollen Sie Ihre gebrechliche Freundin, die nun seit einer Ewigkeit über all solche Narrenspossen hinaus ist, zum besten haben?"

„Ich hoffe, Sie trauen mir das nicht zu. Wissen Sie, Tantchen, ich nehme es ernst mit der Liebe. Staunen Sie nur! Ich habe gestern so zwischen dem Tanzen meine Betrachtungen angestellt. Dieses Girren und Tändeln, bei dem man gleich auf den ersten Blick das Gefühl hat: es steckt ja doch nichts dahinter; dies Flattern und Plappern und das ewige Courmachen, — sehn Sie, das widert mich an! Echte Liebe ist stumm der Welt gegenüber."

„Wer sagt Ihnen das?" fragte Susette gerührt.

„Das braucht mir niemand zu sagen, das fühle ich."

„Ei, ei! Also Sie haben selbst schon jemanden lieb gehabt?"

„Nein," sagte Hertha bestimmt. „Braucht man denn

alles an sich selbst zu erfahren? — Aber nun weiter! Jene Dame, die an der rechten Seite des Leutnants von Anzendorff saß, und die Sie nicht nennen wollten, war ein schönes, kluges, liebenswürdiges Mädchen, das er . . . noch lieber hatte als Sie, — eine Glücklichere . . ."

Fräulein von Halffkerke sah ihr starr ins Gesicht. Hertha umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie zärtlich.

„Ach, zürnen Sie nicht!" hauchte sie schmeichlerisch. „All die Zeit über hat's mich bedrückt, dieses Rätsel; ich sann und sorgte darüber; nun hab ich's gelöst. Weshalb hätte der Oberst auch sonst Fräulein Susette nicht heimgeführt? Diese Perle, die viel, viel zu gut war für jeden andern! Aber jetzt müssen Sie ‚du' zu mir sagen; ich schäme mich sonst, daß ich so dreist war! Ach, ich bitte Sie herzlich!"

„Gern, gern, mein Kind," stammelte Fräulein Susette. „Ja, du hast es erraten. Jetzt, da ich alt und ruhig geworden, kann ich ja davon sprechen. Es war kein Wunder, daß er sie vorzog. Ich, in meiner Verblendung, hatte zuerst nicht acht, wie er sie auszeichnete. Ich dankte dem Schicksal für jedes freundliche Wort, das er mir gönnte, und sah nicht vorwärts noch rückwärts. Sie war eine Rheinländerin, und zu Besuch drüben auf Schönefeld. Ein zauberhaftes Geschöpf, das mußte der Neid ihr lassen. Aber ich hatte ihn gar so lieb und konnte nicht denken, daß ein so tiefes Gefühl unerwidert bleibe. Es war dumm von mir, liebes Kind; man soll die Augen offen behalten selbst in der Leidenschaft. Hüte dich, daß dir jemals dergleichen passiert! Herr von Anzendorff, wie gesagt, mochte mich gut leiden. Wie du siehst, hat er noch jetzt freundliche Sympathieen für mich, was ich ihm hoch anrechne,

außerordentlich hoch. Geliebt hat er nur diese Eine, und wie tief er sie liebte, hab' ich erst später erfahren ..."

Schweigend schritten die beiden Damen nebeneinander her.

„Weshalb hat er sie nicht geheiratet?" frug Hertha nach einer Pause.

„Sie starb im folgenden Jahr — — einen Tag vor der Hochzeit. Alle Welt sprach damals von dem schrecklichen Vorfall, der das junge Glück der Verlobten erstickt hatte, als es sich eben entfalten sollte."

„Sie werden ja ordentlich bleich! Was war das für ein Ereignis?"

„Eine vornehme Polin, die sich rasend in den Leutnant verliebt hatte, brachte ihr Gift bei. Die Unglückliche verstarb unter den gräßlichsten Qualen."

„Schauderhaft!" murmelte Hertha.

„Jawohl, schauderhaft! Den trostlosen Bräutigam hat es beinah zu Grunde gerichtet. Viele Jahrzehnte sind darüber ins Land gegangen, aber vergessen hat er die furchtbare Katastrophe und den Verlust seines Glückes niemals. Ich glaube, noch jetzt giebt es Momente, wo die Erinnerung ihn überwältigt."

„Meinen Sie wirklich?"

„Er selbst hat mir neulich davon gesprochen."

Hertha schwieg eine Weile.

„Ich muß gestehen," sagte sie endlich, „daß mir der Oberst durchaus nicht den Eindruck macht, als hänge er den Träumen einer zerstörten Vergangenheit nach."

„Wer behauptet denn das? Gott sei's gedankt: die Wunden, die uns das Schicksal schlägt, bluten nicht ewig. Mit der Zeit läßt sich alles verschmerzen, ein verlornes

Leben sogar. Für diese Thatsache steh ich als leuchtendes Beispiel da. Oder thu ich etwa vergrämt und verbittert? Hege ich Mißgunst gegen die Glücklichen? Grolle ich mit dem Dasein? Zuerst freilich, nach der Verlobung, mochte ich weder von Otto von Anzendorff noch von der Braut etwas hören. Die bloße Nennung des Namens zerschnitt mir das Herz. Ja, als jenes Schrecknis geschah, währte es Wochen, bis ich die Fähigkeit eines ehrlichen Mitleids errang. Mühsam und in heißem Gebet hab ich mir diese Fähigkeit erst erkämpft. Dann aber ward mir's stiller und freier zu Sinn; die fiebernde Rastlosigkeit wich einer dumpfen Trauer, die sich ertragen ließ . . ."

Hertha blickte ihr tief in die Augen.

„Ich verstehe dich," sagte Fräulein von Halffkerke. „Du meinst, ob mir niemals die Hoffnung gekommen sei, nun könnte noch alles gut werden. O, nein! Ich wußte ja nun erst recht, wie unbeschreiblich er sie geliebt hatte! Die Pistole, die seine Mutter mit gellem Aufschrei ihm aus der Hand riß, war allein schon beredt genug. Und nicht in der ersten Verzweiflung war dies geschehen, sondern drei Tage später, nachdem er all seine Angelegenheiten geordnet hatte. Es war über ihn hereingebrochen wie eine starre Notwendigkeit. Das Leben ohne die Eine, die er geliebt hatte, dünkte ihm ohne Sinn."

Ihre Stimme klang leiser und leiser. Dann fuhr sie lebhafter fort:

„Zudem: er war ja zu jung für mich! Das fühlte ich gleich im Beginn meiner unseligen Neigung; aber der Himmel weiß es, ich konnte nicht Herr werden über die Sehnsucht. Wie er nun frei war — wenn er da wirklich eines Interesses für mich fähig gewesen wäre, es hätte

erlöschen müssen. Der Unterschied der uns trennte, ward von Tag zu Tag schroffer. Ich verblühte so rasch! Fast jeden Morgen, wenn ich zum Spiegel trat, kam ich mir blässer und welker vor. — Aber es war ja ohnedies kein Gedanke daran. Otto von Anzendorff hielt seiner toten Braut über das Grab hinaus eine Treue, wie sie sonst nur in Sagen und Mythen vorkommt. An ihrem Geburtstag und ihrem Sterbetag schmückte er eigenhändig die Gruft mit Blumen, und wenn er dreißig Meilen weit herreisen mußte. Es war ein förmlicher Kultus. Später, als er dann ruhiger ward, lebte er still für sich, seinem Beruf, seinen Studien, bis er das Alter, in welchem die Männer eine Heirat aus Neigung zu schließen pflegen, hinter sich hatte."

„Was ist denn das für ein Alter?" fragte das junge Mädchen.

„Nun, wenn die Männer erst stark in die dreißig geraten, dann waltet bei ihnen die sogenannte Vernunft vor. Sie folgen dann nicht mehr der ersten Eingabe des Instinkts, der in solchen Dingen doch hundertmal sichrer führt, als die klügste Erwägung; sie kommen mit Wenn und Aber; sie drängen die vermeintlichen Gründe, die gegen den Wunsch ihres Herzens sprechen, stark in den Vordergund; sie prüfen und mäkeln; und da es auf Erden ja nichts Vollkommenes giebt, so stirbt nicht selten eine entkeimende Liebe am Nachtfrost solcher Verständigkeit."

Hertha ward außerordentlich nachdenklich.

„Hat sich der Oberst in diesem Sinne geäußert?"

„Das nicht; aber ich denke, es giebt hier ein Allgemeingesetz, von welchem sich kaum eine Ausnahme findet."

„Herr von Anzendorff scheint doch sonst in mancher Be-

ziehung eine Ausnahme zu bilden," erwiderte Hertha. „Das geht schon aus dem hervor, was Sie erzählt haben. Übrigens — offen gestanden: es thut mir weh — gerade von ihm, daß er sich so hat versündigen können . . ."

„Wie meinst du das?"

„Nun, daß ein Mensch im ersten rasenden Schmerz Hand an sich legt, wenn er kaum noch Herr seiner Entschließungen ist, das läßt sich entschuldigen. Aber so vorbereitet, so planvoll . . ."

„Gutes Kind," fiel Tante Susette ihr in die Rede, „es giebt eine Starrheit, eine Trostlosigkeit, die mit der klaren Vernunft nur die äußere Form gemein hat, aber in Wahrheit uns ebenso knechtet, wie der Sturm der Verzweiflung. Ich, als gläubige Christin, halte es freilich für ein schweres Vergehen wider Gottes Gebot, so den Lebensfaden mit eigner Hand zu durchschneiden: aber in meinem langen Leben hab ich gelernt, duldsam zu sein und dem Sprichwort zu glauben, das da sagt: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Auch scheint es, daß sonst edel veranlagte Männer in dieser Beziehung ihre besonderen Ansichten haben. Der Drang, der alles Lebendige ans Dasein fesselt, ist ein so unwiderstehlicher, daß jener französische Autor vielleicht im Rechte ist, wenn er behauptet: Wo immer ein Mensch sich tötet, liegt eine Krankheit vor . . ."

„Eine Krankheit vielleicht des Gemüts . . ." murmelte Hertha.

Fräulein von Halfffkerke strich sich seufzend über die Stirne.

„Wir sind da auf ein gräßliches Thema verfallen," sprach sie im Tone der Selbstanklage. „Und der Tag ist doch wieder so himmlisch! Reden wir von was Gescheiterem!

Wissen Sie ... weißt du, mein Kind, daß du gestern einfach entzückend aussahst in deinem meergrünen Kleide? Und apropos, was ich dir sagen wollte: du hast ein wenig Talent zur Kokette."

„Ich?"

„Ganz bestimmt! Graf Gaßler hat dir schrecklich den Hof gemacht, und du hast dir's gefallen lassen, und immer gelächelt, obgleich du mir noch am Vormittag die Versicherung gabst, der Graf sei dir so gleichgültig, wie der Mann im Monde."

„Das ist er auch, und eben deshalb konnt' ich so übermütig und lustig sein.

„Ich weiß nicht, ob ich dir recht geben soll. Gustav zum Beispiel kam nicht halb so gut bei dir an."

„So? Und deshalb sind Sie mir auffässig? Aber ich finde den Grafen hundertmal interessanter. Er ist ein wirklich bedeutender Mann, der selbst seine Scherze mit einer Lage Geist untermalt, während Gustav — ich weiß nicht, aber er kommt mir vor wie ein recht unfertiger Primaner. Ich mache mir just nicht viel aus den jungen Leuten, ich meine aus den so sehr jungen."

„Das hab ich gemerkt. Auch der eigentümliche Russe, der mit dem Grafen kam — ich vergesse stets seinen Namen ..."

„Wladimir Orlowsky ..."

„Auch er schien Gnade zu finden vor deinen Augen. Seine Beredsamkeit muß unwiderstehlich gewesen sein! Du hast eine Andacht entwickelt ..."

„Ach, Tantchen, Sie wollen mich necken! Andacht! Was das für Ausdrücke sind! So in der Tanzkolonne ist man schon glücklich, wenn man mit den gewöhnlichen

Redensarten über die Hitze verschont wird. Übrigens hat dieser Wladimir Orlowsky wirklich etwas Apartes."

„Siehst du?"

„Er plaudert heraus, was er just auf dem Herzen hat, ob's nun schmeichelhaft für ihn ist, oder nicht."

„Vielleicht entbehrt er des richtigen Urteils."

„Möglich. Jedenfalls wirkt es recht amüsant, wenn er in seiner drastischen Weise berichtet, wie er einmal in Charkow von seinem eignen betrunknen Kutscher Prügel bekam, und wie ihn der Mensch dann später, die Branntweinflasche mit den Fingern umklammerd, kniefällig um Verzeihung bat. Am drolligsten sind seine Jagdgeschichten. Der reine Münchhausen! Aber so gut, so harmlos! Glauben Sie mir: hinter der seltsamen Außenseite steckt ein vortrefflicher Kern! Auch Herr von Anzendorff findet ihn höchst sympathisch. Die beiden haben förmliche Freundschaft geschlossen."

Die Damen hatten jetzt Kehrt gemacht und wandelten durch den Baumgang nach der Terrasse zurück.

„Der Oberst!" flüsterte Hertha.

Sie drückte den Arm ihrer Begleiterin sanft mit den Fingerspitzen.

Herr von Anzendorff, schon von weitem den Hut lüpfend, schritt den Damen entgegen, begrüßte sie mit gewohnter Verbindlichkeit, aber doch eigentümlich gemessen, und that dann die übliche Frage nach dem Befinden, und wie man sich gestern bei dem Geburtstagsfest amüsiert habe.

Fräulein Halffkerke dankte mit einer alltäglichen Wendung. Hertha jedoch erklärte in den begeistertsten Ausdrücken, sie habe seit lange keinen so herrlichen Tag erlebt.

Der Oberst nickte.

„Das glaube ich wohl!“ sagte er nachdenklich. „Alles vereinte sich ja, um ein Mädchenherz zu bezaubern.“

Fräulein Halffkerke hatte sich von der vertraulichen Einhakung Herthas langsam gelöst.

„Ich bitte recht schön um Entschuldigung,“ sprach sie mit einem Blick auf die fernher schimmernde Frühstückstafel. „Ich muß denn doch einmal sehen, wie lange das mit den Gruthenaus dauert.“

Sie eilte der Treppe zu.

„Also Sie haben sich amüsiert,“ nahm Herr von Anzendorff wieder das Wort. „O, ich kann's Ihnen nachfühlen; ich begreife, mein gnädiges Fräulein, daß Sie hier fröhlich und selig sind. Liebenswürdige Menschen, brillante Ergötzlichkeiten, die wundervollste Natur — bedarf es mehr, um die Jugend in Flammen zu setzen?“

Hertha schaute ihn groß an.

Was hatte er nur? Er gab sich heute so förmlich und feierlich. Allerdings war ihr seit einigen Tagen schon aufgefallen, daß sein Ton sich geändert hatte. Er sagte zum Beispiel mit Vorliebe „gnädiges Fräulein“, während er sonst in Erinnerung an die treue Kameradschaft mit ihrem Papa „Fräulein Hertha“ oder nur „Hertha“ gesagt hatte.

„Sie sind so merkwürdig ernst, lieber Herr Oberst,“ fuhr sie plötzlich heraus.

„Das kann schon sein. Der Mensch wird leicht ein bißchen zu ernst, wenn er gezwungen ist, von lieben Bekannten plötzlich Abschied zu nehmen.“

„Wie?“ frug Hertha erschrocken.

„Ja, gnädiges Fräulein: heute noch muß ich fort. — In anderthalb Stunden. — Ich treffe so gerade noch den Courierzug.“

„Aber um Himmels willen, weshalb?“

„Ich empfing einen Brief . . .“

„Wann denn? Gestern sagten Sie doch keine Silbe davon!“

„Jetzt eben . . . vor wenigen Augenblicken.“

„Aber der Briefträger kommt doch erst gegen elf. In zwanzig Minuten!“

Sie zeigte ihm ihre Taschenuhr.

Herr von Anzendorff zuckte mit den Achseln.

„Ich fand das Schreiben auf meinem Tisch. Möglich, daß ich es gestern dort übersehn habe . . .“

„Ach, das ist ja alles nicht wahr!“ sagte Hertha mit großer Entschiedenheit.

„Mein gnädiges Fräulein . . .“

„Wahrhaftig, Sie werden rot! Sehen Sie, ganz wie Papa! Mein Papa verstand sich auch nicht aufs Lügen. Wie oft hat meine gute Mama mir das vorgehalten, wenn ich's mal mit der Wahrheit nicht so genau nahm. Sie wollen fort, Herr Oberst; aber nicht weil Sie müssen, sondern . . . nun, eben just weil Sie wollen!“

„Gut denn,“ versetzte der Oberst mit ruhiger Freundlichkeit, „weil ich will.“

„Aber weshalb wollen Sie? Gerade jetzt, wo es so herrlich wird, so entzückend! Kaum drei Wochen sind Sie erst da, und es hieß doch zu Anfang, daß Sie bis in den Herbst bleiben würden!“

Der Oberst ergriff ihre Hand.

„Es ist höchst liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich so ereifern. — Aber man ändert oft seine Entschlüsse.“

„O, ja: aus Laune . . .“

„Auch aus andern Motiven. Launen haben mich niemals in meinem Handeln bestimmt.“

„Ich meinte nur so, weil ich mir absolut keinen vernünftigen Grund denken kann. Ach Gott ja, das wird es sein: wir langweilen Sie; wir sind einem Manne von Ihrem Geist nicht bedeutend genug!“

„Kind, Kind, was reden Sie da! Keine Sekunde hab' ich mich hier gelangweilt. Im Gegenteil . . .“

„Oder hat Sie jemand beleidigt? Am Ende verstimmt Sie der Leutnant von Höffert mit seiner scharfen, unangenehmen Art. Gestehn Sie mir's ohne Rückhalt! Ich hörte es gestern bei der Française, wie er Ihr Abenteuer mit dem niedlichen Rattler erzählte. Er hat's nicht verwinden können, daß Sie ihm damals die verdiente Lektion erteilten. Und doch: wie mild war diese Lektion! Viel zu mild!“

Der Oberst strich sich lächelnd den Schnurrbart.

„Herr Leutnant von Höffert kann mich durch seine Späße durchaus nicht beleidigen. Er hat auch gewiß nicht die Absicht. Es liegt in der Art junger Leute, manches, was das erfahrene Alter in Scene setzt, zu bekritteln, drollig zu finden und die eigne vermeintliche Überlegenheit systematisch daran zu wetzen. Ich bin als junger Mensch wohl nicht besser gewesen. Solange es angeht, überhör' ich dergleichen. — Nein, Fräulein von Weylburg: das alles hat mit meinem Entschluß nichts zu schaffen. Ich weiß vielleicht selbst nicht, was mich veranlaßt. Über Nacht ist mir klar geworden, daß ich . . . für das lustige, übersprudelnde Treiben, wie es hier herrscht, nicht mehr so recht passe, daß ich . . .“

„Was?“ unterbrach Hertha ihn ungläubig. „Sie, der Sie überall unter den Ersten sind? Wer bleibt mir am treuesten zur Seite, wenn's hoch zu Roß querfeldein über

Hecken und Gräben geht? Sie, Herr Oberst! Und wer hat gestern mit mir getanzt, daß ich bitten mußte: ‚Setzen wir uns!‘ weil mir der Atem versagte? Sie Herr von Anzendorff. Und nun wollen Sie thun, als sei ihnen dies alles zur Pein gewesen?“

„Wer denkt daran . . .?“

„Und wie oft haben wir scherzend oder im Ernst miteinander geplaudert: über Gott und die Welt; über große Probleme, die ich durch Sie erst verstehen lernte; über thörichte Kleinigkeiten, auf die Sie eingingen wie ein gütiger Vater! Sie ließen durchaus nicht merken, daß der Verkehr mit mir Ihnen langweilig oder lästig sei. Und nun die Übrigen! Sehn sie nicht alle zu Ihnen empor, wie . . . wie . . . nun, wie sich's eben gehört einem Mann gegenüber, der alle himmelhoch überragt? Es ist recht häßlich von Ihnen, ich möchte fast sagen: undankbar, daß Sie das gar nicht ein wenig anerkennen, sondern so mir nichts, dir nichts erklären: ich reise jetzt!“

Ihr Antlitz glühte. Sie blieb stehen und riß mit der bebenden Hand einen Zweig aus der Hecke, den sie unter dem Weiterschreiten hastig entblätterte.

„Aber mein Kind,“ stammelte Herr von Anzendorff, „ich begreife Sie nicht . . .“

„Ach was!“ versetzte sie beinahe unhöflich.

Nach einer Weile fügte sie milder hinzu:

„Wenn ich Sie recht schön bitte, Herr Oberst, — recht dringend . . . hören Sie auch?“

„Ich höre.“

„Nun: reisen Sie dann oder reisen Sie nicht?“

Eine halbe Minute schien er zu schwanken. Plötzlich sagte er freundlich, aber mit großer Bestimmtheit:

„Ich danke Ihnen für diese Bitte, — aber ich reise.“

Hertha wandte sich ab. Sie warf den zerstückelten Zweig ins Gebüsch. Dann brach sie in Thränen aus.

„So hab ich mich also erbärmlich getäuscht,“ sagte sie schluchzend. „Ich dachte, Sie hätten mich ein klein bißchen lieb.“

Der Oberst war außer sich.

„Das habe ich,“ sagte er dumpf. „Nur zu lieb!“

Sie warf ihm einen glückseligen Blick zu.

„Wirklich?“

Er nahm ihre beiden Hände.

„Eben deshalb muß ich fort!“

Sie trocknete sich die herrlichen Augen, die nun in zwiefach lockendem Glanz erstrahlten.

„Eben deshalb?“ wiederholte sie staunend. „Bester Herr Oberst, das geht denn aber nun wirklich über meinen Gesichtskreis hinaus! Sie müssen fort, weil Sie mich lieb haben?“

Er drückte ihr zärtlich die weichen Finger. Dann ließ er sie plötzlich los, als fürchte er sich vor dem Zauber dieser Berührung.

„Hertha! Es ist grausam von Ihnen, daß Sie mir diese Beschämung aufzwingen! Ich kann nicht bleiben: denn trotz meiner grauen Haare, trotz meines Alters bin ich zu jung geblieben, um ungestraft länger mit Ihnen verkehren zu dürfen. — Ah, — endlich verstehen Sie? Nun, so sei denn auch alles gesagt! Gestern, als Sie während der Tanzpause mit Graf Gaßler allein in der Blende saßen und seine Huldigungen entgegennahmen, selig wie eine glückstrahlende Braut, — da ist's mir klar geworden, daß mir die Kraft fehlt, den naturgemäßen Verlauf

dieser Beziehungen mit zu erleben. — Ich bin überzeugt, Sie werden den Freund Ihres Vaters nicht zum Gespött der Gesellschaft machen, sondern verschwiegen sein wie das Grab, wenn er hier seine Schwäche gesteht, seine unglaubliche, nicht zu verzeihende Schwäche. Ja, Hertha, ich liebe Sie! Nicht wie ein Freund, nicht wie ein Vater, sondern wie ein bethörter Narr, der nicht begreifen will, daß sein Frühling unwiederbringlich vorüber ist!"

Hertha stand regungslos.

„Nun werden Sie einsehen," schloß er mit zitternder Stimme, „daß mir eins nur erübrigt: schleunigste Flucht."

Hertha war blaß geworden, wie eine Leiche. Jetzt strömte ihr wieder das frische, lebendige Blut hell ins Gesicht.

„Nichts, gar nichts sehe ich ein!" fuhr Sie heraus. „Was wollen Sie mit dem Grafen? Wenn er morgen nach Afrika geht, wünsch' ich ihm glückliche Fahrt! Daß ich so flott und so fröhlich zu plaudern im stande bin, das verdank' ich nur Ihnen, denn seit ich mit Ihnen verkehrt habe, ist ein Gefühl von Klarheit, von Befriedigung über mein Herz gekommen, das ich vorher nicht gekannt habe! Wenn Sie mich lieben . . . recht heiß lieben . . . was schadet das denn? Deshalb reisen zu wollen! Im Gegenteile! Sie bleiben hier! Wir bleiben immer zusammen, fürs ganze Leben!"

„Wie ist das möglich?"

„Nun," stammelte Hertha, „wenn Sie mich heiraten..."

Otto von Anzendorff prallte zurück.

„Fräulein von Weylburg," sagte er düster, „wollen Sie meine Qual noch verhöhnen? Sie haben freilich ein Recht dazu."

„O Gott, was für ein Mann sind Sie! Red' ich denn etwas so Thörichtes? Ich meine, wenn sich zwei Menschen lieb haben ... Und Sie sagen's doch selber, daß Sie in mich vernarrt sind ... Weshalb sollt' ich nicht Ihre Frau werden?"

Der Oberst legte die Hand über die Augen. Bilder eines unsäglichen Glückes stiegen vor seiner Seele empor und winkten wie die berückenden Elfengestalten des Märchens. Längst verklungene Melodieen rauschten durch sein Gemüt: der Traum war zu himmlisch, zu wonnesam.

Sie waren von der Hauptallee abgebogen.

Im nächsten Moment hielt er das junge Mädchen umfangen. Er küßte sie heiß auf den halbgeöffneten Mund.

„Dennoch, es geht nicht!" rief er, sich losreißend. „Erwägen Sie, Hertha! Denken Sie an den Abgrund der Jahre, der zwischen uns klafft! Was soll der Lenz an der Seite des Winters, die knospende Blume neben dem vermorschenden Baumstrunk?"

„Wie häßlich das klingt!" sagte sie vorwurfsvoll. „Ja, wenn man's berechnet wie ein Exempel, so ist ein Unterschied da; mein'twegen ein großer. Aber ich weiß nicht, bis jetzt habe ich niemals daran gedacht. Sie sind mir nicht anders vorgekommen, als zum Beispiel Graf Gaßler. Etwas erfahrener vielleicht und gemessener ..."

Eine Weile noch ging die Debatte so hin und her. Es war unschwer vorauszusehn, wer hier unterliegen würde. Mit dem ersten Schimmer der Hoffnung hatte die späte Leidenschaft im Herzen des alten Soldaten sich maßlos gesteigert; sein eignes heißes Verlangen war ein gar mächtiger Bundesgenosse im feindlichen Lager.

So kam es denn schließlich zu einer verständigen Übereinkunft; verständig zum Scheine; in Wirklichkeit war dieser Pakt nur die unbewußte Maskierung jenes geheimen Vertrags, den die Herzen jetzt eben geschlossen hatten.

Der Oberst versprach zu bleiben, wogegen Hertha gelobte, acht Tage lang eifrig mit sich zu Rate zu gehen, und die Bedenken, die er so lebhaft betont hatte, vorurteilslos zu prüfen. Bis dahin sollte natürlich kein Mensch etwas von der Sache erfahren.

Zehn Minuten später saß der Oberst mit Hertha und dem größten Teil der übrigen Schloßbewohner, die sich auf der Terrasse versammelt hatten, beim Frühstückstisch, und niemand ahnte, was sich zwischen den beiden ereignet hatte. Der Oberst schien nur schweigsamer und zerstreuter als sonst, während Hertha von einer funkelnden Laune war, die dem Professor wie dem verliebten Leutnant über die Anwandlungen des Katzenjammers siegreich hinweghalf.

Elftes Kapitel.

Drei Tage später folgten sämtliche Insassen von Schloß Gruthenau einer freundnachbarlichen Einladung des Grafen Gaßler nach dem anderthalb Meilen entfernten Göllrode.

Schloß Göllrode war in jeder Beziehung der Gegensatz zu dem altertümlichen, wuchtigen Ahnensitze der Gruthenaus, — ein völlig moderner Bau mit weiten lichtvollen Räumen, etwas museumartig in der monumentalen Pracht seiner Treppen- und Vorhallen. Ohne die üppige Fülle der Einrichtung, die wohligen Smyrnateppiche, die kostbaren Gobelins, den herrlichen Blumenflor, der, wo er irgend sich anbringen ließ, aus vielen Dutzenden von Majolikakübeln hervorquoll, hätte das Ganze schier einen frostigen Eindruck gemacht. So aber trat vor allem der ungewöhnliche Reichtum und die vornehme Prachtliebe des Besitzers zu Tage, freilich ohne den leisesten Hauch von Romantik, der auf Schloß Gruthenau, den Eigentümern zum Trotz, wie ein poetischer Abglanz vergessner Tage ruhte.

Der Freiherr seufzte jedesmal beim Anblick dieses „zauberhaften“ Palastes, nannte sein Schloß ein altes, verkrüppeltes Raubnest, und räumte nur dem unvergleichlichen Park einen Vorzug ein.

Marie von Gruthenau teilte die Geschmacksrichtung ihres Papas.

„Hier atmet man ordentlich auf!“ sagte sie, als sie die teppichbelegten Marmorstufen hinanschritt. „Die Säulen da mit den vergoldeten Knäufen sind mir fast lieber als die Gruthenauer Platanen!“

Punkt halb vier fand das Diner statt.

Auch die Laßbergs und Frau von Wolfshagen mit ihrer verblühten Tochter waren geladen; ferner ein junger Schotte Namens Ride oder Right; ein Freiherr von Kurzleben mit seiner kleinen schweigsamen Frau; — und ein Fräulein von Thuna, die seit Jahren am Weh einer unerwiderten Liebe litt, jedem, der's hören wollte, ihr Elend anvertraute, dabei aber dick und fett wurde, blühende Pausbacken und strahlende Augen besaß, und eine Vergnügungssucht an den Tag legte, vor der selbst Marie von Gruthenau sich verstecken durfte. Gebrochenen Herzens taumelte sie von Ball zu Ball, von Tafel zu Tafel, hielt sich für außerordentlich unglücklich, und ließ sich auf Mord die Cour machen, ein wunderbares Gemisch von Naivetät, Wahrheit, Lüge und Selbsttäuschung.

Auch jetzt während der Mahlzeit holte sie ihr unvermeidliches Thema hervor, blickte den braven Hans Kunibert an wie eine verwundete Hirschkuh, und erzählte ihm nun die Geschichte, die ein jeder fast schon auswendig kännte: wie sie zum erstenmal ihn gesehn, — ihn, den Referendar nämlich, dessen Familienname ihr niemals über die Lippen kam; o nein, dafür war sie zu zartfühlend und diskret —; den sie nur schlechtweg Hugo nannte; der so herrlich und hehr war; und der sich so gar nicht um sie, die Unscheinbare, bekümmerte.

„Man liebt nur einmal!“ hauchte sie sentenziös. „Wenn ich ihn nicht bekomme, leiste ich ewig Verzicht.“

„O!“ meinte Hans Kunibert.

„Ganz bestimmt, Herr Baron! Ich danke Ihnen für die verständnisvolle Teilnahme: aber es ist nicht anders! Mag das Leben dahinfließen ... schal und farblos ... ich muß es ertragen.“

„O!“ seufzte Hans Kunibert.

„Sie haben recht — von Ihrem Standpunkte aus,“ lächelte Fräulein von Thuna. „Zerstreuung ist das einzige, was mir bleibt. Aber es geht nicht immer! So hab' ich erst jüngst das Geburtstagsfest unsrer Freundin Marie leider verabsäumt. Es soll prächtig gewesen sein, hör' ich von Wolfshagens. Haben Sie fleißig getanzt? Ich finde, der Tanz hat immer etwas Erlösendes. Gott, hab' ich mich neulich in Trebra auf dem bal champêtre des Oberforstmeisters amüsiert! Lauter Husaren und Gardereiter! Das Civil trat ganz in den Hintergrund. Ich schwärme fürs Militär, besonders für die Kavallerie. Es liegt Rasse darin ... Gott, und wenn man so traurig ist ...“

„O!“ sagte Hans Kunibert.

Hertha erhaschte von dieser seltsamen Unterhaltung gerade genug, um von heftigem Widerwillen erfüllt zu werden, der sich erst nach und nach in ein spöttisches Mitleid auflöste. Der Mißbrauch, den Fräulein von Thuna mit einer Empfindung trieb, die für ein edel veranlagtes Mädchen das Höchste und Heiligste auf der Welt bedeutet, weckte in Hertha von Weylburg erst recht das Bewußtsein, wie reich sie war und wie glücklich. Ihr Herz pochte. Ein Wort fiel ihr ein, das sie vor kurzem in dem Aufsatz eines vielbewunderten Essayisten gefunden: „Es geht mit der

Liebe, wie mit den Gespenstern: alle Welt spricht davon, aber keiner hat sie gesehen.“ Wenigstens mußte sie außerordentlich selten sein, diese echte, wahrhaftige Liebe; denn was Hertha bis jetzt geschaut und beobachtet hatte, daheim und hier —: es war zum Erbarmen!

Gegen sechs Uhr erhob man sich, um in dem luftigen Eckzimmer, das den Eindruck einer gewaltigen Loggia machte, den Kaffee zu nehmen.

Die Fenster zwischen den Säulen waren herausgenommen; die Herren konnten hier, ohne den rauchscheuen Damen lästig zu fallen, die weitberühmten Havanas des Grafen — er gab nie seine Quelle an — oder die fingerdicken russischen Cigaretten kosten. Auch für das zarte Geschlecht, falls ihm die Lust käme, stand ein Onyxgefäß mit leichten, rosafarbigen „Papiros“ bereit.

Aurelie von Wolfshagen setzte eines der zierlichen Dinger in Brand; nach einigen Zügen, die kein sonderliches Talent zeigten, hörte sie auf; Iduna dagegen paffte mit ihren schwellenden Lippen ganz kunstgerecht; auch die junge Komteß und Fräulein von Thuna beteiligten sich an diesem weiblichen Tabakskollegium, während die Schwestern Laßberg die Einladung der Professorin, spaßeshalber doch mitzumachen, kühl und zurückhaltend ablehnten.

Graf Eberhard, der bei Tafel zwischen den beiden ältesten Damen gesessen hatte, wandte sich jetzt mit besonderem Eifer an Fräulein Marie. Das junge Mädchen sah in dem schneeweißen Faillegewand mit dem bordeauxfarbenen Einsatz außerordentlich frisch und anmutig aus. Die Stimme des Grafen, die sonst etwas Höflich-Gemessenes und Formelles hatte, klang im Gespräch mit dem Freifräulein wärmer und lebhafter. Das Wesen Mariens schien

auch auf ihn wie Ozon zu wirken, — und wenn Claudine, als sie diesen wahrheitsgemäßen Vergleich brauchte, hinzugefügt hatte, man komme nicht näher mit ihr, so lag in dem freudig erregten Blick ihres Bruders Eberhard ein verstohlener Glanz, der für das Gegenteil zeugte.

Gustav von Gruthenau hielt sich auch jetzt eifrig zu seiner Tischnachbarin, der hochgewachsenen Linda von Laßberg. Er hatte die junge Dame neulich am Geburtsfest Mariens, dem Ausspruche seiner eignen Mutter zufolge, sträflich vernachlässigt. Zu jener Zeit war er von Hertha noch so erfüllt gewesen, daß er jede Gelegenheit aufgriff, sich ihr zu nähern, wobei ihm die Herren Graf Gaßler und Wladimir Orlowsky peinvoll im Wege standen.

Die entsetzlichsten Verse waren ihm damals durchs Hirn gezuckt, Nachklänge altschottischer Kampfballaden, in denen trotzige Ritter von jugendlichen, lockenumflatterten Sängern erdolcht werden, Dithyramben mit dem Refrain: „Du Höllenbrut!“ und ähnliche dichterische Extravaganzen. „Denn,“ sagte er sich, „Hertha ist mein! Sie hat in ihrer Tasche das glutbeseelte Poem gefunden, das ich hineingeschmuggelt, — und am Tage darauf ist sie ganz ebenso ruhig und freundlich mit mir gewesen wie vorher. Sie duldet es also, daß ich ihr huldige; sie hält es für statthaft, daß ich sie unverblümt als mein ‚erkorenes Ideal‘ feiere; und folglich vergöttert sie mich!“

Dann aber, beim Anfang des vierten Walzers, wie er sich endlich ein Herz faßte und kühn auf sein schönes Gedicht anspielte, da hatte ihm Hertha, lächelnd und hold wie sie war, einen so kalten Guß der Enttäuschung über das Herz geschüttet, daß die brennende Leidenschaft ein für allemal wegdampfte wie ein Tropfen vom heißen Steine.

Es war zum Verzweifeln! Dieses rätselhafte Geschöpf! Sie hatte sich weder gekränkt noch geschmeichelt gefühlt! Nein, sie fragte ihn nur, weshalb er den kleinen Mißgriff, den er begangen, nicht ebenso artig und rücksichtsvoll mit Schweigen bedecke, wie sie selbst? Und ob er für seine Lyrik nicht eine bessere und ruhmvollere Verwendung wisse? Kürzlich erst habe sie in der Morgenpost die Adresse eines poetischen Blattes gelesen, das talentvollen Erstlingsschöpfungen gern seine Spalten öffne.

Das alles klang so flott und so neckisch, aber doch wieder so furchtbar entmutigend, daß er beschloß, die Hydra dieser verderblichen Liebe sofort zu erdrosseln, was ihm auch nach Verlauf einer Viertelstunde glücklich gelang.

Bei diesen Herzenskämpfen war ihm rechtzeitig eingefallen, daß eigentlich Fräulein Linda von Laßberg trotz ihrer etwas zu bleich geratenen Wimpern und trotz des geringen Pigmentgehalts ihres Haupthaares eine Erscheinung sei, die einen warmfühlenden Jüngling halbwege begeistern könne.

Und heute bei Tafel, da der Zufall ihm dies Mädchen zur Seite gab, sah er sie darauf an, und glaubte zu konstatieren, daß Linda von Laßberg mehr Verständnis für seine Artigkeiten besaß, als Hertha von Weylburg, die überhaupt ein verwöhntes, schrullenhaftes und eingebildetes Mädchen war.

Zum Dank für das liebevolle Interesse, das Linda von Laßberg ihm bei Tafel gewidmet, unterhielt er sie jetzt beim Kaffee so flott als möglich, erzählte von seinen Mensuren, seinen Kollegien, seinen dichterischen Entwürfen, und deklamierte zuletzt mit halblauter Stimme ein gutgereimtes Sonett, das, ursprünglich auf Hertha von Weylburg gedichtet,

durch die Verwandlung des Epithetons „lichtbraun“ in „lichtblond“ auch für Linda von Laßberg von tiefrer Bedeutung ward.

Hertha, zu der die Blicke des jungen Studenten mehrfach mit unverhohlnem Triumphgefühle herüberschweiften, lehnte mit Fräulein von Halffkerke abseits auf einer kleinen saffianbezogenen Ottomane.

Sie hatte bei Tafel zwischen Claudine und Herrn Orlowsky gesessen und mehr gehört, als geplaudert.

Daß sich der Oberst beinahe gar nicht mehr um sie kümmerte, ward ihr nachgerade fast unerträglich. Unter dem Vorwand, er habe zu korrespondieren und allerlei Geschäftliches zu erledigen, war er die Tage über nur bei den Mahlzeiten noch zum Vorschein gekommen. Die Morgenritte sogar in den Forst hatte er eingestellt.

Hertha wußte ja freilich, warum. Sie staunte nur, daß es dem Manne so leicht fiel, dem Verkehr mit ihr zu entsagen, während doch sie von der immer wachsenden Ungeduld fast überwältigt wurde. Inmitten der mannigfachen Gestalten, die sie umgaben, sah sie nur ihn, selbst wenn er abwesend war. Da alle Welt, mit der einzigen Ausnahme des Leutnants von Höffert, für Anzendorff schwärmte und diesem Gefühl bei jeder Gelegenheit Ausdruck lieh, so fehlte es den Empfindungen Herthas, trotz der Zurückgezogenheit, in die sich der Oberst vergrub, nicht an beständiger Nahrung. Mit jeder Stunde kam er ihr jünger, edler, ritterlicher und schöner vor. Ihr Herz bäumte sich auf, wenn sie an Gustav von Gruthenau dachte, dessen harmlose Verse ihr nachträglich in der Beleuchtung einer Injurie erschienen. Wie konnte sich ein Knabe erdreisten, ihr, die sie einen wirklichen Mann liebte, solche Dinge zu

schreiben! Und Leutnant von Höffert! Geradezu lächerlich kam er ihr vor mit seinen köstlichen Witzen und seiner vermeintlichen Weltklugheit — neben dieser machtvollen Idealgestalt!

Sie begriff gar nicht, was mit dem Oberst eigentlich vorging! Acht Tage lang sollte sie eine Frage erwägen, deren Beantwortung ihr in der ersten Sekunde so klar erschien, wie ein Passus im Einmaleins! Es war schrecklich! Beinah empörend! Denn er selber schwebte doch all die Zeit her im Zustand der Ungewißheit! Und er trug das so gleichmütig! O, er hatte sie nicht den zwanzigsten Teil so lieb, wie sie ihn! Sonst wäre er noch am Abend nach jener Scene im Park auf sie zugeeilt, hätte sie heiß in die Arme genommen und ihr zugeraunt: „Ja, ich bekenne, daß ich ein Thor war! Echte Liebe kann nicht entsagen! Ich halte dich, Hertha, und lasse dich nicht mehr los!"

Er aber ...! Gott sei Dank, nun wußte sie doch einen Fehler an ihm! Er war viel zu verständig und kaltherzig, viel zu berechnend!

Fürs Leben gern hätte sie ihrer Freundin Halffkerke alles gebeichtet. Die Gelegenheit hier auf der einsamen Ottomane war so verlockend. Aber sie durfte ja nicht. So begnügte sie sich, die alte Dame plaudern zu machen, und mehr und mehr den Schatz jener Erinnerungen zu heben, deren leuchtender Mittelpunkt Otto von Anzendorff war. — Alles, was Fräulein von Halffkerke von dem damaligen Secondeleutnant erzählte, paßte der Meinung Herthas zufolge noch buchstäblich auf den Oberst. — Fräulein von Halffkerke, von der Süßigkeit dieses Geplauders hingerissen, vergaß vollständig, daß ihre Vertraute nicht eine Altersgenossin, sondern ein blutjunges Mädchen war.

Was sie jahrzehntelang wie ein unantastbares Heiligtum tief im Herzen verwahrt hatte, das erschloß sie jetzt mit immer wachsender Freigebigkeit. Sie berauschte sich in dem nie gekannten Gefühl, endlich einmal sich innerlich ausleben und einem teilnehmenden Wesen rückhaltslos den Kern ihrer Seele entschleiern zu dürfen.

Hertha hatte gestern und vorgestern wieder den halben Nachmittag in den Gemächern des alten Fräuleins verbracht und jene Schubladen mit durchkramt, in denen sich die vergilbten Tagebücher, die altfränkischen Anthologieen mit den zweifach und dreifach angestrichenen Stellen, die getrockneten Blumen und zahlreiche sonstige kleine Reliquien vorfanden, von denen jede ihre besondere Geschichte hatte, eine Geschichte, wertlos und langweilig für tausend andre, aber voll wehmütiger Poesie für Fräulein von Halffkerke, voll mystischen Interesses für Hertha.

In solchen Stunden eines weihevollen Beisammenseins knüpfte sich gleichsam die Vergangenheit an die Zukunft. Hertha hatte das wundersame Gefühl, als sollten die längst verblichenen Träume dieses verfehlten Daseins nun an ihr, der Glücklichen, in Erfüllung gehen Unbewußt spann sie an dem Gedanken: was für ein Mann muß dieser Anzendorff sein, daß er im stande war, nur durch die Zauberkraft seiner Persönlichkeit ein so edel veranlagtes weibliches Herz ein ganzes Leben hindurch zu fesseln, ohne die leiseste Spur einer Hoffnung!

Kurz, der Mann, der ihr anfangs sympathisch war, dem sie dann die Gefühle einer bewundernden Tochter und schließlich die Neigung eines schutz- und liebedürftigen Weibes zugewandt hatte, nahm so allgemach die Beleuchtung eines phantastischen Helden an, der, wie die großen Ge-

stalten der hellenischen Vorzeit, dem Bann der Vergänglichkeit nicht unterthan ist, sondern nach jahrzehntelanger Irrfahrt als ewigjunger Odysseus in die ersehnte Heimat zurückkehrt.

Seine Heimat, das sollte ihr Herz sein, ihre Arme, die ihn sorgend und liebend umschlingen würden, solange sie lebte.

Fräulein von Halffkerke, die Finger leise auf Herthas Knie gelegt, war jetzt wieder bei diesem Lieblingsthema. Sie nannte dem jungen Mädchen nun endlich auch den Namen der Braut — Olga von Gersdorf — und erzählte noch einmal in aller Ausführlichkeit, was Hertha schon drei- oder viermal gehört hatte. Von Zeit zu Zeit wandte sie den ängstlichen Blick nach dem Gegenstand ihrer Erzählung, als fürchte sie, daß er trotz der Unhörbarkeit ihres Flüsterns das Thema erraten und sie einer sträflichen Indiskretion zeihen möge.

Hertha lauschte ihr atemlos.

Wie mußte er jenes Mädchen vergöttert haben! Auch hier griff man die elementare Kraft seines Wesens mit Händen. Er war gleich groß in der Fähigkeit, Liebe zu fühlen, wie Liebe zu wecken. Das eine erlebte sie ja an sich selbst! Wenn ihm das andere im Lauf der Zeit nur nicht abhanden gekommen war! Sein Vertagen, sein Zögern schien ihr jetzt doppelt entsetzlich.

Der Oberst inzwischen, so gleichgültig er mit Fräulein von Wolfshagen und dem Schotten zu plaudern schien, fand den bisherigen Zustand ebenso unerträglich wie Hertha.

Während der Fahrt noch hatte er qualvoll mit sich gekämpft, ob er nicht die Vereinbarung kündigen, und sich von Hertha die Erlaubnis erbitten solle, vor Beendigung jener Prüfungszeit, am besten heute noch, abzureisen.

Nun packte ihn diese Absicht mit gesteigerter Unabweisbarkeit. Die Gründe, die ihm so zwingend dafür sprachen, waren ihm nie so klar gewesen als jetzt, da Hertha in ihrer thaufrischen Jugendlichkeit neben der Dame saß, die für den Oberst die Erinnerung an seine eigne Jugend verkörperte, an die Zeit, da auch er noch ahnungslos und vertrauend ins Leben geblickt, noch keine Enttäuschung erfahren. Dieses blühende Mädchen — und er, der Altersgenosse jener hageren, hohlwangigen Greisin . . .! Der Gedanke erdrückte ihn fast.

Und nun reihte sich ihm, während er von dem sprudelnden Redestrom Fräulein Aureliens willenlos überschwemmt wurde, ein trübseliges Bild an das andre.

Er begriff nicht, daß er nicht gleich von Anfang standhaft gewesen und mit der klaren Vernunft eines Mannes, der da weiß, was er will und soll, auf ein Glück verzichtet hatte, das für ihn doch nur ein süßes Unheil, das Gnadengeschenk einer boshaften Fee sein konnte.

Er beschloß jetzt, bei dem nächsten schicklichen Anlaß mit Hertha zu sprechen; ihr zu bekennen, daß jeder fernere Aufschub der Flucht seine Kraft übersteige; und dann von ihr Abschied zu nehmen — für immer.

Diese Gelegenheit sollte nicht lang auf sich warten lassen.

Der Tag hatte sich lieblich gekühlt. Graf Gaßler schlug einen Spaziergang nach der berühmten Göllroder Schlucht vor.

Die Gesellschaft, vorab die Jugend, stimmte begeistert zu. Auch Fräulein von Halffkerke, die heute besonders aufgeräumt war, schloß sich nicht aus.

Vom Parkthore führte der Weg quer über die Land-

straße nach der Bergleite, wo sich ein Fußpfad, allmählich aufsteigend, an der Böschung einherzog, bis er dann rechts in die Schlucht abschwenkte.

Nach einer abermaligen Wendung sah man sich hier in der großartigsten Felsenwildnis. Tief im Thale schäumte die Göll, ein wilder Bach, der zwischen den hohen, abgeschliffnen Granitblöcken die mannigfachsten Kaskaden bildete. Eine wunderbar erfrischende Luft wehte die ganze Schlucht entlang; man fühlte den Atem des Hochgebirgs.

Der Oberst hatte es einzurichten gewußt, daß er mit Hertha zurückblieb.

Weiter und weiter ging der gewundene Pfad, von hundertjährigen Fichten und Föhren umrauscht, immer den Einbuchtungen der Bergwand folgend.

Jetzt sah Herr von Anzendorff nur noch die schlanke Gestalt Gustavs, der neben Fräulein von Laßberg dahinwandelte und mit der Linken bald in die Tiefe der Schlucht, bald in den abendlichen Azur wies, als ob er symbolisch andeuten wolle, so tiefgründig sei die Liebe eines Poeten, und so himmelhoch reiche der Adlerflug seines Geistes.

Dann verschwand auch er hinter dem Strauchwerk.

Otto von Anzendorff und seine Begleiterin hatten bis dahin wenig geredet. Beide fühlten und wußten, daß diese Stunde entscheidend war.

„Hertha,“ begann der Oberst nun plötzlich, „das Ding muß ein Ende haben! Mein Vorschlag ist Narrheit gewesen. Ich wollte den Arzt spielen und verordnete Ihnen als Heilmittel eine achttägige Prüfungszeit. Ich bedachte nur nicht, daß ich selber in dieser endlosen Frist unheilbar erkranken würde. Es geht nicht länger — vor allem auch deshalb nicht, weil ja die ganze fürchterliche Komödie doch

keinen Zweck hat. Selbst wenn Sie am Schluß dieser acht Tage erklären sollten: ‚Ich will —‘, so müßte ich dennoch unbeugsam bei dem verharren, was die Vernunft heischt; ich müßte das irrende Kind vor seiner eignen Verblendung retten; ich müßte verzichten, und wenn ich im Schmerz der Entsagung wahnsinnig würde.“

„Das ist ja sonderbar,“ erwiderte Hertha nach langer Pause. „Bis jetzt hab ich noch wenig darüber nachgedacht, wie ich Sie widerlegen könnte. Ich fühle nur ohne jeden Beweis, daß ein Hirngespinst Sie befängt, ein recht zweckloses, thörichtes Hirngespinst. Dieser Tage jedoch wollt' ich ernstlich daran gehn; ich wollte mir's — aber bitte, lachen Sie nicht! — ich wollte mir's aufsetzen, Punkt für Punkt. O, Sie hätten schon eingestehn sollen, daß ich stark in der Logik und ruhig im Erwägen bin! Jetzt aber lösen Sie kurzer Hand den Vertrag. Haben Sie aufgehört, mich zu lieben? Oder fürchten Sie, durch die Schlagfertigkeit eines jungen Mädchens beschämt zu werden?“

„Ich liebe Sie nach wie vor,“ sagte der Oberst mit bebender Stimme. „Vielleicht wäre es besser, ich sagte Ihnen das Gegenteil; ich beteuerte Ihnen, daß ich an jenem Vormittage nicht Herr meiner Sinne, daß ich bezecht war . . .“

„Welche Idee, Herr Oberst! Ich fange jetzt an, Sie für ein Rätsel zu halten, für eine Sphinx, die sich ein Vergnügen draus macht, uns arme Sterbliche mit ihren Spitzfindigkeiten zu quälen. Ehrlich und ohne Umschweife: aus welchem Grunde halten Sie unsre Pläne für Wahnsinn, oder wie Sie sich ausdrücken?“

„Das habe ich schon genügend betont. Ich bin zu alt für Sie.“

„Was heißt denn: ‚zu alt‘? Hätten Sie recht, so würde ein junges, gefühlvolles Mädchen doch nie auf den Einfall geraten, Ihre Frau werden zu wollen. Oder glauben Sie, mein Herz sei ausnahmsweise anders gebaut, als das der übrigen? Wer da noch fähig ist, Liebe zu wecken, ist der ‚zu alt‘? Überhaupt: was wollen Sie denn? — Neunundfünfzig! Sie thun wirklich, als wären Sie achtzig!“

Der Oberst mußte trotz seiner tiefen Erregung über den Ton, mit dem sie das vorbrachte, lächeln.

„Und nun kömmt noch dazu,“ fuhr sie fort, „daß Sie zwanzig Jahr jünger sind, als Ihr Taufschein. Fragen Sie doch bei der ganzen Gesellschaft herum, ob Sie jemand für alt hält! Fräulein von Halffkerke behauptet sogar, Sie sähen noch aus, wie als Leutnant.“

Herr von Anzendorff zuckte spöttisch die Achseln.

Hertha bemerkte das nicht. Sie fuhr fort:

„Und schließlich — was verschlägt's denn bei einem Manne, ob er nun ein paar Falten mehr oder weniger auf der Stirne hat, ob er grau oder braun ist? Fängt nicht sogar Herr von Höffert schon an grau zu werden? Und der ist noch lange nicht dreißig. Überhaupt, das Hübsch- und Glattsein verlangt man doch höchstens von jungen Mädchen. Ein Mann aber . . . Gott, was soll ich Ihnen das alles noch vorerzählen! Sie wissen's doch ganz genau! Diese Modejournalphysiognomieen, diese blühenden Jünglinge, die da Modell zu den Wachsfiguren in den Schaufenstern der Friseure gesessen haben, glauben Sie denn, ein echtes Weib könne sich jemals für solche Puppen begeistern? Lieber den Häßlichsten, wenn er nur wirklich ein Mann ist, das heißt ein Wesen, zu dem ich

begeistert aufblicken kann, dessen starke Hand mich schirmt und regiert, dessen Charaktergröße mich zittern und beben macht!“

Sie sah wunderbar schön aus bei diesen Worten.

„Habe ich recht oder nicht?“ fragte sie stehenbleibend.

„Ja, mein Kind! Aber all diese Eigenschaften, die da zum richtigen, achtunggebietenden Manne gehören, finden sich auch bei der Jugend. Es braucht ja kein Knabe zu sein, wie Gustav. Aber zum Beispiel Graf Gaßler . . . Er steht im zweiunddreißigsten Lebensjahr, hat die vortrefflichsten Eigenschaften, ein sympathisches Äußere, die ritterlichsten Manieren, Geist, Wissen . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Hertha, „Sie haben mir neulich schon diesen Grafen als Ziel meiner Sehnsucht geschildert, und damals schon hab ich Ihnen geantwortet, daß er mich vollständig kalt läßt. Seine glänzenden Vorzüge lass' ich bereitwillig gelten! Selig die Auserkorene, die er einst heimführt! Ich für mein Teil würde mich schönstens bedanken.“

„Weshalb denn?“

„Weil meine Hand nur da hingeht, wo mein Herz ist. Freilich, es scheint, daß man dies Herz, nachdem man es glücklich erobert hat, wieder preisgeben möchte. Nun, ich will mich nicht aufdrängen.“

„Aber liebstes, teuerstes Kind! Welche Sprache! Wollen Sie mir nur zwei Minuten aufmerksam zuhören? Sie ahnen ja nicht, wie es da drinnen brodelt und wogt! Ich liebe Sie wahnsinnig: aber ich bin zu sehr Egoist, um offnen Auges in mein Verderben zu rennen. Ja, staunen Sie nur! Wenn ich zögre, so denk' ich dabei fast noch mehr an die eigne Zukunft, als an die Ihre! Rundheraus:

Sie täuschen sich über sich selbst! Es ist ein Unding, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren ihr ganzes, echtes, wirkliches Herz an einen Mann hängen sollte, wie mich. Sie glauben nur deshalb Liebe für mich zu fühlen, weil dieses Herz in Wahrheit noch nicht gesprochen hat. Sie verehren in mir einen zweiten Vater, einen zärtlichen, sorgenden Freund. Ich aber würde mir selbst ins Gesicht schlagen, falls ich die Täuschung, die Sie gebannt hält, thöricht ausnutzen wollte."

„Und wenn ich Ihnen bei allem, was heilig ist, schwöre, daß Sie sich irren? Wenn ich beteure, daß ich Sie nicht liebe, wie die Tochter den Vater, nicht wie die Freundin den Freund, sondern . . . anders?"

In ihren feuchtschimmernden Blicken lag die andachtsvolle Glut einer Beterin.

„So würde ich selig sein, das glauben zu dürfen, aber trotzdem . . . Ach, Hertha, Sie können mich nicht verstehen! Sie wissen nicht, was es heißt, Tag für Tag den Gedanken mit sich herumzuschleppen: ‚Du näherst dich mehr und mehr der Schwelle des Greisentums, indessen sie nur voller und rosiger aufblüht, und immer klarer empfindet, was da die Jugend vom Alter trennt!' Und hätte ich noch so gläubig den Bund geschlossen: mit der Zeit würden mir Zweifel auftauchen, gräßliche, hirnzermalmende Zweifel. Stündlich würde ich von der Sorge gemartert werden, mein Glück zu verlieren . . . Sie kennen noch nicht den Lauf der Welt. Sie haben kein Verständnis für die Abgründe, die im Gemüt liegen. Ja, solange Sie sind, wie Sie sind, möchte das alles wohl angehn. Es wäre ein Rausch, ein berückender Märchentraum, und Sie selber würden ihn mitträumen. Aber dann könnte es sich eines Tages ereignen,

daß Ihre Seele erwachte, daß Sie sich plötzlich fragten: wie komme ich, das lebendige Leben, an die Seite dieses verwitternden Mannes? — — Und dann, dann . . ."

Er unterbrach sich.

„O, ich verstehe Sie," rief Hertha voll Bitternis. „Sprechen Sie nur getrost aus, was Sie denken! Ich bin kein Kind mehr!"

Prüfend sah er sie an.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „reden Sie nur! Sagen Sie offen: ‚Ich halte Fräulein von Weylburg für ein leichtsinniges, ödes Geschöpf; ich will meine Ehre nicht in die Hände einer so extravaganten Thörin legen; ich will nicht betrogen sein!'"

„Betrogen!" murmelte Otto von Anzendorff.

Er schwieg eine lange Zeit.

„Betrogen!" wiederholte er in Gedanken. Ja, das war es! Freilich, wie er dies Mädchen kannte, hielt er sie einer Ehrlosigkeit nicht für fähig; aber unter „Betrügen" verstand er ja auch nicht nur das Schlimmste! Nein, das Betrügen umfaßte ihm auch das Reich des Gefühls. Schon der Gedanke, daß sie nur eine kurze Sekunde lang das Bild eines andern im Herzen tragen, daß sie je unter dem Zwang der Gemeinschaft mit dem so viel ältren Gemahl seufzen könnte, ließ ihn im voraus alle Pein des Getäuschten, ja des Entehrten durchkosten.

Rechts, an einer der steilsten Stellen des Pfades, wo die beiden jetzt eben vorüberkamen, war eine Bank in den Felsen gemeißelt.

Der Oberst mußte sich setzen. Wilde Erregung tobte ihm stürmisch durch alle Nerven.

Hertha nahm schweigend neben ihm Platz. Ihr Herz

pochte. Mechanisch folgte ihr Blick der schön geschwungenen Linie des gegenüber liegenden Hügelkammes, wo die Spitzen der Nadelhölzer friedlich im Abendscheine erglänzten.

Otto von Anzendorff schloß wie ermüdet die Augen. Mit visionärer Lebendigkeit entrollte sich ihm das Bild seines Lebens.

Wie lange war noch die Strecke, die ihn vom Grab trennte? Und wenn er zurücksah: was hatte er während der vielen Jahre an Glück genossen? Sein Beruf, seine Thaten und Studien waren ihm seit dem Verlust jener unvergeßlichen Toten alles gewesen. Sie hatten die Sehnsucht nach Liebe künstlich zurückgedämmt. Nur in unbewachten Momenten, ihm selber nicht klar verständlich, war diese Sehnsucht hervorgebrochen und hatte ihm Stunden der fürchterlichsten Zerrissenheit, des ödesten Lebenshasses verursacht.

Nun bot sich ihm, wie ein ungeahntes Geschenk der Götter, ein letztes, goldenes, rosiges Glück, eine Seligkeit, die ihm zu halten schien, was jener früh zertrümmerte Jugendtraum einst versprochen hatte.

Nahm denn nicht alles ein Ende? Sollte er dies Glück von der Hand weisen, nur weil es vielleicht schneller verging, als er selbst? Das war doch unphilosophisch und feige. Mehr noch: das war erbärmlicher Undank gegen das Schicksal!

Aber wenn er sich so beruhigte — that er nicht unrecht? Durfte er nur an sich denken? Mußte er nicht todesmutig entsagen gerade aus Rücksicht für sie, die er so über alles liebte, die er vielleicht durch sein thörichtes Nachgeben elend machte?

Ihr strahlendes Auge widersprach dieser Besorgnis mit

wunderbarer Beredsamkeit. Sie fühlte doch, ob sie den richtigen Weg beschritt! Auch bei ihr galt das Wort von dem Willen, der des Menschen Himmelreich ist. Und sie war noch so jung! Wenn er sie nur eine kurze Weile besaß . . .!. Wer konnte denn wissen, wie das Schicksal es fügte, — wann er für immer von ihr hinwegging? War es im Rate der Gottheit beschlossen, so mochte sie, wenn er gestorben war, ein zweites Glück sich erbauen, ein schöneres und ihrer Vollkommenheit würdigeres!

Diese Erwägungen gaben den Ausschlag.

Er blickte ihr stumm ins Gesicht.

Dann zog er sie an sich, umschlang sie zärtlich mit beiden Armen, und küßte ihr, seiner leidenschaftlichen Liebe ohne Widerstand nachgebend, die blühenden Lippen, die Augen, das herrliche braunblonde Haar.

„Nun bist du mein!“ sagte er, leise erschauernd.

„Dein,“ flüsterte Hertha, „bis in den Tod.“

Zwölftes Kapitel.

er Abendgang in das wildromantische Thal der Göll war nicht nur für Hertha von Weylburg und den Oberst bedeutungsvoll.

Graf Eberhard Gaßler, der schon seit längerer Zeit eine ernstliche Neigung für Marie im Herzen trug, ward von der schönen Gelegenheit fortgerissen, das Wort zu sprechen, das er sonst bei seiner alles erwägenden Ruhe wohl noch vertagt hätte.

Es waren ihm nämlich just während der letzten drei Monate allerlei Zweifel aufgetaucht, ob Fräulein von Gruthenau das Leben nicht gar zu sehr im Sinne eines angenehmen Salonstücks auffasse. Jetzt aber meinte er mit der Logik der Liebe, just ein so heiteres, lerchenfröhliches Wesen, dem, wie der Volksmund sagt, der Himmel voll Geigen hängt, sei die richtige Frau für ihn; denn er selber neigte von Haus aus mehr zu einer pathetischen Düsterkeit, die ihn oft mitten im Freundeskreis überfiel, und nur dann völlig gebannt schien, wenn er in seinem Studiergemach weilte, oder, die Büchse im Arm auf das röhrende Hochwild pirschte.

Übrigens war Fräulein von Gruthenau, die sonst nicht

allzuviel Verständnis für die Schönheiten der Natur besaß, so beim Wandern durch die hehre Waldeinsamkeit dieser Schlucht unwillkürlich stiller und ernster geworden.

Vielleicht auch ahnte sie, was bei dem Grafen sich vorbereitete; denn sie wußte ja, daß er sie liebte, und erwiderte seine zärtliche Neigung, soweit ihr dies bei ihrem libellenartigen Temperament überhaupt möglich war.

Jedenfalls schmeichelte ihr der Gedanke, die Frau eines so vielbewunderten, reichen und vornehmen Cavaliers zu werden.

Sie hätte sich tot geärgert, wenn Graf Gaßler etwa eine der Laßbergs oder das üppige, liebeskranke Fräulein von Thuna gewählt hätte; schwerlich aber würde ihr Herz lange geblutet haben, falls er in diplomatischer Sendung plötzlich nach Veracruz abgereist wäre und sich dort mit der Tochter irgend eines phantastischen Mexikaners über Nacht hätte trauen lassen. Es „war dann eben nicht anders", und, wie einst Lore, das Zöfchen, behauptet hatte, als ihr Verlobter auf Nimmerwiederkehr in die Welt zog: es gab ja nicht eine Hand voll, sondern ein Land voll.

Nun aber, da die Sache sich wirklich runden zu wollen schien, pochte ihr Herzchen doch ein klein wenig in aufgeregter Erwartung, und einmal, wie Graf Gaßler mit großer Beredsamkeit von seinem Aufenthalt am italienischen Hof sprach, erwog sie mit Aufbietung aller Einbildungskraft, ob sie zur Hochzeitsreise staubgrau oder dunkelblau wählen würde.

Man hatte die Schlucht auf einer kühn geschwungenen Holzbrücke überschritten und wandelte nun auf der Jenseite über die Kuppe des sogenannten Elfenhügels zurück.

Iduna und Herr von Gruthenau waren die Vordersten.

Ihnen folgte Graf Gaßler mit der Tochter des Freiherrn, während die andere Gesellschaft in beträchtlichem Abstand nachkam, da Fräulein von Halffkerke, trotz der Elastizität, deren sie heut' sich gerühmt hatte, ein ziemlich langsames Tempo angab.

Graf Eberhard ließ Herrn von Gruthenau und die Frau des Ästhetikers ruhig zu Thal steigen, schwenkte nach rechts ein und machte an einer Stelle Halt, wo man, über die Wipfel eines Buchenbestandes hinabschauend, das Schloß Göllrode mit seinen zwei Ecktürmen, den prächtigen Garten und die malerisch gruppierten Nebengebäude wie in einem Rahmen erblickte.

Hier, im Angesicht seiner Besitzung, die ihm bei aller Geselligkeit während der letzten Wochen oft so öde und einsam erschienen war, sprach Graf Gaßler das entscheidende Wort.

Marie von Gruthenau errötete pflichtschuldigst, blickte zu Boden, flüsterte ein verschämtes Ja und ließ sich mit vielem Anstand einen Kuß auf die Lippen drücken, wobei sie unwillkürlich an die reizende Scene in dem Moserschen Lustspiel dachte, — wie hieß es doch? — das sie im Frankfurter Stadttheater mit ihrem Papa gesehn hatte.

Es war doch himmlisch, etwas so Hochdramatisches nun an sich selbst zu erleben! Und das konnte sich jetzt wiederholen, so oft sie es wollte! Und wenn ihr Gemahl, wie es jüngsthin als möglich bezeichnet wurde, nach Bukarest ging, so würde sie in der Quadrille vielleicht die Königin von Rumänien als Vis-à-vis haben!

O, wie sie glücklich war!

Und wie Laßbergs vor Ärger zerplatzen würden!

Da Graf Eberhard jetzt noch einmal sie küßte, gab sie ihm den Kuß mit einer gewissen bräutlichen Innigkeit wieder. Er hauchte: „Mein süßes, geliebtes Weib!“ Und sie nickte mit großer Bestimmtheit, als wollte sie sagen: Das will ich sein! Ich will dir Ehre machen in allen Salons! Du sollst dich in deiner schmeichelhaften Voraussetzung nicht getäuscht haben!

„Heute noch sprech' ich mit deinen Eltern,“ hub der Graf wieder an, überwältigt von dem bezaubernden Reiz ihres Lächelns. „Ich käme mir thöricht vor, wollte ich eine Sache des Herzens im Stil einer Staatsaktion, eines Geschäfts behandeln, und morgen etwa zur üblichen Stunde vierspännig vorfahren. Nein, so sehr ich auch sonst ein Mann der korrekten Form bin — vermöge schon meines Berufs —: hier folgen wir der Eingebung des Moments! Nicht wahr, mein Blondchen?“

„Ganz wie Sie wollen.“

Er bot ihr den Arm und führte sie unter zärtlichem Liebesgeflüster thalabwärts.

Herr von Gruthenau war unterdes grade nicht in der Laune, sich für fremdes Glück sonderlich zu begeistern, nicht einmal für das Glück seiner Tochter, des einzigen Wesens, das er wirklich mit selbstloser Innigkeit liebte.

Iduna, die Herrn von Gruthenau ebenso übermütig zum Narren hielt, wie früher den Leutnant von Höffert und hiernach den sangesmächtigen Gustav, hatte sich endlich den fortgesetzten Bewerbungen des Schloßherrn gegenüber entlarven und ihm andeuten müssen, daß er sich schmählich im Irrtum befinde, wenn er aus ihrer leichtblütigen Art irgend welche unangenehme Schlüsse gezogen.

„Sie sind grausam, Iduna“, stammelte Gruthenau

und wühlte nervös in dem sorgsam gepflegten Bart. „All Ihre Thorheiten mit den Jungens hab ich natürlich für Spaß genommen, ja, als Kunstgriffe aufgefaßt, Ihrem Gemahl und dem sonstigen Publikum Sand in die Augen zu streuen. Daß Sie aber zuletzt, im entscheidenden Augenblick, Nein sagen — O, das ist unerhört! Unerhört!“

„Sie sind köstlich, mein Herr Baron!“ lachte Iduna. „Wo und wann hätte ich ein Versprechen gegeben, ja nur den flüchtigen Schimmer einer Hoffnung erweckt, die mich beleidigen müßte?“

„Wo?“ grollte der Freiherr. „Das fragen Sie noch? Überall! Bei jeder Begegnung! Haben Sie völlig vergessen, wie Sie im vorigen Winter mich ausgezeichnet? Ja, ich darf diesen Ausdruck gebrauchen! Sie haben erlaubt, daß ich Ihnen den Hof machte, wie ein verliebter Fähnrich dem Backfisch, den er zur Braut begehrt. Sie haben mir Dinge erzählt von Ihrem Professor, Dinge ...“

„Bitte, vollenden Sie!“

„Dinge,“ fuhr der Freiherr erregt fort, „die mich voraussetzen ließen, daß ich Ihrem Herzen weit näher stünde, als er!“

„Eine sonderbare Voraussetzung! Darf man denn einem ältern Freunde — und ich hielt Sie für einen Freund — nicht im Vertrauen eine harmlose Kritik über kleine Seltsamkeiten des eignen Gemahls unterbreiten? Ich sagte, das und das fände ich an Leopold langweilig, dieses und jenes wünschte ich anders; ich war so artig, gewisse Eigenschaften, die Sie, Herr Baron, vor ihm voraus haben, stärker zu rühmen, als dies, wie ich nun sehe, klug und verständig war. Gut! Was folgt nun daraus? Höchstens

daß ich die Zunge nicht in der Gewalt habe; daß ich schwatzhaft, mein'twegen indiskret bin. Aber von da bis zu einer modernen Sünderin ist denn doch, Gott sei Dank, noch ein großer Schritt!"

Herr von Gruthenau tobte innerlich. Mühsam nur errang er sich so viel Ruhe, um halblaut sagen zu können:

„Und Ihre heimlichen Händedrucke?"

Sie lachte hell auf.

„Wahrhaftig, Baron, Sie sind geradezu drollig! Einem Manne in Ihrem Alter wird man doch wohl mal vertraulich die Hand drücken dürfen, zum Zeichen, daß man sich gegenseitig versteht, daß man sich mit vereinten Kräften über die Thorheiten der Gesellschaft ergötzt, und dort oder hier was bemerkt und beobachtet hat? Weiter hab ich mit diesen Händedrucken, die sich übrigens zählen lassen — es waren ihrer höchstens drei oder vier — nichts sagen wollen."

„Und weshalb folgten Sie meiner Einladung nach Schloß Gruthenau?"

„Weshalb sollte ich nicht? Es lebt sich ja so entzückend bei Ihnen! Beiläufig, Herr Baron: Sie richteten Ihre freundliche Aufforderung nicht an mich, sondern an Leopold."

„Selbstverständlich — der Form halber. Aber Sie wußten sehr wohl, was mich veranlaßte. Sie hatten mir Hoffnung gemacht, — reden Sie, was sie wollen! Nur um Ihretwillen nahm ich den Eheherrn mit in den Kauf; denn daß ich für ihn keinerlei Sympathie hege, das wissen Sie ganz genau."

„Nicht? Mein Gott, Herr Baron, Sie sehen ja aus, als hätte ich Ihnen wirklich ein Leids gethan. Bedenken

Sie doch, was Sie fordern! Ein Rendezvous! Danken Sie's meiner Gutmütigkeit, daß ich nicht stracks zur Baronin eile und ihr die Augen öffne über die rührende Treue ihres Lebensgefährten."

„Thun Sie doch, was Sie nicht lassen können!"

„Ein Rendezvous!" wiederholte Iduna. „Erwägen Sie, was das heißt! Ein Stündchen mit Ihnen unter vier Augen! Womöglich bei Sternenlicht! Grausenhafte Idee! Wär' ich auf Ihren entsetzlichen Vorschlag eingegangen, Sie wären am Ende gar zärtlich geworden — ja, ja! — und hätten versucht, mich zu küssen, wie Sie das neulich bei Ihrem Stubenmädchen, der Lore, probiert haben!"

„Was?" stammelte Gruthenau.

„Bei Ihrer Lore, — Sie haben ganz recht verstanden! Ich kam zufällig an der halbgeöffneten Thüre vorbei; es war das Zimmer des Alchymisten, wo jetzt Fräulein Hertha logiert. Sie natürlich hörten und sahen nichts."

„Pah! Ein Scherz!" lachte der Freiherr gezwungen. „Also deshalb! Gestehn Sie's nur, schöne Iduna: Ihr Stolz fühlt sich bei der irrigen Auffassung, der Sie da unterliegen, etwas gekränkt! Eine Regung der Eifersucht. —"

„Ich? eifersüchtig? Und auf ein Kammermädchen? Und Ihretwillen? Die Sache ist köstlich!"

Herr von Gruthenau begann die Geduld zu verlieren.

„Sie spielen Ihre Komödie zwar meisterhaft — aber Komödie bleibt's immer! Was Sie, meine gnädige Frau, von dem Leben und seinen Aufgaben halten, das weiß ich aus Ihrem eignen Munde. Daß Sie in Ihren Mann verliebt seien, oder ihn nur so liebten, wie dies bei einer Durchschnittsehe die Regel ist, werden Sie mir nicht auf-

schwatzen wollen. Auch bin ich ja ganz genau davon unterrichtet, wie Ihre Verbindung zu stande kam. Sie waren arm, schöne Iduna, und er im Besitz eines hübschen Vermögens und eines Titels . . . Was also in der Welt soll Sie veranlassen, diesem Gatten die Treue zu halten, wenn nicht ein Extramotiv, ein Groll, eine Caprice . . .?"

„Sie werden beleidigend, Herr Baron! Was mich bewogen hat, ihn zu heiraten, das entzieht sich Ihrer Beurteilung. Aber sei es auch, was es wolle: ich bin jetzt einmal seine Frau. Hintergehe ich ihn, so werde ich ehrlos. Genügt Ihnen das?"

„Vollkommen. Nur das Eine möcht' ich denn doch betonen: daß es bei einer so philiströsen Auffassung klüger wäre, Sie unterließen auch jene kleinen Koketterien, jenes frivole Getändel, das in der Welt Schlüsse und Folgerungen herbeiführen dürfte . . ."

„Die albern und dreist zugleich wären," fiel sie ihm rasch ins Wort. „Aber verderben wir uns doch nicht den köstlichen Abend! Sie waren doch sonst so nett, bis auf die ewigen Anspielungen, die ich halb noch für Scherz hielt. Kommen Sie! Seien Sie artig, und bleiben wir, was wir gewesen sind: gute Freunde! Sie sollen sehen, wir beide stehn uns so besser!"

„Wie man's nimmt!" lachte er ingrimmig.

Sie schob ihren Arm in den seinen und blickte sirenenhaft zu ihm auf.

„Nicht wahr," fuhr sie fort, „wir streichen den unangenehmen Zwischenfall, der uns jetzt beinah entzweit hätte, kurzweg aus unserm Gedächtnis? Wir verzeihen uns gegenseitig? Ja, ich bin etwas schroff gewesen, vielleicht

sogar ungezogen; aber Sie wissen ja: es giebt Grenzgebiete, wo die Gemütlichkeit aufhört."

Und nun preßte sie mit den zierlichen Fingern den Arm ihres Begleiters und sah zu ihm auf wie ein schalkhaft bittendes Kind.

Herr von Gruthenau war viel zu sehr Edelmann, um nicht sofort in den liebenswürdigen Ton einzustimmen. Aber im Herzen wurmte es ihn über jede Beschreibung, zumal sie jetzt in dem Rot des verglühenden Abendhimmels schöner aussah und verführerischer als je.

Es überkam ihn wie die beklemmende Ahnung, daß die Rolle, die er während der letzten Jahrzehnte mit so unbestrittnem Erfolg gespielt hatte, nachgerade zu Ende sei.

Der Sieger von ehedem, der frivole Eroberer, der jede Schranke im Sturm nahm — er stieß neuerdings wiederholt auf unerwarteten Widerstand. Die Laufgräben, die er ziehen mußte, und die Belagerungen wurden immer schwieriger, umständlicher und zeitraubender.

Sollte er wirklich schon an dem Punkt angelangt sein, wo das Alter ihm das einst so stolz getragene Scepter ein für allemal aus der Hand warf?

Und wenn dieser Moment eintrat: was blieb ihm dann als Ersatz?

Mit seiner Gemahlin war er innerlich seit Jahren entzweit. Vater und Sohn verstanden sich nicht; denn trotz seiner thörichten Schwärmereien besaß Gustav ein argloses, treues Gemüt und vor allem den Hochflug geistiger Interessen, der seinem Vater so völlig abging. So schloß er sich instinktiv an die Mutter an, deren heimliches Leid und Weh er ahnte, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Irgend etwas, wofür der Freiherr sich hätte erwärmen können, einen Beruf, der ihn erfüllte, eine Liebhaberei selbst der untergeordnetsten Art, besaß er nicht.

So blieb ihm nur die Liebe zu seiner Tochter.

Und diese Tochter, — wer konnte wissen, wie bald sie ihm auf dem natürlichen Weg, den das Schicksal hübscher und wohlhabender Mädchen schreitet, entführt wurde!

Der Gedanke ließ ihn nicht wieder los. Ein Gefühl der Verödung, der Vereinsamung übermannte ihn fast.

Iduna, der es zu Mut war, als müsse sie bei ihrem schmerzlich gebeugten Verehrer zum Teil wieder gut machen, was sie ihm angethan, trug fast allein die Kosten der Unterhaltung. Sie plauderte wie ein zwitschernder Vogel, der sich wenig darum bekümmert, ob er ein lauschendes Ohr findet.

Herr von Gruthenau konnte sich von dem Schreck, der ihn heimgesucht hatte, so bald nicht wieder erholen. In dieser Stimmung traf ihn die Werbung des Grafen Gaßler wie ein versengender Blitzstrahl.

Es war kurz vor der Abfahrt. Man hatte den Thee genommen und wandelte nun, wie der Zufall oder der Wille der Einzelnen die Leute unter einander würfelte, durch den Garten, oder saß auf den eisernen Bänken unter den großen Kastanien.

Graf Gaßler hatte den Freiherrn vertraulich beiseite genommen, als wolle er seinem Gast irgend eine besondere Merkwürdigkeit des Parks zeigen.

Da plötzlich, mitten aus dem Gespräch heraus, teilte er sein Anliegen mit. Er war höchlich erstaunt, als der Baron fast eine Minute lang zögerte, bis er dann endlich die richtigen Worte fand . . .

Ganz gegen seine Gewohnheit ward Herr von Gruthenau bei diesem Anlaß überaus feierlich. Am Ende des Gartens angekommen, bot er dem Grafen tief-ernsten Angesichtes die Hand.

Er sagte bewegt:

„Indem ich auf Ihren Antrag, der so viel Ehrendes für mich hat, eingehe, liefere ich Ihnen den größten Beweis meines Vertrauens und meiner Hochachtung. Marie — Ihnen brauche ich das wohl nicht eingehend zu begründen — ist das kostbarste Kleinod, das ich auf Erden besitze. Gern hätte ich sie noch länger behalten; sie goß mir Thau und Sonnenschein über das Leben; in ihr fand ich mich wieder, frisch und fröhlich, wie ich vor Jahren war. Nichts aber liegt mir ferner, als das Glück meiner Tochter aus Selbstsucht verzögern zu wollen. Da Marie, wie Sie mir sagen, Ihre Neigung erwidert, so gebe ich meinen Segen. Aber geloben Sie mir, daß Sie zeitlebens das Kind auf den Händen tragen! Sie ist so zart, so verwöhnt, — und die Männer von heute, die besten nicht ausgenommen, haben oft nicht hinlänglich Sinn und Verständnis für die feine Struktur eines Frauenherzens. Verstehn Sie nicht falsch, Herr Graf: Ihnen trau' ich das Höchste zu, Ihnen allein von sämtlichen Cavalieren, die sich bis jetzt dem Mädchen genähert haben. Machen Sie meine Marie glücklich! Sie verdient es, bei Gott, sie verdient es!"

Die Thränen traten ihm in die Augen. Es war, als ergreife ihn ein bängliches Vorgefühl, die Sünden des Vaters möchten an seinem Lieblingskinde gerächt werden. Fröhlichen Herzens hatte ja einst auch *seine* Braut die festlich geschmückten Stufen des Doms erklommen, um vor den Altar zu treten — Und dennoch . . . Freilich, er

hatte unmöglich voraussehn können, daß er so gar nicht für die Ehe geschaffen war! Sein eigenartiges Temperament, seine genialische Art der Lebensführung, sein lebhaft entwickelter Sinn für das Schöne — und der große Erfolg bei den Frauen, der sich allerwärts wie ein Kometenschweif an seine Fersen hängte . . .! Die Sache war schlimm für Bertha von Gruthenau, — aber sie war nicht zu ändern.

Er hielt sich in diesem Augenblicke fest überzeugt, daß er lediglich unter dem Bann eines großen Verhängnisses stehe, aber im Grund seines Herzens frei von wirklicher Schuld sei. Nur sollte sich dies Verhängnis, oder auch nur ein verblaßter Abklatsch desselben, bei dem Gemahl seiner süßen Marie nicht wiederholen. Um keinen Preis!

Diese Möglichkeit, obwohl sie hier außerordentlich fern lag, stimmte ihn wehleidig; — die jüngste Enttäuschung bei der zauberhaften Iduna, die er schon beinah erobert zu haben glaubte, kam als Hebel hinzu; — und so pumpte dieses Empfindungsgemengsel nach und nach einen förmlichen Guß von Rührungsthränen unter den Wimpern des alten Don Juans hervor, zur wachsenden Überraschung des Grafen, der sich anfangs ein wenig verletzt gefühlt hatte und jetzt in diesem stürmischen Ausbruch eine ganz besondere Gewähr für sein zukünftiges Glück sah. Was mußte Fräulein von Gruthenau für eine zärtliche Tochter sein, wenn ihr Papa, dessen Gemütstiefe der weltkluge Graf nie überschätzt hatte, bei dem bloßen Gedanken, sie fortgeben zu sollen, so in Zähren dahinschmolz!

Unmittelbar darauf wurde auch die Mutter davon in Kenntnis gesetzt. Der Baron, der sich inzwischen gefaßt hatte und nun mit Graf Eberhard wieder zurück nach den

Kastanien schritt, winkte sie freundlich heran. Bertha verließ mit einer kurzen Entschuldigung Frau von Wolfshagen, die sich mit Linda von Laßberg weiter über die Verhältnisse auf der Hochschule unterhalten mochte, und ward nun ohne Aufsehen eingeweiht.

Frau von Gruthenau nahm die Sache weit ruhiger auf, als ihr Eheherr. Freundlich ergriff sie die Hand, die Graf Eberhard mit einem Anflug liebenswerter Befangenheit ihr entgegenstreckte. In ihrem Blick, in ihrem Lächeln sprach sich das frohe Bewußtsein aus, daß es ein Ehrenmann war, dem sie ihr Kind für die lange Reise durchs Leben anvertraute.

In diesem Augenblick erscholl das Hörnersignal, das der Leibjäger Derer von Gruthenau auf den Wink des jungen Barons von der Landstraße her dröhnend herauf blies.

Bald darnach setzten die Wagen sich in Bewegung. Niemand von den Unbeteiligten ahnte, daß hier zwei glückliche Bräute in die dämmernde Nacht hinausfuhren.

Dreizehntes Kapitel.

Die Ereignisse nahmen jetzt ihre normale Entwickelung. Zunächst schrieb der Oberst von Anzendorff an Doktor Fritz Steinmann, den Vormund Herthas, dessen Einwilligung erforderlich war.

Der vielbeschäftigte Arzt antwortete sofort telegraphisch, daß er seiner Mündel und Schwägerin zur geplanten Verbindung alles Heil wünsche.

Tags darnach traf ein ausführlicher Brief ein, der fast den Zweck zu verfolgen schien, die Schnelligkeit dieser Zustimmung zu begründen.

Der Altersunterschied zwischen Hertha und ihrem zukünftigen Gatten sei zwar ein recht erheblicher: doch die Erfahrung lehre, daß solche Verbindungen meist glücklicher ausfielen, als die Heiraten, wo der Altersunterschied zu gering sei. Er, Doktor Steinmann, liefere ja in Person den Beleg hierfür, da er etliche zwanzig Jahr älter sei, als Frau Julie, und dennoch mit ihr ein Leben führe, wie die Turteltauben im Paradiese.

Übrigens habe er längst wahrgenommen, daß Hertha eine Natur von großer Selbständigkeit und von starkem Bedürfnis nach der Bethätigung ihrer persönlichen Neigungen

sei. Für solche Mädchen sei es immer ein Glück, wenn sie so früh als möglich unter die Haube kämen.

Auch Julie hatte mit ihrer klaren, breiten, phlegmatischen Schrift einige Zeilen hinzugefügt; herzliche Grüße und Segenswünsche, aus denen ebensosehr die schwesterliche Genugthuung über das Glück Herthas, wie die verhaltene Freude über die Aussicht zu Tage trat, ihre bisherige Hausgenossin endlich versorgt zu sehn. Der Oberst wohnte ja ebenfalls in der Hauptstadt! Es war so viel netter, sich dann und wann zu besuchen, und ganz unabhängig voneinander zu sein, als immer gegenseitige Rücksicht zu nehmen! — Julie sagte es nicht mit blanken Worten, aber Hertha fühlte es deutlich heraus: Doktor Steinmann würde sie vielleicht ein paar Wochen vermissen, Julie keine zwei Stunden. Die ging zu völlig auf in der kleinen Welt ihres Haushalts.

Bis dahin hatte das junge Mädchen den stillbeschaulichen Egoismus der blonden Frau doch nicht so klar erkannt. Jetzt hatte sie die Empfindung des Schlafwandlers, der, ohne die drohende Fährnis zu ahnen, glücklich am Rand eines Abgrunds vorüber gekommen ist. Mit zwiefacher Zärtlichkeit klammerte sich ihr Herz an den Mann, der ihr von jetzt alles in allem sein sollte.

Die Gruthenaus hatten beschlossen, die Verlobung ihrer Tochter Marie am folgenden Mittwoch, als am Geburtstag des Grafen Gaßler, bekannt zu geben und durch ein Fest im Familienkreis zu verherrlichen.

Da nun der Oberst gleich nach Empfang des Steinmannschen Briefes die Gelegenheit wahrnahm, Frau von Gruthenau und Fräulein von Halffkerke, die er auf der Terrasse traf, in sein Geheimnis einzuweihen, so ergab es

sich wie von selbst, daß man den ursprünglichen Rahmen des Festes erweiterte. Die Verlobung Herthas sollte mit der Mariens gleichzeitig proklamiert, eine größere Zahl von Bekannten und Freunden sollte geladen, eine stolzere Feier in Scene gesetzt werden.

Die beiden Mädchen strahlten vor Wonne.

Man sah sie beständig Arm in Arm durch den Park schlendern, ihr himmlisches Wohlgefühl, ihre Pläne, ihre Hoffnungen austauschend.

Marie beneidete Hertha von Weylburg um den Vorzug, ihren Verlobten jederzeit in der Nähe zu haben, während Graf Gaßler nur des Nachmittags auf seinem Wotan herüberkam, und einmal, da er jetzt viel Geschäftliches zu erledigen hatte, überhaupt ausblieb.

Indessen hielt sich auch der Oberst ziemlich zurück.

Es widerstrebte ihm, so unter den Augen der Schloßbewohner den glücklichen Bräutigam spielen zu sollen, zumal er kurz nach dem Bekanntwerden seiner Verlobung einem Blicke des Leutnants von Höffert begegnet war — einem undefinierbaren, aber so dreistverletzenden Blicke, daß er mit aller Gewalt sich beherrschen mußte, um sich dem jungen Mann gegenüber keine Blöße zu geben. Er hätte ihn ohrfeigen mögen; aber es lag ja durchaus kein irgend greifbarer Grund vor. Daß Paul von Höffert eifersüchtig und neidisch war über die Maßen, das wußte der Oberst längst. Vielleicht suchte der Leutnant geflissentlich einen Zusammenstoß. Um so weniger durfte man ihm die Gelegenheit bieten. War es trotz alledem nicht zu vermeiden, gut; Herr von Anzendoff lächelte beinahe mitleidig bei dem Gedanken eines Konfliktes; besser jedoch, wenn man dieser unangenehmen Notwendigkeit aus dem Wege ging.

Auch der Verkehr mit Fräulein von Halffkerke, die sich, wo immer das Brautpaar sich blicken ließ, wie ein segnender Genius zu ihm gesellte, wirkte auf die Nerven des Obersts etwas erregend.

Die treffliche Dame, deren Gemüt rein war von jeder unedlen Regung, die mit Freuden ihr Herzblut darum gegeben hätte, ihn, das unverblichene Ideal ihrer Jugend, und Hertha, den spät gefundenen Liebling ihres Alters, glücklich zu wissen, streifte doch mancherlei, was ihn peinlich berührte.

Er wußte noch nicht, daß Hertha in seine Lebensschicksale eingeweiht war.

Die Anspielungen auf die Vergangenheit, die der sonst so diskreten Tante Susette in ihrer nicht zu schildernden Aufregung mehrfach entschlüpften, die Redensarten und Phrasen, die häufig etwas von der Taschenbücherstilistik der vierziger Jahre hatten, drückten auf seine Stimmung.

Weshalb sollte sich Hertha, die für ihn jetzt den einzigen wertvollen Inhalt seines zukünftigen Daseins ausmachte, als „Ersatz“ betrachten, wie Fräulein von Halffkerke zwei- oder dreimal unter Freudenthränen betont hatte? Und warum sollte er jetzt gerade sich so lebhaft daran erinnern, daß die Tage der Jugend im Nebel einer fernen Vergangenheit hinter ihm lagen? Jetzt, nachdem er sich eimal entschlossen hatte, wollte er leben — nicht auf den Grüften längst erstorbener Träume Rast halten . . .

Die Doppelfeier ging, wie geplant, in Scene.

Fünfundsechzig Personen tafelten in dem großen Speisesaal. Die Räume, in denen getanzt wurde, waren von Künstlerhand dekoriert. Eine tourenreiche Mazurka, von zwölf Herren und zwölf Damen in polnischer Nationaltracht

aufgeführt, schloß sich an die ebenso wirkungsvoll geleitete Bauernquadrille. Der Cotillon war ein Meisterstück zierlicher Überraschungen. In der Pause wurde den jugendstrahlenden Bräuten von zwei als Genien verkleideten hübschen Backfischchen in volltönigen Rhythmen gehuldigt, deren Verfasser natürlich Gustav von Gruthenau war. Bei den Schlußversen dröhnte ein so gewaltiger, glückverheißender Tusch durch den Saal, daß Felix Freiherr von Wolfshagen, der halbtaube Vater Aureliens, mit froher Miene zu Fräulein von Halffkerke sagt:

„Ja, das trockne Augustwetter! Ich höre jetzt wieder ausgezeichnet! Nicht wahr, das Lied an den Abendstern? Sehr schön! Sehr schön!“

Der Oberst hatte zu Anfang des Festes trotz der zärtlichen Blicke, die ihm aus Herthas großen Pupillen entgegenstrahlten, das unangenehme Gefühl einer inneren Zerklüftung.

Sollte er sich, seinem Alter gemäß und seiner Gewohnheit, — der er ja freilich schon am Geburtstag Mariens untreu geworden war — vom Treiben des Tanzes fern halten und so dem bezaubernden Mädchen, das sich so stolz und so glücklich an seinen Arm hing, gleich auf der Schwelle des Brautstandes die Thatsache zum Bewußtsein bringen, er gehöre nicht mehr in den Kreis harmloser Fröhlichkeit?

Dieses Abseitsbleiben konnte sofort einen Schatten über sein Glück werfen.

Andrerseits bedünkte es ihm würdiger, klüger und für seine ganze zukünftige Stellung zweckmäßiger, wenn er von vornherein und wie grundsätzlich auf jedes scheinbare Wetteifern mit der Jugend verzichtete.

Wo lag hier die Wahrheit, die Weisheit, das Wünschenswerte?

Bald jedoch kam er über das bohrende Mißbehagen dieses Zwiespalts hinweg, als er bemerkte, daß die Beteiligung, für die er sich wohl oder übel entschieden hatte, nicht auffiel, ja daß selbst der Leutnant von Höffert ein ganz normales Gesicht machte und sich ohne den leisesten Anflug jener Impertinenz, die ihm so leicht um die Mundwinkel zuckte, bei ihm erkundigte, ob er bereits ein Vis-à-vis für die Française habe."

„Sehr liebenswürdig," sagte der Oberst, — und die Française verlief ohne Zwischenfall. Marie von Gruthenau war die Partnerin Paul von Höfferts, Hertha von Weylburg die ihres Bräutigams.

Hiernach meinte der Oberst sich unbeschadet der Rücksicht auf seine Braut eine Zeit lang beurlauben zu dürfen.

Er schritt durch die Nebenräume, sprach ein paar Worte mit Wladimir Orlowsky, rauchte eine Cigarre, sah fünf Minuten mit zu, wie der schwerhörige Freiherr von Wolfshagen im Whistspiel ein Blatt bekam, dessen Elend „auf keine Kuhhaut zu schreiben war", — und betrat wieder den Saal, als Paul von Höffert mit Hertha eine stürmische Galoppade tanzte.

Leutnant von Höffert, den Oberst gewahrend, beschleunigte noch sein Tempo. Es machte den Eindruck, als wolle er dem Bräutigam seiner Tänzerin praktisch beweisen: solch eine Verve und Schneidigkeit entwickelt nur die feurige Jugend.

Er sah dabei sehr vorteilhaft aus in seiner Gala-Uniform. Sein Antlitz war lebhaft gerötet. Die Nüstern

der schön geschwungenen Nase vibrierten, wie die eines edlen Renners beim Überspringen der Hindernisse.

Der Oberst krauste ein wenig die Stirn, schalt sich aber sofort einen Thoren, als Hertha jetzt mit dem letzten Ton der Musik den Leutnant verabschiedete, und hochaufatmend zu ihrem Verlobten herankam.

„So, nun hab ich genug für heute,“ sagte sie lächelnd und hing sich vertraulich ein. „Ich kann nicht den ganzen Abend mit dir tanzen, — und so mit den andern — das finde ich langweilig! Was soll's auch? Ich denke ja doch nur an dich und komme durch meine zerstreuten Antworten höchstens noch in den Ruf der Beschränktheit.“

Otto von Anzendorff dachte: sie bringt mir ein Opfer! Ihr Blick aber strafte diese Voraussetzung Lügen.

„Komm,“ sagte sie, „laß uns ein wenig hinaus in den Garten! Marie und Eberhard Gaßler sind mit Fräulein von Halffkerke längst schon auf und davon!“

Unter den lampengeschmückten Bäumen trafen die beiden Brautpaare, bei denen Susette im rauschenden Purpuratlas die schirmende Göttin zu spielen schien, miteinander zusammen.

Marie und Hertha umarmten und küßten sich.

Es war doch zu himmlisch, zu wonnevoll!

Der Mond stand hoch und warf einen breiten Lichtstreifen in die Mitte des Baumgangs.

Die beiden schneeweiß gekleideten jungen Damen, wie sie so standen und selig plauderten, sahen im Glanz dieses Lichtes aus wie zwei duftgewobene Märchengestalten.

Graf Gaßler und Oberst von Anzendorff schüttelten sich wortlos die Hände.

„Weißt du noch, Hertha,“ sagte Marie, „was wir

uns damals in der Pension so wundervoll ausgemalt haben?"

„Was denn, mein Engel?"

„Betreffs unsrer Hochzeit ...? Hast du das wirklich vergessen?"

„Sprachen wir damals von unsrer Hochzeit?"

„Natürlich! Schon in der dritten Klasse! Entsinne dich doch! Wir wollten beide am nämlichen Tag heiraten und gemeinschaftlich Hochzeit halten. Siehst du nun, wie der Traum in Erfüllung geht? Denn das steht doch wohl fest: nachdem wir zusammen unsre Verlobung gefeiert haben, lassen wir uns auch gleichzeitig trauen! Nicht wahr, Eberhard?"

Der Graf küßte ihr zärtlich die Fingerspitzen.

„Das wäre ja reizend," sagte er in dem Ton eines Mannes, der alles reizend findet, was die Geliebte ihm vorschlägt. „Wenn der Herr Oberst die Sache nicht allzuweit in die Ferne rückt ..."

Herr von Anzendorff wollte erwidern: Ich habe nicht so viel Zeit übrig, um sie ohne Zweck zu vertrödeln. Aber er schwieg — und nickte nur.

„Heutzutage geht das ja alles so rasch," meinte das Freifräulein. „Die ganze Ausstattung kauft man fertig; das langsame Herrichten, wie's bei Mama noch Mode war, ist Gott sei Dank überwunden!"

„Wann soll's denn werden?" fragte Susette gerührt.

„Nun," versetzte Marie, „heute vormittag war noch von Anfang Dezember die Rede. Aber das ist doch entsetzlich spät! Ein Brautstand von über drei Monaten! Das Verlobtsein hat sowieso etwas Ungemütliches, Halbes! Ich bitte nicht mißzuverstehn ..."

„Oh, wir verstehen dich schon!“ sagte die Tante.

Sie umarmte das junge Mädchen.

Dann teilte sie ihre segnenden Hände zwischen Marie und Hertha.

„Seid nur getrost!“ hauchte sie weihevoll. „Was Tante Susette für euer Glück vermag, das geschieht! Verlaßt euch darauf!“

„Ich dächte,“ meinte das Freifräulein, „so Anfang November, das wäre das richtige. Papa wollte ja ohnedies schon Mitte Oktober das neue Logis in der Residenz beziehen. Da ergiebt sich das wie von selbst. Man debütiert dann gleich mit einer solennen Fête. Das muß sich brillant machen! Das ist von glücklicher Vorbedeutung!“

Nun schritten die beiden Paare unter dem schützenden Fittich der Tante Susette, die heimlich vor Glück und Weh fast zu zerschmelzen schien und keine Silbe mehr sprach, bis zum Gestade des Sees.

Die Fläche dehnte sich unabsehbar in bläulichem Duft; das ferne Laßberg war kaum zu erkennen. Eine göttliche Kühle stieg von den Wassern auf. Sanfte Nebelschleier wallten links an den mondbestrahlten Hügeln entlang, wie die Gewänder schlummernder Elfen und Nixen. Herthas Einbildungskraft loderte auf. Wie sie an jenem ersten Morgen die ganze Fülle der Dornröschen-Poesie durchgekostet, so umspann sie jetzt der magische Zauber der Sommernacht mit all seinen unaussprechlichen Regungen.

„Mir ist's, ich müßte Flügel heben
Und körperlos ins Weite schweben;
Verschenken müßt' ich wonniglich
Mein bestes Sein, mein tiefstes Ich;
Den ganzen Schatz der vollen Brust,

Andacht und Liebe, Schmerz und Lust,
Der innersten Gedanken Hort,
Ich müßt' ihn in ein einzig Wort
Als wie in güldnem Kelch beschließen,
Um ihn verschwendrisch hinzugießen."

Fester schmiegte sie sich an den Mann ihrer Wahl. Sie sah zu ihm auf; sie legte die heiß erglühende Stirne an seine Schulter.

Ja, so licht und dennoch so rätselhaft wie diese mondbestrahlte Augustnacht mit den traumhaften Geisterstimmen, die der flüsternde Wind über den See trug: so lag ihr zukünftiges Leben ausgebreitet vor ihren Blicken.

Von ihr allein hing es ab, wie das Bild sich gestalten, wie die flatternden Nebelschleier demnächst sich entrollen, wie der Tag heraufsteigen sollte über den schlummernden Waldwipfeln.

Ein leichter Schauer durchflog sie.

„Du frierst?" meinte der Oberst.

Sie machten nun Kehrt.

Auf der Treppe begegnete ihnen der Leutnant von Höffert und Gustav von Gruthenau.

Das Auge des Offiziers weilte auf ihr und dann auf dem Oberst, — ruhig, starr und gedankenlos; aber es schien ihr, als sei diese Gleichgültigkeit erkünstelt. Er fiel sonst allgemein auf durch die Beweglichkeit seines Mienenspiels. Seit einigen Stunden erst war er so diplomatisch gemessen.

Unwillkürlich lauschte das junge Mädchen mit halbem Ohre zurück.

Sie hörte noch, wie der Leutnant mit unangenehmer Betonung das Wort „wahnsinnig" flüsterte, worauf Gustav

von Gruthenau etwas erwiderte, was wie ein Vorwurf oder eine Beschwichtigung klang.

Hertha konnte sich selbst nicht erklären, wie sie zu dieser hellseherischen Begabung kam: aber sie wußte sofort, daß von ihr und ihrem Verlobten die Rede war; daß der Leutnant von Höffert, der die erfahrne Zurückweisung immer noch nicht verwunden hatte, seinem Verdruß freien Lauf ließ; daß dieses „wahnsinnig“ auf sie selbst zielte, weil sie den so viel älteren Mann, der nicht einmal mehr aktiv war, ihm, dem feschen Premier, vorgezogen.

Ihr Herz krampfte ein wenig, denn sie hörte im Geist all die widerwärtigen, spitzen Bemerkungen, die sich auf ihre „abgeschmackte Verblendung“ bezogen; die weisheitsvolle Erörterung, daß der Oberst doch fast ihr Großvater sein könne; das freundliche Sprüchwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht —“, und was sich sonst noch an diesen Punkt anknüpfen ließ.

Ihre Vermutungen trafen beinahe buchstäblich zu.

Herr von Höffert nannte es in der That eine Verrücktheit, daß der „alte Kerl“ sich erdreiste, den Blick nach dieser entzückenden Mädchenknospe zu heben. Er nannte den Vormund Herthas einen erbärmlichen Seelenverkäufer und prophezeite dem Brautpaar eine entsetzliche Ehe. So ein Leichnam, — und diese Göttergestalt! Es war eine Schmach und Schande, ein Verstoß gegen jede Moral, mit einem Wort: die Niedertracht auf der Polhöhe!

In Gustav, der doch auch „der Maid mit den Augen so tief wie die Nacht“ sattsam gehuldigt hatte — (der Passus kam in einem der vielen Gedichte vor, zu denen Hertha dem jungen Poeten Modell gesessen) — hoffte der Leutnant einen Gesinnungsgenossen zu finden, der in dasselbe

Horn mit ihm stoßen und in erbitterten Deutungen mit ihm wetteifern würde.

Aber da kam er schlecht an!

Gustav ließ es nicht zu, daß Herthas reine, selbstlose Neigung verdächtigt wurde. Eine Spekulatation? — Pfui! — Allerdings, der Oberst war außerordentlich reich, aber auch Fräulein von Weylburg hatte ja mehr als genug, und ein Mädchen mit solchen Augen, — „so weltvergessen, so abgrundtief“ — ein so herrliches, wunderholdes Geschöpf dachte nicht an öde Berechnung! Selbst der militärische Ruhm Otto von Anzendorffs fiel nicht mit in die Wagschale. Gustav verstand sich darauf: das war echte, herzentströmende Liebe, ein quellfrisch-klares Gefühl ohne Beigeschmack.

„Auch muß ich gestehn,“ sagte er nachdrücklich, „daß ich vollkommen begreife, wie sich ein Mädchen von der Eigenart Herthas just für den Oberst leidenschaftlich begeistern kann.“

„So?“ fragte der Leutnant höhnisch.

Mit starkem Pathos trug nun Gustav von Gruthenau den alten Gemeinplatz vor, das Frauenherz sei ein unergründliches Rätsel; auch liebe man ja durchaus nicht etwa um dieser oder um jener Eigenschaft willen, sondern man finde den Gegenstand seiner Verehrung schön, edel und göttlich, eben weil man ihn liebe.

„Unsinn!“ gab ihm der Leutnant zurück. „Man heiratet nicht einen Mann, der aller Voraussicht nach ... Aber das verstehn Sie ja doch nicht mit Ihrer lyrisch-ekstatischen Weltanschauung! Unergründliches Rätsel! Geradezu lachhaft! Eine Marotte ist's von dem Frauenzimmer!“

„Welch ein Ton, lieber Leutnant," sagte Gustav begütigend. „Ich denke, Sie waren für Hertha von Weylburg so kolossal eingenommen? Jetzt sagen Sie ‚Frauenzimmer' . . .! Kennen Sie nicht die ergreifenden Worte von Betty Paoli: ‚Wen einmal du geliebt, der sei für alle Zeit, in jedem Lebensdrang dir heilig und geweiht'...?"

„Ach was, von Geliebthaben ist hier gar nicht die Rede. Ich gönne sie nur nicht dem alten Kerl da. Ich spüre einen förmlichen Haß auf den Menschen, der immer den Ruhig-Überlegenen, den Wohlwollend-Edeln herausbeißt . . ."

„Ich habe nie dergleichen bemerkt. Im Gegenteil: ich fand ihn stets von großer Natürlichkeit. Ja, ich bleibe dabei, — auf die Gefahr hin, Sie noch mehr zu erbittern! Der Wahrheit die Ehre! Sie haben ein Vorurteil gegen den Mann! Ich glaube nun doch, daß er mit seiner Bewerbung Ihnen ein bißchen arg ins Gehege gekommen ist."

Leutnant von Höffert lachte hell auf.

„Ich habe Mitleid mit ihm, weiter nichts!" rief er höhnisch. „Welch eine traurige Rolle steht ihm bevor! Er muß geradezu blind sein . . .!"

„Lassen wir dieses Thema!" sagte der junge Gruthenau wohlmeinend. „Übrigens dachte ich, Sie interessierten sich neuerdings für die kleine Comteß?"

„Das thue ich auch, selbstredend mit Einschränkung. Mir geht das Interesse für das schöne Geschlecht überhaupt nicht so tief. Eine Flasche Bordeaux oder ein trinkbarer Sekt ist mir lieber, als die ganze verwünschte Courmacherei, bei der ja im Grunde doch nichts herauskommt. Ich bin nicht wie Sie, den jedes Frätzchen zu Dithyramben begeistert."

Die beiden Herren begaben sich in die Rauch- und Trinkzimmer, leerten rasch eine Flasche Roederer und stießen dabei auf das Wohl der Brautpaare an.

„Sie haben recht, lieber Gustav," sagte der Leutnant. „Man muß die Dinge halt nehmen, wie sie sich geben. Mein Ärger war nur theoretisch. Übrigens, der Sekt ist brillant! Orlowsky, Ihre Gesundheit! Sie glühen ja wie ein Dampfbad!"

„Danke, danke!" sagte der Russe. „Wir haben drunten im Gartensalon ein kleines Jeu gemacht."

„Gewonnen?"

„Ausnahmsweise. Wenn man bei diesem doppelten Liebesfeste so vollständig leer ausgeht wie unsereins, dann darf man wohl etwas Glück beim Spiel beanspruchen. Entre nous soit dit: Hans Kunibert Freiherr von Laßberg hat ganz gehörig geblutet. Während wir unsre harmlosen Rubber abspielten, ward in der Fensternische getempelt — meine Tante, deine Tante ... Der gute Junge hat an den Schotten, den Mister Right, achttausend Mark verloren. Mutter Laßberg wird große Augen machen, wenn der Herr Sohn ihr beichtet. Gestehen Sie, meine Herren: für ein Ball-Intermezzo sind achttausend Mark eine ganz erkleckliche Summe!"

Man entkorkte die zweite Flasche.

„Und Sie, wenn man fragen darf?"

„O, ich, Herr Leutnant! Wir spielten nur Whist, und nicht allzuhoch. Dreißig Mark ... Das ist für mich schon enorm. Ich habe sonst eine so ausgesprochne Déveine — ein solches — wie sagen Sie doch ...?"

„Pech!"

„Ah, richtig, Pech! Ein so hartnäckiges und ver-

zweifeltes Pech, daß ich den Nullpunkt schon als Gewinnst betrachte."

„Ja, weshalb spielen Sie dann?" fragte Gustav.

„Weil ich zum Tanzen zu alt bin. Etwas muß der Mensch haben als Amüsement ..."

„Heiraten Sie doch!" meinte der Leutnant.

„Ich?"

„Zum Beispiel die ältere Laßberg."

Gustav zog entrüstet die Brauen zusammen.

„O, die ist viel zu anspruchsvoll," lachte Orlowsky.

„Oder Fräulein von Wolfshagen."

„O nein!" sagte der Russe mit großer Entschiedenheit.

„Was finden Sie an ihr auszusetzen?"

„Nichts, nichts! Ich hörte nur ... Aber Pardon! ... Ich bin durchaus nicht befugt ..."

„Ach, Sie meinen da die Geschichte mit Roland Kessinger?"

„Sie wissen, Herr Leutnant ...?"

„Nur was Fama behauptet."

„Das genügt mir vollkommen."

„Pah, es wird nicht so schlimm sein," warf Gustav dazwischen. „Man erzählt, sie sei heimlich mit ihm verlobt gewesen. Andre versichern, Fräulein von Wolfshagen habe ihn nur par distance angebetet ..."

„Noch andre," sagte der Russe zögernd, „lassen das ‚par distance' weg ... Nun, ich will einer jungen Dame nichts Übles nachreden. Die Menschen machen ja gleich aus der Maus ein Rhinoceros. Jedenfalls wäre auch ohnedies Fräulein von Wolfshagen nicht mein Geschmack."

„Nicht? Fräulein von Weylburg hätte wohl eher Ihren Beifall?"

„Ganz entschieden, Herr Leutnant. Fräulein von Weylburg scheint mir in jeder Beziehung ein Ideal.“

„Das klingt ja ganz enthusiastisch. Warum sind Sie alsdann nicht besser ins Zeug gegangen?“

„O, ich merkte sofort, sie machte sich nichts aus mir. Als ich damals mit ihr im Kupee fuhr, war ich wirklich ein bischen närrisch auf sie. Ich freute mich wie ein Kind auf ein Wiedersehn und hätte sie brennend gern zu meiner Lebensgefährtin gemacht, obschon ich, ehrlich gesagt, eine so liebe, süße und ausgezeichnete Frau gar nicht verdiene. Aber als ich nun merkte, wie's stand, da hab ich das alles mit Gewalt unterdrückt, wissen Sie, ganz mit Gewalt, wie ein Bär, wenn er den Gegner so zwischen die Pranken nimmt. Bei uns in Rußland gelten die Männer, die sich bei einer Dame von der Natürlichkeit dieser Hertha lange mit unbegründeten Hoffnungen schleppen oder sich gar einen Korb holen, für enorm lächerlich.“

„Allerdings,“ sagte der Leutnant und leerte sein Glas; „enorm lächerlich! Mich wundert's übrigens, daß Sie so gut auf das Mädchen zu sprechen sind. Nach solchen Erfahrungen —“

„Was für Erfahrungen meinen Sie? Kann denn Fräulein von Weylburg dafür, daß ich ihr gleichgültig bin? Soll ich ihr grollen, weil mein Gesicht ihr zu kantig, meine Stimme zu rauh, mein Geist zu gering ist? Nein, Herr von Höffert! In dieser Beziehung bin ich merkwürdig tolerant. Wir Russen sind überhaupt unter allen Nationen die freisinnigste, gerade vielleicht weil wir absolutistisch regiert werden. Wir lassen jedermann seinen Geschmack, seine Willensmeinung, — sogar den Damen. Den ersten bezaubernden Eindruck hab ich mir längst aus dem Sinn

geschlagen: aber trotzdem behalt ich ein Faible für Fräulein Hertha, — und wenn ich ihr jemals im Leben zu Dienst sein kann, so geschieht es mit Freuden. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausgedrückt habe. Ich meine ... Ihr Wohl, Herr Leutnant! Ihr Wohl, Herr von Gruthenau!"

Die Gläser klirrten widereinander.

Paul von Höffert hatte bei den lebhaft gesprochenen Worten des Russen ein recht sonderbares Gesicht gemacht. Wollte der Mensch ihn zum Narren halten? Nein. Das alles klang wie der Ausfluß einer begeisterten Überzeugung. Diese Hertha schien jedermann, der ihren Kreis betrat, zu verzaubern. Und ein so wonniges Mädchen heiratete den Oberst von Anzendorff! Es war zum Verzweifeln!

Loderndes Frührot stand bereits über den Höh'n von Göllrode, als die Gesellschaft sich trennte. Alle hatten sich wundervoll amüsiert.

„Entzückend! Reizend! Himmlisch!" klang's von den Lippen der jungen Mädchen.

„Ein harmonisches Fest!" sagten die Mütter. „Tausend Dank — und nochmals Glück und Heil für die Zukunft!"

Vierzehntes Kapitel.

Am ersten November fand gleichzeitig — wie sich Marie dies in der Pension so reizend ausgemalt hatte — die feierliche Vermählung der beiden Paare statt.

Gruthenaus waren seit Mitte Oktober endgültig nach der Hauptstadt übergesiedelt, wo der Baron zwei schöne Etagen am Friedrichsplatze ermietet und sie fürstlich möbliert hatte. Er wollte ansässig sein, und nicht mehr, wie er dies während so langer Jahre geübt hatte, alle paar Wochen seinen Winteraufenthalt wechseln.

Die weiten Hallen der Dreieinigkeitskirche waren dicht besetzt von einer schaubegierigen Menschenmenge, die sich vornehmlich für das „ungleiche Paar", wie Paul von Höffert grundsätzlich den Oberst und Hertha von Weylburg benannte, zu interessieren schien.

„Er ist ja gar nicht so alt," ging es flüsternd von Mund zu Mund, als Herr von Anzendorff, die blühende Braut am Arm, durch das Mittelschiff nach dem Altare schritt.

„Sehr gut sieht er aus," meinten verschiedne Matronen, die, im Besitze heiratsfähiger Töchter, sofort die Frage

geprüft und bejaht hatten, ob sie den Bräutigam Herthas als Schwiegersohn acceptiert haben würden. Natürlich fehlte es auch nicht an hämischen Reden, wie sie nicht ausbleiben können, wo sich im Angesichte des Publikums ein so auffälliges Familienereignis abspielt.

Hertha lauschte dem Priester, der die Traurede hielt, wie dem Verkünder eines mystischen Evangeliums.

Das kaum vernehmliche Hauchen und Flüstern rings um sie her; der Duft der Blumen, der in süß betäubender Wolke von beiden Seiten auf sie hereinquoll; das schimmernde Weiß, das ihre eigne Gestalt umwogte, wie damals die Nebelschleier den mondüberstrahlten Bergeshang; die weihevoll brausenden Orgelklänge — das alles wirkte auf ihr Gemüt wie ein Märchen, ein längst bekanntes und dennoch geheimnisvolles, dessen begnadete Heldin sie war, das sich nun fortspinnen würde in alle Ewigkeit.

Der Himmel hatte sie wunderherrlich geleitet!

Es war eine Wandrung gewesen durch mancherlei Wirrnis. Öde Strecken lagen fast schon vergessen hinter ihr. Selbst den bittersten Schmerz hatte sie ausgekostet.

Aber wie klärte nun alle Trübsal sich zur süßesten Wehmut ab!

Sie dachte ihres frühverstorbenen Vaters; sie dachte der Mutter, die ihr das Bild des Toten so lang in dem kindlichen Herzen wach und lebendig gehalten, bis auch sie für immer dahin ging . . . Sie glaubte zu fühlen, wie die unvergeßlichen Eltern segnend auf sie herabschauten, glücklich und friedvoll, da sie ihr Kind an der Seite dessen gewahrten, der die Verlornen ersetzen, der ihr fürderhin mehr sein sollte als Vater und Mutter.

Den Blick zu Boden geheftet, war Hertha allein mit

ihrer tiefen Bewegung, ihren Gedanken und Träumen. Nur wie im Halbschlaf ahnte sie, was um sie her vorging — die warmherzigen Worte des Geistlichen, das kaum unterdrückte Schluchzen der braven Julie, das leise Flimmern der Taschentücher, die sonst noch hier und dort an thränenbenetzte Augen geführt wurden, das Blitzen der Uniformen, in deren Metall sich das weiterschreitende Sonnenlicht spiegelte.

Erst als der Priester die übliche Frage an sie richtete, fuhr sie aus diesem Zustand glückberauschter Versunkenheit auf und sprach mit klarer, deutlicher Stimme das bindende Ja.

Bei der Beglückwünschung, die der beendeten Ceremonie folgte, hatte zwar Hertha gewiß nicht Stimmung und Zeit zu Beobachtungen. Aber es fiel ihr doch auf, daß unter sämtlichen Damen, die ihr die Hand reichten, Fräulein von Wolfshagen die bleichste und erregteste war. Beinah verstört schaute dies unbegreifliche Mädchen ihr ins Gesicht; um den leise verzogenen Mund lag der Ausdruck einer so mühsam bekämpften Seelenqual, daß Hertha dies peinvolle Bild kaum wieder aus ihrem Gedächtnis verbannen konnte. Was fehlte der Ärmsten? Das war nicht Neid, nicht Mißgunst, nicht etwa der heimliche Wunsch, an Herthas Stelle zu sein: das lag tiefer. Es wurzelte in schweren Erinnerungen, im Bewußtsein, alles verfehlt und alles verloren zu haben . . . Wie beginnender Irrsinn hatte es in den unstäten Augen gefunkelt, — und die Worte „Dein reines Glück“, die sie gemurmelt, klangen wie eine verkappte Selbstanklage. — Es wirkte erlösend auf Hertha, als später das pausbackige Fräulein von Thuna ihr gratulierte und bang seufzend beklagte, daß es nicht allen ver-

gönnt sei, den Stern ihres Lebens ans Herz zu drücken. O, diese preußischen Referendare!

Ein gemeinsames Festmahl vereinigte die Verwandten und Freunde der beiden Paare in den Sälen der „Stadt Triest". Da es zwei Bräute gab, mußte man wohl ein neutrales Gebiet wählen.

Die Toaste und Tischreden überstürzten sich förmlich.

Der Pfarrer brachte den Trinkspruch auf die Vermählten aus, — kurz, bündig und zweckentsprechend.

Doktor Steinmann, dessen schluchzende Julie sich nach wiederholter Umarmung des „lieben Kindes" glücklich beruhigt hatte, pries ebenso nüchtern als weitschweifig die Freuden der Häuslichkeit, — „eigner Herd ist Goldes wert" —, sprach von dem schönen Berufe der Standesbeamten und Priester, spielte auf sich und sein blondes Weib an und leerte — nach einem Abstecher in die Region möglicher Krankheitsfälle, für die dann, Gott sei Dank, ja der Arzt da sei — den „schäumenden Becher" auf die Gesundheit des würdigen Konsistorialrats, der da die glücklichen Paare zum ewigen Bunde vereinigt und die Pflichten christlicher Ehegatten so wahr und ergreifend betont habe.

Professor Ehlers verbreitete sich in akademisch gefärbter Darlegung über die Grundsätze der Kalobiotik, stellte die These auf, man müsse das Leben zu einem vollendeten Kunstwerk gestalten, verglich dann die Seelengemeinschaft der Gatten mit dem symmetrischen Aufbau eines Gemäldes und toastete auf die Verwandten der beiden Bräute.

So ging's mit wenigen Unterbrechungen fort bis zum Schlusse der Tafel. Auch der schwerhörige Freiherr von Wolfshagen schlug an sein Glas und brachte mit Stentorstimme zwischen dem Eis und dem Käse „das Wohl des

Helden von St. Quentin" aus, nachdem dies unmittelbar vorher bestens von Wladimir Orlowsky besorgt worden war. Die ungewöhnliche Heiterkeit, die sein launig gemeinter Trinkspruch hervorrief, spornte ihn an, denselben über Gebühr auszudehnen, ein Kapitel aus dem Werke des Generalstabs über den deutsch-französischen Krieg, das er seit vierzehn Tagen genau studiert hatte, teilweise buchstäblich wiederzugeben und erst zu schließen, als seine asthmatische Gattin, purpurn vor Alteration, auf ihn zueilte und ihm von hinten — unvermerkt, wie sie meinte — mit der rundlichen Hand einen warnenden Puff gab.

Professor Ehlers sprach sogar noch ein zweites Mal. Er variierte, allerdings vom Champagner schon stark ermutigt, das Thema: „Er soll dein Herr sein" — zur starren Verwunderung seiner Iduna, die mit dem Leutnant von Höffert einen ironischen Blick wechselte.

„Wenn ich nicht wüßte," — dachte Iduna — „daß er ein treues, gutes Kameel ist, mir könnte bang werden bei diesen schreckhaften Theorieen!"

Gegen halb acht zogen die beiden Paare sich ohne Aufsehn zurück.

Noch einmal umarmten sich die myrtengeschmückten Freundinnen und tauschten ihr Glücksgefühl in zärtlichen Küssen aus.

„Leb wohl, leb wohl!"

„Und es bleibt dabei: du schreibst mir so bald als möglich!"

Nach diesem zärtlichen Abschied machten sie Toilette zur Reise. Frau von Gruthenau war ihrer Tochter, Julie Steinmann ihrer Schwester behülflich.

Als Hertha nach fünfundzwanzig Minuten ins Vor-

gemach trat, wo Otto von Anzendorff auf sie wartete, da schienen auch ihre Wimpern etwas gefeuchtet. Julie hatte mit ihrem erneuten Schluchzen sie angesteckt. Hertha verlor ja nichts, — aber es war und blieb doch immer ein bedeutsamer Abschnitt, und Julie, die gute Julie, weinte so herzbrechend.

Graf Gaßler mit seiner Marie fuhr nach dem Westbahnhof: ihr Reiseziel war Paris.

Der Oberst und seine Frau hatten sich für Italien entschieden. Sie wollten, da Hertha von je für dies schönheitgeschmückte Wunderland glühend geschwärmt hatte, den Winter in Rom verbringen.

Der Zug war wenig besetzt. Die Beiden blieben bis zu der Endstation ihrer heutigen Fahrt, der freundlichen Bergstadt Laynau, an die für den Oberst sich allerlei traute Erinnrungen knüpften, allein.

Hertha war etwas abgespannt. Der Oberst hatte ihr einen einzigen Kuß auf die Stirn gedrückt, sie dann vorsorglich in die Ecke des Wagens gebettet und mit Tüchern und Teppichen wider die Kälte geschützt; denn es fror bereits, und der Heizapparat mußte, seiner abscheulichen Dunstluft wegen, abgestellt werden.

„So, mein Kind! Nun versuche zu schlafen!“

Sie schloß die Augen.

Sie war in der That von den Eindrücken und Erlebnissen dieses bedeutsamen Tages gründlich erschöpft; aber sie fand keinen Schlummer, und nur, weil ihr Gemahl es so wollte, beherrschte sie sich, unterdrückte ihre nervöse Rastlosigkeit und atmete ruhig und regelmäßig wie eine Schlafende. Das wirkte denn auch allmählich beschwichtigend. Ihre Gedanken sammelten sich. Sie blinzelte unter

den Wimpern hervor zu ihm hinüber und sagte sich überquellenden Herzens, wie gut er sei.

Otto von Anzendorff hatte gleichfalls den Kopf in die Polster gedrückt und die Lider gesenkt. Noch einmal überlegte er seine Zukunft.

Wie gern, o wie gern wäre er aufgesprungen, hätte das blühende junge Geschöpf, das wie ein harmloses Kind dort zu schlummern schien, stürmisch emporgerissen und sie an sich gepreßt, wild, wahnsinnig, als ob er im Hochgefühl ihres Besitzes vergehen sollte. Eine seltsame Regung jedoch hielt ihn von diesem Ausbruch seiner lodernden Leidenschaft ab.

Während der letzten Wochen hatte er sich vielhundertmal diesen Augenblick des ersten Alleinseins ausgemalt, — und immer war ihm zu Sinn gewesen, er würde so handeln wie jetzt.

Seine Liebe durfte nicht auftreten in der anachronistischen Tracht einer Jünglingsliebe; er mußte die rasende Glut, die sein Herz durchtobte, zu einer maßvollen Wärme abdämpfen, um den Kontrast zwischen seiner äußern Erscheinung und seinem Gebaren nicht allzu fühlbar zu machen.

So hatte er sich die Sache zurechtgelegt, — und jetzt, wie er sein reizendes Lieb so vor sich erblickte, so knospend, so jugendlich, da zollte er sich verdreifachten Beifall.

„Ich muß meiner Liebe zu ihr gleich von vornherein etwas Väterliches und Ernstes beimischen,“ sagte er zu sich selbst. „Sie soll in meinem Verkehr mit ihr niemals die Würde vermissen, die mein Alter erheischt, wenn ich mich auch im Herzen — dem Himmel sei Dank! — so jung fühle, ach, so jung . . .!“

Und wie er dies dachte, da summten ihm die Verse eines halbvergessenen Liedes durch die Erinnerung:

„Mein Herz ist voll, als müßt' ein Lenz ersprießen,
Mein Herz ist voll, als wär' ich zwanzig Jahr . . .“

Zwanzig Jahr! Und im kommenden Juni wurde er sechzig! War es denn möglich? Klaffte denn in der That zwischen ihm und dem Weibe, das er jetzt sein nannte, ein so gewaltiger Zeitraum, mehr als ein Menschenalter?

Wie reizend hatte sie jüngst noch zu ihm gesagt, da er wieder dies Thema berührt hatte: „Ich liebe dich gerade so wie du bist! Ich möchte dich gar nicht anders! Fühlen wir denn diesen Altersunterschied? Er steht also nur auf dem Papier! In Wirklichkeit passen wir zu einander, wie jemals ein liebendes Paar zu einander gepaßt hat!“

So dachte sie jetzt. Würde sie immer so denken?

Die nächsten zehn Jahre nahmen ja wohl auch ihr ein wenig von dem leuchtenden Schmelz ihrer Mädchenzeit: aber für ihn bedeuteten sie doch mehr . . .!

Das Herz ward ihm beklommen bei dieser Betrachtung. Er wandte sich ab und schaute hinaus in die dunkle Novembernacht, wo jetzt die Bahnhofslaternen einer kleinen Station pfeilschnell vorüberflogen.

Ein Bild dieses flüchtigen Daseins! Eh man noch recht zur Besinnung kommt, ist der Glanz wieder erloschen; die ewige Finsternis tritt in ihr grausames Recht.

Und doch, er schöpfte auch wieder Trost aus dieser Betrachtung. Gerade unter dem Bann der Vergänglichkeit schien es ihm thöricht, gar so weit hinaus in die Zukunft zu denken! Zehn Jahre! Was konnte sich alles in diesem

Zeitraum ereignen! War es denn so gewiß, daß er in zehn Jahren überhaupt noch unter den Lebenden weilte? Und sollte er sich die Freude am Jetzt durch einen Ausblick verkümmern, der ja doch unter allen Verhältnissen auf Trümmer und Schutt fiel? Jedem Glück, auch dem sichersten, schlug ja nach ewigem Ratschluß die letzte Stunde. Weshalb schreckte ihn das Schicksal der Allgemeinheit? Ja, hatte er im Grunde nicht etwas voraus vor denen, die, selber jung, den Traum ihrer Jugend ans Herz drücken? Ihm blieb es aller Wahrscheinlichkeit nach erspart, die Blume, die er sich auserwählt, traurig dahinwelken, verblühen, verdorren zu sehn ...

Fort mit den Thorheiten! Er wollte das Glück, das ihm das Schicksal so spät in den Schoß warf, ganz und von Grund aus und ohne trübselige Nebengedanken genießen. Er wollte sich sonnen im Glanz dieser Anmut und Lieblichkeit. Vor allem jedoch: er wollte sein Herzblut daransetzen, dies vertrauende, liebe, süße Geschöpf, das ihm den Abend des Lebens so wonnig verschönte, glücklich zu machen.

Ein heißes Gefühl der Dankbarkeit strömte ihm durch die Adern. Er schaute sie an mit dem Blick eines Gläubigen, der zur Madonna fleht und ihr ein frommes Gelübde leistet. — Hertha empfand diesen Blick; sie begriff, was er ihr sagte, — und ein himmlisches Gefühl der Geborgenheit überrieselte sie ...

Der Pfiff der Lokomotive tönte grell durch die Nacht.

„Liebchen,“ sagte der Oberst, „willst du dich fertig machen?“

Sie fuhr sich, holdselig verwirrt, mit den Fingerspitzen über die Augen und erhob sich wie schlaftrunken.

Otto von Anzendorff half ihr die Tücher zusammenlegen und nahm dann die beiden Handtaschen aus dem Gepäcknetz.

Erwartungsvoll standen die beiden sich gegenüber.

Der Zug verringerte seine Schnelligkeit.

„Mein süßes, herziges Kind!“ sagte der Oberst.

Er küßte sie lang und innig. Willenlos hing sie in seinem Arm. Ihr heißes Antlitz preßte sich zärtlich an seine Schulter.

„Lieber, lieber, lieber Otto!“

Und sie küßte ihn wieder.

Der Zug hielt an.

„Station Laynau!“ riefen die Schaffner.

Der Wagen des Gasthofs „Zum König von Portugal“ stand vor dem Ausgang des Bahnhofs.

Fünfzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen gegen halb zehn ging die Fahrt weiter nach München.

Dort machte man einige Tage Rast.

Hertha, die während der letzten Zeit, die sie im Hause des Schwagers verbracht, auffallend schweigsam gewesen, hatte die Frische und Lebenslust ihrer Mädchenzeit wiedererlangt. Sie war unermüdlich in ihrer feurigen Schau- und Wißbegierde, und ihr Gemahl, der die Kunstreichtümer der Isarstadt bis ins einzelne kannte, war ganz ebenso unermüdlich, ihr den Führer und Ausleger zu spielen.

In der Pinakothek fanden sie das berühmte Gemälde Roland Kessingers: „Nach der Trauung“.

Hertha geriet vor Staunen über die echt venezianische Farbenpracht dieser Komposition, die sie damals beim Vorberaten der lebenden Bilder nur in einer unvollkommnen photographischen Nachbildung gesehn hatte, geradezu in Ekstase.

„Weißt du,“ sprach sie, „wir stritten einmal, Professor Ehlers und ich. Er unterschätzte die Wirkung des Kolorits, was ich natürlich, da ich selbst doch ein bißchen gemalt habe, heftig bekämpfte. Just in Bezug auf dies Bild stritten

wir. Ich ahnte ja nicht, wie glücklich das Beispiel gewählt war. Ich sagte nämlich, das Brautpaar wirke in unsrer Gruppe fast besser als auf der Photographie, — des farbenreichen Kostüms wegen."

„In der That," bestätigte Anzendorff, „diese üppigen Töne wetteifern mit Paolo Veronese. Seltsam, wie mich der Anblick berührt! Das bleiche Mädchen dort an der Säule hast du damals gestellt, — und wenn ich um einige Schritte zurücktrete, dann meine ich fast, sie sähe dir ähnlich. — Hertha, an jenem Nachmittag ist mir klar geworden, daß ich dich über jede Beschreibung liebte; aber Gott sei mein Zeuge: niemals hab ich mir träumen lassen, ich würde das Originalbild an deiner Seite hier schauen . . . und so . . .!"

Er preßte die weiche Hand, die traulich und schmiegsam auf seinem Arm lag.

„Siehst du, da war meine Rolle prophetisch," flüsterte Hertha. „Träume, Ahnungen und solcherlei Dinge bedeuten ja immer das Gegenteil. Ich, die Verlass'ne, hab also damals gerade den Mann gefunden, dem ich nun angehöre mit Leib und Seele. Wahrhaftig, Otto, ich bin ganz vernarrt in das Bild. Wenn wir im Frühjahr nach Hause kommen, mußt du mir eine Kopie kaufen, und vielleicht versuch ich mich dann einmal selbst daran."

Von München ging die Fahrt nach Verona. Dort bestieg man das klassische Amphitheater der Piazza Brà.

Hertha interessierte sich „fabelhaft" für die Gladiatorenkämpfe und Pantherhetzen, welche vor nahezu zwei Jahrtausenden hier in Scene gegangen. Ihr Wissen hielt zwar in dieser Beziehung nicht gleichen Schritt mit der Lebhaftigkeit ihrer Teilnahme. Der Oberst jedoch, ein gründ-

licher Kenner des Altertums, und wahrlich kein öde-pedantischer, füllte die Lücken und ergänzte das Mangelhafte durch so anschaulich-packende Einzelheiten, daß es sich vor den Blicken Herthas aufthat, wie eine neue Welt. Sie begriff nun, wie wenig von dem wahren Geiste des Altertums in den Schulen uns übermittelt wird. Ihr Verlangen, mehr und mehr in diese Vergangenheit einzudringen, aus den Trümmern des Einst sich ein lebendiges Ganze zu bilden, nahm den Charakter einer brennenden Sehnsucht an, und in stiller Bewunderung schaute sie zu dem Manne empor, der mit dem Zauberstab seiner prunklosen Worte die toten Steine zum Reden brachte.

„In Rom," sagte der Oberst, „wird dir das alles noch klarer und greifbarer werden. Tausende von Touristen wandeln sehenden Auges und doch blind an den stummen Zeugen jener Epoche vorbei und erkennen trotz der Winke ihres Bradshaw und Bädeker in den Schutthaufen des römischen Forums nur traurigste Überreste, aus denen wohl hier und da etwas ‚Hübsches' hervorragt, die aber selber lästig und langweilig sind, weil man sie ehrenhalber ein bißchen durchstöbern muß. Nur wer den Geist jener Vergangenheit kennt, wird hier machtvoll und nachhaltig angeregt; nur er findet hier wahren Genuß. Es handelt sich ja nicht um ein Kunstwerk, das aus sich selber verständlich ist, sondern um bloße Erinnerungszeichen, die erst dann ihren Wert gewinnen, wenn der Beschauer vorbereitet an sie herantritt."

Seit diesem unvergeßlichen Vormittag auf den Stufen des Veroneser Theaters brannte Hertha auf Rom, wie ein fiebernder Leser auf die Entwickelung eines interessanten Romanproblems.

Venedig mit seinen malerischen und architektonischen Wunderwerken lenkte die Phantasie der jungen Frau zwar für einige Tage ab; sie lauschte ein wenig den unheimlichen Geschichten, wie sie der Dogenpalast, die Seufzerbrücke, das Bleigefängnis erzählt; sie gab sich dem orientalischen Zauber der Markuskirche und des „herrlichsten Platzes der Erde“ gefangen. Bald aber tauchte die römische Kaiserzeit wieder empor, und Herthas vorschauende Einbildungskraft weilte bereits in der stolzen Rotunde des Colosseums, während ihr schlanker Leib sich noch in der Gondel des Canalazzo wiegte.

Otto von Anzendorff, der sich an der feurigen Unternehmungslust und der köstlichen Frische der jungen Frau wahrhaft erlabte, ließ ihr vollkommen den Willen.

Hertha verzichtete auf Bologna, Ancona, Ravenna. Ununterbrochen und auf dem nächsten Wege ging die Fahrt durch das Tiberthal nach der ewigen Stadt.

Eine denkwürdige Stunde war es, da man sich diesem Wallfahrtsziele so vieler tausend und abertausend begeisterter Menschen näherte. Die mächtige Kuppel der Peterskirche malte sich in schwarzblauer Silhouette gegen den brandroten Himmel ab. Der vatikanische Prunkpalast mit seinen elftausend Gemächern sah ernst und schweigsam von seiner Höhe über das endlose Häusergewühl. Glockengeläute durchschwirrte die Luft; das Rom der Antike, das Rom des Papsttums und das Rom des italienischen Volkes, diese drei widerspruchsvollsten Klänge der Welthistorie, schienen hier durcheinander zu brausen, wie die unentwirrbaren Tonverschlingungen einer gewaltigen Symphonie.

In Rom begann man sich häuslich einzurichten. Man bezog unweit des Spanischen Platzes eine freundliche Miets-

wohnung, nahm sich Leute zur Besorgung der Wirtschaft und speiste so wenigstens dreimal in der Woche daheim. An den übrigen Tagen blieb man, wie Tante Susette dies genannt haben würde, „aushäusig“; denn beim Besuchen so zahlreicher Merkwürdigkeiten, und vollends bei den Ausflügen in die Campagna, nach Tivoli, Frascati, Albano u. s. w. war es nicht möglich, sich an bestimmte Stunden zu binden.

Hertha fühlte sich anfangs ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich Rom, zumal das antike, noch großartiger und erhabener vorgestellt. Bald aber war dieser Bann gebrochen. Die Mauerreste der alten Cäsarenstadt huben zu reden an, lauter noch und vernehmlicher als die Stufen des veronesischen Amphitheaters. Otto von Anzendorff hatte selbst nicht vorausgesehn, daß sich sein Wissen jemals so in lebendige Wirklichkeit umsetzen würde. Die Zeit der Imperatoren stieg wahr und farbengetreu aus ihren Grüften empor; von neuem wandelte Quintus Horatius über den Heiligen Weg; die Harnische der Prätorianer klirrten am Eingang des Kaiserpalastes, und die sausenden Zweigespanne umkreisten die Säule des Circus Maximus.

Dabei übertrieb man nicht.

Die Schönheiten der Natur wurden ebenso eifrig genossen, wie die Denkmale der Geschichte und die Werke der Kunst.

Ja, auch das fröhliche Nichtsthun, das planlose Schweifen, das Ruhen und Rasten unter den Pinien der Villa Pamphili nahm einen guten Teil des Programms hinweg.

Im Laufe der Wochen knüpfte man hier und da eine gesellschaftliche Beziehung an. Es war dies der aus-

drückliche Wunsch Anzendorffs, der sich gesagt hatte, die Epoche des absoluten Alleinseins dürfe nicht gar zu sehr ausgedehnt werden, falls nicht hier sogar, im Mittelpunkte so vieler Schönheiten, das Gefühl der Eintönigkeit aufkommen solle, — nicht für ihn, aber für Hertha.

Man verkehrte zunächst mit einem liebenswürdigen deutschen Gelehrten, dessen Jovialität nicht minder geschätzt wurde, als seine sprachwissenschaftlichen Leistungen. Ferner mit drei italienischen Künstlern, von denen der älteste eine recht angenehme Französin zur Frau hatte. Und schließlich mit einem jungen schwedischen Ehepaar, das gleichfalls den ersten Winter in Rom verlebte.

Otto von Anzendorff beobachtete mit heller Genugthuung, wie behaglich und gleichmütig seine junge Gemahlin sich unter diesen verschiedenartigen Elementen bewegte. Ganz besonders erfreute ihn die Gewandtheit, mit der sie den etwas lebhaften Huldigungen Giuseppe Giraldi's, des jüngsten der drei italienischen Maler, entgegentrat, weder geschmeichelt noch mißgestimmt, sondern einfach, gelassen und ruhig. Wenn der kaum dreiundzwanzigjährige Mensch in seiner naivüberschwenglichen Weise von ihren Augen schwärmte und ihren entzückenden Händen — „ah, che bella mano!“ — so nahm ihr jugendfrisches, mädchenhaftes Gesichtchen mitunter eine fast mütterlich-ernste Miene an. Ihr freundliches Lächeln besagte: Dem Künstler muß man dergleichen zu gute halten.

Und Giuseppe Giraldi war in der That ein Künstler.

Schon damals besaß er einen nicht unbedeutenden Ruf als Porträtmaler. Sein heißester Wunsch ging dahin, daß die „entzückende deutsche Signora“ ihm sitzen möge, — was denn auch endlich geschah, nachdem sich der Oberst

selber für ihn verwandt hatte. Während des Malens schwatzte er unaufhörlich, erging sich in bewundernden Ausrufen über das reizende Inkarnat, die dunkeln Augen, die Lippen, — o, diese Lippen! und mahnte die junge Frau, selber zu plaudern, da sich ihr Antlitz dann erst völlig entwickle, wenn sie zu sprechen beginne.

„La vita è tutto!“ — „das Leben ist alles!“ rief er begeistert. „Reden Sie, lachen Sie! O, das Bild wird bezaubernd werden!“

Sie redete also. Von Deutschland erzählte sie, und daß sie selber gemalt habe — Genrebilder — natürlich kopiert.

„Zum eignen Entwerfen mangelt uns Frauen ja die Erfindungskraft. Malen Sie auch Genrebilder, Signore Giraldi?“

„Noch nicht. Später vielleicht. Ein Porträt ist ja auch ein Genrebild. Es verkörpert eine bestimmte Situation. Sie zum Beispiel denk ich mir unmittelbar nach der Verlobung: — stolz, freudig und dennoch ein bißchen scheu . . . Ja, so sind Sie gewesen! Wir Künstler täuschen uns nicht! Ein ausgezeichneter Mann, der Herr Oberst, ein Ritter, ein Heros . . .“

„Malen Sie nur, und starren Sie nicht so thöricht herüber!“

„Corpo di Dio! Ich werde mir doch das Glanzlicht da auf der Wange einprägen dürfen! Die Signora ist streng wie ein Kardinal.“

Nach vierzehn Tagen war das Porträt vollendet, — ein kleines Meisterstück, das der dankbare Oberst dem jungen Pisaner mit Gold aufwog. Giuseppe Giraldi erbat sich indes die Erlaubnis, vor der Ablieferung eine Doublette für seine Künstlerwerkstatt zu fertigen.

„Nur der Reklame halber," sagte er scherzhaft.

Gegen Mitte Dezember traf ein Brief aus Paris ein. Hertha und ihre Freundin Marie hatten sich allerdings das Versprechen gegeben, so bald als möglich zu schreiben, und zwar sollte die junge Frau Oberst den Anfang machen. Hertha jedoch war erst Ende November dazu gekommen, und Gräfin Gaßler mochte gedacht haben: Wie du mir, so ich dir —; daher sie denn gleichfalls mehr als vierzehn Tage verstreichen ließ, eh sie zur Feder griff.

Ihr Brief trug wesentlich dazu bei, das unsägliche Wohlgefühl, das den Oberst sowohl wie Hertha seit dem Tag ihrer Vermählung wie mit rosigen Wolken umhüllte, wenn nicht zu steigern, so doch lebhafter zum Bewußtsein zu bringen.

Wie völlig anders schien sich das Leben des Grafen Gaßler gestalten zu sollen, als das Anzendorffs! Und wie grundverschieden ergab sich jetzt der Charakter Mariens von dem ihrer Pensionsfreundin!

Marie schien sich bereits zu langweilen. Sie plante die Heimreise — nicht aus Sehnsucht nach ihrer Häuslichkeit, sondern lediglich um dem Aschgrau ihrer Stimmungen zu entgehn. Ja, sie wäre gleich nach Verlauf der ersten acht Tage zurückgekehrt, hätte sie nicht den Spott ihrer Bekannten gefürchtet, denen sie gar so viel von dem zukünftigen Aufenthalt in Paris vorgeschwärmt hatte. Graf Gaßler wollte nämlich während der Flitterwochen nur seinem Glück leben. Er mied jede Gesellschaft, und das fand die vergnügungssüchtige, unstäte Gräfin geradezu fürchterlich.

Auf der dritten Seite des Briefes stand zu lesen was folgt:

„Sage doch, Hertha, mein Liebling, — aber ganz unter

uns — habt Ihr, Du und der Oberst, schon eine Meinungsverschiedenheit, eine Scene gehabt? Weißt Du, so einen Ehestandsauftritt im kleinen? Wie ich Dich kenne, sollte ich's fast voraussetzen, zumal dein gestrenger Eheherr so viel älter ist, und manchmal vielleicht sich lieber aufs Ohr legt, wenn Du an Ausfahrten denkst und Spaziergänge. Bei uns kommt dieser Punkt freilich in Wegfall. Aber trotz alledem! Wir haben uns ernstlich gekampelt, um dein Lieblingswort aus der Pension zu gebrauchen, — und Eberhard trug natürlich die Schuld. Ich war geradezu starr: denn wie gesagt, er ist sonst die Güte und Liebenswürdigkeit selbst.

„Nun seh ich bereits im Geist, wie Du spannst! Die Sache ist einfach genug. Wir gingen bei dem herrlichsten Frostwetter über die Boulevards. Ein Sonnenschein — es war eine Pracht! Die Schaufenster blitzten, als freuten sie sich dieser vorteilhaften Beleuchtung. Nun stehen wir so vor dem berühmten Putzgeschäfte der Damen Latouche. Ich lasse den Blick über die Herrlichkeiten an Hüten, Coiffüren und Federn schweifen, die da im reizendsten Arrangement ausgestellt sind. Ein Hütchen — un amour de chapeau — versetzte mich wahrhaft in Aufregung. Es war allerdings etwas hoch und in der Farbenzusammenstellung außerordentlich keck; aber ich hatte sofort das Gefühl: das kleidet dich zum Entzücken! Ich sprach das natürlich aus. Weshalb sollte ich nicht! Aber was denkst Du, was ich erleben muß? Bis zur Stunde hatte mir Eberhard jeden Wunsch, den er mir vom Gesicht ablas, augenblicklich erfüllt: hier nun wird er auf einmal sonderbar! Er schüttelte kurzweg den Kopf und sagte dann, als ich ihn geradezu bat, mit großer Bestimmtheit: ‚Nein,

mein Engel! Das schickt sich vielleicht für eine . . . Pariserin: aber für dich ist mir dieser babylonische Turm denn doch zu auffällig!‘ — ‚Ach,‘ versetzte ich, immer noch freundlich und scherzend, ‚liebster Freund, das verstehst du nicht!‘ — Aber er blieb dabei, trotz meines Flehens, ja trotz meiner Thränen, die ich am Abend vergoß; denn das zaubrische Hütchen, hochrot mit hellgrau, wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich hätte Gott weiß was geopfert, wär' mir's gelungen, ihn anders zu stimmen.

„Nun, dachte ich schließlich, du wirst's ja erleben!

„Am folgenden Morgen verließ ich also, ohne ein Wort zu sprechen, unser Hotel, nahm einen Wagen, fuhr bei den Damen Latouche vor und legte ihnen die dreihundert Francs auf den Tisch, die der sogenannte babylonische Turm kosten sollte. Es war schändlich, den Hut so zu taufen. Du weißt doch, ich habe Geschmack. Höchst originell, sage ich Dir, und ganz allerliebst! Ich setzte ihn gleich auf, ließ mir den alten Hut in Papier schlagen und fuhr sofort wieder heim.

„Nun aber kam denn wirklich die Katastrophe! Ich hätte es meinem sonst so höflichen Gatten nicht zugetraut! Scheinbar gelassen bat er mich, das abscheuliche Machwerk abzunehmen. ‚Natürlich,‘ sag ich, ‚das hätt ich ja sowieso gethan. Übrigens hab ich den Hut auch nur deshalb gleich aufgesetzt, um dir so durch den Augenschein zu beweisen, wie brillant er mich kleidet.‘ — Eberhard gab keine Antwort; kaum aber hatt ich den Hut auf den Tisch gelegt, als er denselben ergriff und ihn ohne weitres in das Kaminfeuer warf, das im Nu die Kunstschöpfung der berühmten Putzmacherinnen verzehrt hatte. ‚So,‘ sprach er mit einer empörenden Ruhe, ‚merke dir für die Zukunft,

daß es selbst für den zärtlichsten Mann eine Grenze giebt, wo die Geduld reißt!‘ — Ich war natürlich verzweifelt, aber er gab mir kein gutes Wort. Den ganzen Tag über schmollte ich, bis mir die Sache zu langweilig wurde. Aber vergessen hab ich's ihm nicht, dem Abscheulichen! Ja, ja, liebe Hertha, das Leben hat seine Schattenseiten!“

Hertha erwog, ob ihre Freundin sich wirklich während der letzten sechs Wochen verändert habe, oder ob ihr das nur so scheine, dieweil sie selbst eine andre geworden? Die leichte, flotte, allen tiefren Gemütsbewegungen abholde Art Mariens war es ja gerade gewesen, die auf Hertha einen so fesselnden Reiz geübt; ihre beiderseitige Freundschaft wurzelte in dem Umstand, daß sie sich gegenseitig ergänzten; das meinten sie wenigstens damals im Margaretenstift. Und nun? Ja, es mußte an Hertha liegen! Sie selber war nicht mehr die Hertha von einst. Ihre Einbildungskraft, ihre schweifende Sehnsucht hatte jetzt endlich den Punkt gefunden, auf welchem sie rasten konnte. Ihr Schiff war im Hafen, die Stürme des Lebens rührten nicht mehr an diese traute Geborgenheit. Sie bedurfte nicht fürder des glänzenden Schmetterlings, um sich an seinem beweglichen Farbenspiel zum Bewußtsein zu bringen, daß es doch eine Lust sei, zu leben . . .

Sechszehntes Kapitel.

Es war nahezu drei Jahre später.

Das Glück, das von der ersten Minute an über dem Anzendorffschen Hause geleuchtet hatte, strahlte in unvermindertem Glanze fort. Der Oberst, wiewohl ja seine Bedenken und Sorgen von ehedem völlig geschwunden waren, trug der Ungewöhnlichkeit seiner Lage dennoch insofern Rechnung, als er mit ängstlicher Vorsicht alles vermied, was in der Seele Herthas auch nur die leiseste Trübung hätte hervorrufen können. Nicht, daß er sich schwach erwies oder unmännlich, wenn es denn ja einmal darauf ankam, seine bessere Einsicht zur Geltung zu bringen: aber sein Widerspruch war in der Form so gütig und mild, daß Hertha ein Vergnügen dabei empfand, sich unterzuordnen. Er trug sie auf Händen, umgab sie mit seiner Liebe und Aufmerksamkeit, wie mit einem schützenden Mantel, und hielt so jegliche Unbill des Lebens von ihr entfernt. Niemals jedoch ließ er das Väterliche, Beschirmende, das ihm zur zweiten Natur geworden, aufdringlich in Bevormundung ausarten, sondern gönnte im Gegenteil seiner jungen Gemahlin eine Selbständigkeit, deren kraftvolle und kluge Bethätigung ihn stets von neuem

erquickte. Bei allen wichtigen Angelegenheiten holte er ihren Rat ein, niemals zum Nachteile dessen, was er da plante, — und mit freudigem Stolz fühlte er, daß er in Hertha ein Weib für sein trautes Daheim, nicht, wie Graf Gaßler, eine Frau für die Welt besaß.

Hertha von Anzendorff hatte ihrem Gemahl einen Knaben geschenkt. Max hieß der Kleine, nach dem verstorbenen Vater seiner Mama. Dieses reizende Kind, das jetzt eben zwei Jahre zählte, war das ganze Entzücken der Eltern, und bedeutete, wenn das noch möglich war, eine Verstärkung des Bandes, das die Herzen der beiden Glücklichen so unauslöslich verknüpfte.

Hertha schien denn auch völlig in ihrem Familienkreis aufzugehen. Nur bei ganz hervorragenden Veranlassungen trat man in die große Gesellschaft. Sonst beschränkte sich der Verkehr auf eine mäßige Zahl von Verwandten und Freunden, zu denen die Gaßlers, Wladimir Orlowsky und dann auch die Steinmanns gehörten.

Julie war seit der Verheiratung Herthas ihr näher getreten, und Hertha hatte jetzt mehr Verständnis für die Einseitigkeit ihrer Schwester, die nur das übertrieb, was an und für sich den Beruf einer guten Hausfrau und Mutter ausmacht. Hertha fand es nicht mehr so schrecklich prosaisch, wenn Julie stundenlang über den Schnittmustern zu einem Anzug für Hänschen zubrachte, obschon sie selbst derartige Dinge doch etwas schneller erledigte, und außerdem ihre mannigfaltigen, aus der Mädchenzeit überkommenen Interessen besaß, für die Frau Steinmann keinerlei Sinn hatte.

Hertha malte jetzt wieder.

Der Aufenthalt in dem reizenden Atelier, das der

Oberst ihr hatte herrichten lassen, zählte mit zu den köstlichsten Stunden ihres reichlich besetzten Tages.

Der kleine Max tollte dann mit Waldmann auf dem Löwenfell vor dem türkischen Sofa. Das frohe, gesunde Kinderlachen mischte sich in das Kläffen des Hundes, der die Zuneigung seines Spielkameraden lebhaft erwiderte, ihn zerzauste und über ihn herkollerte, aber dafür auch die Püffe der kleinen Fäustchen, die ihm gelegentlich derb über die Schnauze fuhren, mit großer Geduld einsteckte.

Hertha stand bei diesem fröhlichen Lärm, den sie kaum noch entbehren konnte, glühenden Angesichts vor ihrer niedlichen Staffelei und handhabte fleißig den Pinsel. Ihr Talent war mäßig, aber doch gerade ausreichend, um ein Meisterwerk, das sie kopierte, nicht zu verunstalten.

So schmückte längst, von ihrer kundigen Hand gemalt, eine verkleinerte Nachbildung des berühmten Kessingerschen Gemäldes „Nach der Trauung" das Arbeitszimmer ihres Gemahls. Es war dies die Kopie einer Kopie und dennoch so vortrefflich gelungen, daß man den Stil des Meisters selbst in den unbedeutendsten Einzelheiten wieder erkannte.

Der Oberst, der während der Atelierstunden seinen geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Studien oblag, unterbrach sich gern einmal für ein paar Augenblicke, um heraufzukommen und sich an dem Idyll, das hier oben sich abspielte, das Herz und den Sinn zu erfrischen.

Er sprach dann wenig, nahm seinen Knaben wohl auf den Arm, wobei der Rattler ungestüm bellend um ihn herumsprang, und drückte dann seiner Frau, die ihm freundlich zugenickt hatte, einen Kuß auf die kleinen, krausen, duftigen Härchen im Nacken.

„Laß dich nicht stören!" sagte er liebevoll und klopfte

ihr auf die Schulter. „Du machst Fortschritte, ganz überraschende Fortschritte!“

Eine Sekunde noch auf der Schwelle verweilend, stieg er dann wieder hinab, den leuchtendsten Sonnenschein in der Brust, und getragen von dem unsäglich süßen Bewußtsein, daß auch droben im Atelier alles im Licht des Glücks und des heitern Genügens gebadet sei.

Die Gaßlers kamen während der Herbstmonate, wenn die Sommersaison in Göllrode beendet und das gesellige Treiben der Hauptstadt noch nicht entwickelt war, öfters einmal des Abends, um ein paar Stunden beim Thee zu verplaudern.

Die Ehe des gräflichen Paares hatte sich, trotz Mariens ausgesprochener Weltlichkeit, besser gestaltet, als der Oberst befürchtete.

Die Routs, die Bälle, die Soiréen waren ja allerdings das ureigenste Element der Gräfin: aber im ganzen glitt das gefährliche Treiben der großen Welt wirkungslos an ihr ab. Nichts schien einen tieferen Eindruck auf sie zu machen. Sie galt für eine der gefeiertsten Damen der hauptstädtischen Aristokratie, und dennoch trug sie mit jeder Saison entschiedner den Stempel einer unnahbaren Gleichgültigkeit, was inzwischen nicht hinderte, daß sie in der Verfolgung ihres lärmenden Daseins fortfuhr.

Ihre Verbindung mit Graf Gaßler war bis jetzt ohne Kinder geblieben. Vielleicht hätte ein fröhlicher kleiner Bursche wie Max ihrem Leben eine veränderte Richtung gegeben. Vor einem Jahre noch waren ihr zwei- oder dreimal beim Anblick des entzückenden Knaben Thränen in die Augen getreten. Jetzt aber schien sie auch über diese Empfindung hinaus; nur das Geräusch der Welt und

das freundschaftliche Geplauder mit Hertha weckte noch ein Echo in ihrem Herzen.

Bei Gaßlers hatten die Anzendorffs natürlich auch Gustav von Gruthenau und den Leutnant von Höffert getroffen. Der letztere war wie verwandelt. Jener spöttische, impertinente Zug, der ihn dem Oberst so verhaßt gemacht hatte, war völlig verschwunden. Er zeigte sich von der verbindlichsten Artigkeit, — namentlich gegen den Oberst. Mit Aufbietung all seiner Vorzüge schien er die kleinen Verstimmungen der Vergangenheit austilgen zu wollen. Schließlich konnte denn Herr von Anzendorff nicht umhin, den vertrauten Freund der Gaßlers und Gruthenaus aufzufordern, seinen Besuch zu machen.

Hertha merkte sehr bald, was der Leutnant im Schilde führte.

Wenn er sie wirklich geliebt hatte, wie sie doch anstandshalber voraussetzen mußte, so schien diese Liebe sich mit der Zeit in eine wenig erquickliche Abart verwandelt zu haben. Die Aufmerksamkeiten, die der Leutnant von Höffert ihr zu erweisen für gut fand, nahmen mehr und mehr den Charakter einer verletzenden Werbung an, die freilich so klug und diskret gehandhabt wurde, daß niemand außer ihr selbst den Sachverhalt ahnte.

Einmal, da der Zufall es fügte, daß die beiden für ein paar Augenblicke allein waren, erlaubte sich Paul von Höffert, an jenen Ritt durch den Gruthenauer Forst zu erinnern, und zu betonen, daß seine Gesinnungen noch die nämlichen seien . . .

Hertha meinte anfangs ihrer Entrüstung vollen Lauf lassen zu müssen. Dann aber hielt sie es für geratner, die Sache scherzhaft zu nehmen, wobei es ihr gleichwohl

gelang, dem Leutnant begreiflich zu machen, daß er sich vollständig in der Adresse geirrt habe, daß er mit diesem Irrtum eine klägliche Rolle spiele, und daß er es nicht wieder wagen solle, auch nur mit der flüchtigsten Silbe die Ehrerbietung, die sie als Gattin des Obersts von ihm zu fordern berechtigt sei, zu verletzen.

Leutnant von Höffert stammelte eine verunglückte Entschuldigungsphrase.

„Schon gut," sagte sie kurz.

„Das klingt nicht so, als ob es nun gut wäre," sagte er bebend. „Ich bitte um rückhaltslosen Bescheid. Hab ich von jetzt ab Ihr Haus zu meiden?"

Sie zögerte einen Augenblick.

„Wozu?" versetzte sie endlich. „Benehmen Sie sich wie ein Gentleman und kommen Sie nach wie vor!"

Am Abend erzählte sie den Vorfall ihrem Gemahl, nachdem sie sein Wort erbeten, er wolle sich nicht das geringste merken lassen, geschweige denn wider den Unbesonnenen einschreiten.

Der Oberst lobte ihr Taktgefühl, bestätigte ihr, daß auch er es für das richtige halte, in solchen Dingen jeden Eklat zu vermeiden, und konnte sich eines kleinen Triumphgefühls über den hochnäsigen jungen Mann nicht erwehren...

Das war vor nahezu anderthalb Jahren geschehn.

Seitdem hatte der Leutnant sich nie wieder einer Ungebühr schuldig gemacht, — man hätte denn eine solche in dem leidenschaftlichen Blick finden müssen, mit dem er, wenn er sich unbeobachtet glaubte, die junge Frau zu verzehren schien. Nur Frau von Anzendorff selbst hatte diesen allzuberedten Blick wahrgenommen; aber da sie sich vollständig sicher fühlte, schwieg sie darüber, zumal der Leutnant

seltner und seltner kam, und neuerdings, wie es hieß, ein großes Interesse für die Schwester des Grafen Gaßler, Komteß Claudine, bekundete.

Nun zog zum vierten Male der Monat November ins Land seit jener Doppelhochzeit in der Dreieinigkeitskirche.

Es war frühzeitig kalt geworden; fast der ganze Oktober hatte an Rauheit das Unerhörte geleistet.

So kam es, daß schon früher als sonst die Lust an der großstädtischen Geselligkeit aus ihrem Sommerschlafe erwachte.

Marie empfand die Verlegung der Hauptsaison auf die Zeit nach Weihnachten ohnedies als eine Sinnlosigkeit, die man kräftig bekämpfen müsse.

Am dritten November, da es schon dunkelte, fuhr sie in ihrem eleganten Kupee bei den Anzendorffs vor.

Sie traf dort Julie, die nach alter Gewohnheit nur „im Vorbeigehn," „auf einen Sprung" kam, denn sie hatte zehnerlei Einkäufe zu besorgen, Knöpfe für Hänschens Paletot, Manschetten und Kragen für Doktor Steinmann, Photographieständer, Handschuhe, Nadeln, Stickseide — es war so in einem Atem nicht aufzusagen.

Den Eintritt der Gräfin, die ihr wenig sympathisch war, benutzte Frau Steinmann, um nach Austausch einiger Höflichkeitsworte sich zu verabschieden.

„Eine reizende Frau, diese Julie!" sagte die Gräfin lächelnd. „Nur ein wenig zu still, zu weltscheu! Also Manschetten will sie kaufen, und Kragen und Paletotknöpfe? Das besorgt sie sich selbst? Merkwürdig! Übrigens hat sie trotz dieser eigentümlichen Neigungen etwas recht Distinguiertes. Nicht ganz so wie du, — aber man merkt ihr doch die Dame von Stand an. Wie kam sie nur auf die sonderbare Idee, einen Bürgerlichen zu heiraten?"

„Da mußt du ihr Herz fragen. Sie liebt ihren Mann zärtlich.“

„Ach?“

„Was hast du an meinem Schwager denn auszusetzen?“

„Nichts, gar nichts! Nur daß er, streng genommen, doch nicht in unsre Kreise gehört. Wär' er ein Mann von besonderem Geist, ein Künstler, ein Dichter, ein Afrikareisender —: gut! Das ist so ein Adel für sich! Aber ein simpler Doktor, der eben nur Doktor ist . . .“

„Je nun,“ erwiderte Hertha, „mein Geschmack wäre er auch nicht, obschon ich recht verwandtschaftlich für ihn fühle. Aber im übrigen . . .“

„Debattieren wir nicht! Weißt du, weshalb ich hierher komme?“

„Uns zu besuchen natürlich!“

„Nicht so ganz. Ich habe einen Spezialzweck. Mitte des Monats geben wir einen Kostümball im großen Stil, — first rate —; ein Ereignis, von welchem die ganze Stadt wochenlang reden soll! Herr Oberst, Sie müssen um jeden Preis mit dabei sein! Ich weiß, daß Sie bis jetzt von derartigen Exzessen sich grundsätzlich fern gehalten . . .“

„Bitte sehr, meine Gnädige! Es war Hertha, die sich zurückhielt. Was mich betrifft . . .“

„So thun Sie natürlich Ihrem reizenden Frauchen jeden Gefallen! Gut! Ich wende mich also an dich, liebste Hertha. Wir werden uns amüsieren, ich sage dir, amüsieren wie Götter! Thu mir's nicht an, daß du nein sagst! Weißt du, was gestern die Laßberg behauptete? Linda von Laßberg? Die Heirat mit dem Herrn Oberst scheine uns beide, dich und mich, so ziemlich entfremdet zu haben! Ist

das nicht abgeschmackt? Freilich, die Welt weiß nichts davon, daß wir im stillen recht lebhaft miteinander verkehren. Es ist thatsächlich aufgefallen, daß du im Vorjahr auch nicht einen der großen Bälle bei uns mitgemacht hast. Man sagt sogar ..."

Sie unterbrach sich.

„Was sagt man?" forschte Hertha erstaunt.

„Dummes Zeug, an das wir uns weiter nicht kehren wollen."

Mariens Blick hatte, vielleicht ohne Absicht, den Oberst gestreift, und dieser verstand sie sofort.

Man sagte, der zweiundsechzigjährige Ehegemahl wünsche nicht, daß die zweiundzwanzigjährige Frau zu viel auf dem vulkanischen Boden der großstädtischen Salons verkehre.

Ein Lächeln spielte um seinen Mund.

Wirklich, er hatte durchaus nichts dagegen, wenn Hertha dem dringenden Wunsch ihrer Freundin nachgab. Ein Kostümball hob sich von dem einförmigen Treiben der übrigen Tanznächte vorteilhaft ab. Er selber sogar würde sich ein paar Stunden an diesem farbenreichen Getümmel ergötzen können.

„Was meinst du, Otto?" fragte die junge Frau. „Wollen wir der Verführerin nachgeben?"

„Ich dächte, einer so liebenswürdigen Freundin, die uns dazu noch in eigner Person einlädt, kann man nicht absagen. Wenn es dir also paßt — ich für mein Teil werde es mir zum besondern Vergnügen rechnen."

„Das ist reizend von Ihnen, Herr Oberst; — und klug, außerordentlich klug! Ein Frauchen wie Hertha ist noch nicht reif für die Klösterlichkeit eines so stillen Hauswesens. Die muß noch hinaus in das lustige, bunte

Siebzehntes Kapitel.

Das gräfliche Ehepaar bewohnte ein palastähnliches Gebäude im vornehmsten Viertel der Stadt. Wenn schon im Schloß zu Göllrode das Licht, die Luft und der Luxus ihre Triumphe gefeiert, im Gegensatz zu dem burg-ähnlichen Schlosse der Gruthenaus, so glich dieses städtische Heim in Ausdehnung sowohl wie in Einrichtung einem Fürstenbau.

Es schien, als habe Marie sich für die langen, dunklen Korridore und die wuchtigen Mauern des elterlichen Stammsitzes gründlich entschädigen wollen.

Alles war groß, gediegen und heiter, in frischen, lebendigen Farben erstrahlend, ohne doch grell zu wirken; mit einem Worte: das Ideal einer glänzenden, durch keinerlei Rücksicht auf die Kostenfrage beengten Aristokratenwohnung; — vielleicht nur ein wenig zu sehr von dem Hauch einer genußfrohen Weltlichkeit umspielt, der gerade hier in der Großstadt, im Mittelpunkte so vieler ernsten Bestrebungen und eines so rastlosen Kampfes etwas Herausforderndes hatte.

Die Hälfte des Obergeschosses diente den Zwecken der eleganten Geselligkeit. Hier befand sich ein Festsaal von

ungewöhnlicher Ausdehnung und vier kleinere Säle, ungerechnet die Nebenräume, Verbindungsgänge und Vorplätze.

Jeder einzelne Saal war in der Art seiner Herrichtung und Ausschmückung ein Meisterstück einheitlichen Geschmacks. Der große Festsaal trug den Charakter eines prunkvoll gesättigten Goldgelbs; unter dem Glanze der Wachskerzen, die sich tausendfältig in den wandhohen venezianischen Spiegeln brachen, hatte er etwas geradezu Sonnenhaftes. Vier korinthische Säulen von Giallo antico trennten eine Estrade vom Hauptraum, und oberhalb dieser Estrade, die den Zuschauern ein bequemes und weites Terrain bot, befand sich die apsisförmige Halle für das Orchester. Die übrigen Säle, zwar minder umfangreich, waren in ihrer Art doch ebenso prächtig: der erste purpurn, der zweite meergrün, der dritte schwarzblau, der vierte weiß mit ganz diskreten Dekorationen von Schwarz und Scharlach. Kurz: wenn irgendwo in der Hauptstadt, so bot sich auf dem Parkett dieser Prunkräume der entsprechende Schauplatz für das berauschende Fest, das mehr als dreihundert Personen, vornehmlich die Blüte der Geburts- und der Geistesaristokratie, zwanglos vereinigen sollte.

Der Oberst von Anzendorff hatte, dem Wunsche seiner Gemahlin nachgebend, die Maske eines arabischen Scheiks gewählt; Hertha erschien als florentinische Edeldame. Unter den Vorlagen, die sie geprüft hatte, war ihr zunächst ein entzückendes Bäuerinnenkostüm begegnet, das ihr — auch der Meinung ihres Gemahls zufolge — ganz besonders gut zu Gesicht stehen mußte; aber sie sagte sich, die offenen Zöpfe, die sie dann tragen würde, seien für ihre Absicht zu schulmädchenhaft. Otto von Anzendorff sah allerdings in dem weißen Burnus, der so vorteilhaft mit seinem

wettergebräunten Antlitz kontrastierte, ganz ähnlich aus wie bei den lebenden Bildern auf Schloß Gruthenau; „ein schöner Mann“ hatte man damals gemurmelt; gleichwohl würde der Unterschied zwischen ihm und der Schwarzwälderin mit dem Strohhut am Arme und dem fußfreien Röckchen immer noch stärker ins Auge gefallen sein, als Hertha dies wünschte. In der vornehmen, würdevollen Gewandung der Florentinerin sah sie dagegen eher um drei oder vier Jahr älter aus. Die schweren Brokatstoffe liehen schon der Bewegung etwas Ruhig-Gemessenes, — und echt frauenhaft wallte die Schleppe.

Aber schön war sie in dieser Tracht — schön wie ein Engel, meinte der Oberst. Ganz gerührt umschlang er ihren geschmeidigen Leib, drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und sprach überzeugungsvoll:

„Du wirst die Königin des heutigen Festes sein.“

So bestiegen sie in freudig gehobener Stimmung den Wagen und rollten pfeilschnell über den hartgefrorenen Makadam nach der Gaßlerschen Wohnung.

Das Leben, das sich dort schon entwickelt hatte, glich in der That einem Bilde aus Tausend und eine Nacht.

Die größere Hälfte der Gäste war bereits anwesend.

Die Musik spielte den bekannten My-Queen-Walzer, dessen schmelzende Tonperlen die Leichtigkeit, mit welcher das Leben in diesem Hause dahinströmte, zu symbolisieren schienen.

Noch ward nicht getanzt. — Paarweise schritt man von Raum zu Raum.

Der sonst schwarzblaue Ecksaal und der daranstoßende Wintergarten waren von Künstlerhand feenhaft dekoriert.

Der Ecksaal stellte die Plattform des Monte Pincio

in Rom vor. In der Mitte erhob sich die allbekannte prächtige Palme. Ringsumher an den Wänden natürliche Lorbeerbüsche; davor die Ruhebänke; dahinter das herrliche Panorama der Siebenhügelstadt, ein großes Dreiviertel-Rundbild von ganz bedeutender Wirkung. — Man sah den Obelisken der Piazza del Popolo, die beiden Kirchen, zwischen denen der Eingang zum Corso liegt, und jenseits, gegen den flammroten Abendhimmel scharf abgegrenzt, die violettfarbne Kuppel der Peterskirche, den Vatikan, den fünfgipfeligen Berg Soracte.

Der Wintergarten stellte, was ihm begreiflicherweise nicht schwer fiel, die zum Monte Pincio gehörigen Anlagen vor. Im Hintergrund strahlte die Kette des Sabinergebirgs in glühender Abendbeleuchtung. Darüber die blaßgelbe Scheibe des Vollmonds.

Eine Zeitlang wandelte Hertha so am Arme ihres Gemahls auf und nieder. Die lange Enthaltsamkeit von solchen Prunkfesten schien ihre Empfänglichkeit merkbar gesteigert zu haben. Sie konnte sich an den bunten Gestalten, die so zahlreich an ihr vorüber zogen, an dem festlichen Glanz dieser Gemächer und der prächtigen römischen Dekoration nicht satt sehen.

„Meisterhaft!“ sagte sie, als sie zum drittenmal unter der Palme stand. „Wahrhaftig, zum Greifen! Weißt du noch, wie oft wir die Silhouette der Peterskuppel von der Villa Pamphili aus oder vom Gipfel des Scherbenhügels betrachtet haben? Und da drunten der Brunnen! Wie oft sind wir daran vorübergefahren zum Ponte Molle hinaus, oder hier in die Anlagen, wenn Militärkonzert war! Eine ganz allerliebste Idee von Marie! Sieht es nicht aus, als habe sie sich dies eigens für uns erdacht?

Gott, war das eine glückselige Zeit! Mir ist's wie ein Traum!"

„Ja, mein Liebling," sagte der Oberst, „alles vergeht. Wenn man sich mitten im Strome befindet, merkt man das Entgleiten der Welle nicht so, als wenn man für Augenblicke heraustritt."

„Und das geschieht eben," sagte die junge Frau nachdenklich, „wenn man so plötzlich durch einen unerwarteten Anblick in die Tage von einst zurückversetzt wird. Drei Jahre! Mir kommt's vor, als wären es erst drei Monate. Haben wir damals geschwärmt!"

„Thun wir das nicht noch heute?"

„Freilich," meinte sie etwas zerstreut. „Aber damals ... Alles war noch so neu, so rätselhaft, und die Welt noch so jung ..."

„Gnädige Frau ... Herr Oberst ..." klang jetzt die Stimme des Leutnants von Höffert, der sich ein wenig grotesk vor dem Paare verbeugte. Er trug das Kostüm eines sizilianischen Räubers.

„Wie amüsieren Sie sich?" fuhr er fort. „Nicht wahr, brillant? Diese Dekorationen — ganz ausgezeichnet! Ich kenne zwar Rom nicht aus persönlicher Anschauung, aber ich höre von allen Seiten ... Ah, Sie selbst sind ja dort gewesen! Pompös, diese Beleuchtungseffekte! — Und eine Auswahl von Trachten und Phantasiekleidern — großartig! Gnädige Frau sehen ganz excellent aus! Einem Briganten dürfen Sie die Dreistigkeit dieser Bemerkung nicht übel nehmen. Und Sie, Herr Oberst! Herr Oberst scheinen das ausgesprochenste Faible für Orientalisches zu besitzen. Äußerst geschmackvoll, äußerst malerisch!

„Wir dürfen Ihnen die Komplimente zurückgeben,"

sagte der Oberst höflich. „Fra Diavolo, wie er im Buche steht, — bis auf den Bart!“

„In dieser Beziehung wird Sie Ihr Freund Orlowsky befriedigen. Überraschenderweise hat er die nämliche Maske, — nur mit angeklebtem riesigem Räubervollbart. Er imponiert allgemein. Sehn Sie, da kommt er, die jüngere Fräulein Margolf am Arme! Flößt er nicht wahrhaft Entsetzen ein?“

„Der gute Orlowsky!“ lächelte Hertha. „Übrigens haben Sie recht. Was er für Augen macht! Er fühlt sich ganz und leibhaftig in der Rolle des Räuberhauptmanns.“

„Nicht zu erkennen!“ meinte der Oberst.

Wladimir Orlowsky begrüßte das ihm befreundete Ehepaar mit einem Griff an den Kalabreser, machte dann seine Begleiterin, eine hübsche Brünette, die Tochter des berühmten Professors, mit den beiden bekannt, und scherzte nicht ungeschickt über den grausigen Wüstenscheik und die schöne Toskanerin, die meuchlings geraubt worden sei, just wie damals in dem lebenden Bilde Fräulein Linda von Laßberg.

Der Leutnant hatte sich unterdes mit einem artigen „Bis gleich!“ von Hertha und ihrem Gatten beurlaubt. Die offne, herzliche Art, mit welcher die junge Frau dem Russen entgegenkam, berührte die leicht verletzliche Eitelkeit des erregbaren Offiziers etwas peinvoll. Er begriff nicht die Harmlosigkeit dieses Verkehrs. Mit dem Argwohn der Eifersucht ahnte er eine Bevorzugung.

„Pah,“ dachte er nach einigem Grübeln, „wo dieser täppische Halbasiate so leuchtende Chancen hat, da gebe auch ich das Spiel nicht verloren. Die Festmusik und das

ganze fremdartige Getreibe hier wird sie für ein ritterlich-kühnes Wort empfänglicher machen. Übrigens steht ihm der Vollbart unter aller Kanone!"

„Sie kennen wohl hier die ganze Gesellschaft, Orlowsky?" fragte der Oberst nach einer Weile.

„So ziemlich," versetzte der Russe. „Das Palais des Herrn Grafen ist heut abend das Stelldichein alles dessen, was irgendwie Anspruch erhebt, für bedeutend zu gelten. So vollständig hab ich zum Beispiel die Künstlerwelt niemals vertreten gesehn."

Die Säle füllten sich mehr und mehr. Neue Paare, oft in verblüffender Tracht, wandelten an der hochragenden Monte-Pincio-Palme vorüber.

„Kennen Sie den?" fragte Wladimir Orlowsky, auf einen gigantischen Ritter deutend, der vom Kopf zu den Füßen in Erz gewappnet schien und ein echtes stählernes Maschenhemd über der Rüstung trug."

„Wahrhaftig," lachte die junge Frau, „der Hüne von Laßberg! Wie sein Gesicht schon gerötet ist! Und wie unvorteilhaft, dieser Aufzug! Das hat ihm ein Feind geraten!"

„Er war nicht davon abzubringen," versetzte Orlowsky. „Ich denke, der Grund ist einleuchtend. Oft genug hat er von seiner Mama sich sagen lassen, er sei zu gelenkreich im Rückgrat. Nun will er dem Drang seiner Höflichkeit ein bißchen Gewalt anthun: das Messingblech hindert jede Verbeugung. Aber ein prächtiger Mensch ist er doch — bei all seiner leiblichen und geistigen Steifbeinigkeit! Denken Sie sich —"

Mit kurzen Worten erzählte er einen Zug, der die Bravheit Hans Kuniberts in ein glänzendes Licht stellte.

Die kleine Margolf hörte mit großem Interesse zu. Sie fand den goldblitzenden Harnisch mit dem Stahlhemd gar nicht so schrecklich, wenn auch ein bißchen schwer. Aber der Mann sah ja ganz darnach aus, als käme es ihm auf dreißig Pfund mehr oder minder nicht an. Was Orlowsky nur wollte . . .!

In diesem Augenblick verkündete ein schmetternder Tusch den Anfang der Polonaise.

Der Oberst und Hertha, von dem Russen und seiner Dame gefolgt, reihten sich in die schnellgefügte Kolonne.

Nun hatte man Muße, all die verschiednen Gestalten, wie sie vorbeikamen, all dies Flirren und Flittern, die rauschenden Roben, die wallenden Schleppen, die Degen, Helme und Federbüsche der verschiedensten Art zu durchmustern, Grüße zu tauschen, ernste und scherzhafte Verneigungen zu erwidern, — mit einem Wort: sich gründlich zu orientieren.

Zuvörderst schritt Seine Excellenz der Kriegsminister — fast in dem gleichen Kostüm, das der Oberst gewählt hatte — mit Gräfin Marie Gaßler, die ein prächtiges Phantasiegewand — Frühlingsanfang — trug.

Der Graf selber erschien als sevillanischer Espada — eine der wirkungsvollsten Masken des ganzen Balles.

Seine Schwester, Komteß Claudine, sah als Dornröschen ganz allerliebst aus, während Aurelie von Wolfshagen als Ophelia gar zu bleich und zu hohläugig dreinschaute. Claudine sowohl wie Marie hatten ihr abgeraten; aber sie blieb nun einmal dabei, und hatte das ungünstige Resultat sich nun selbst zuzuschreiben.

Linda von Laßberg nahm sich als griechisches Blumen-

mädchen, trotz ihrer allzu nordischen Blondheit, neben dem Räuberhauptmann von Höffert nicht übel aus.

Afra von Laßberg spielte die Rolle einer uralischen Fischerin ebenfalls glaubwürdig, bis auf die blaßblonden Wimpern und den gar zu schwedisch-norwegischen Teint. Sie wandelte neben Gustav von Gruthenau, der einen altfranzösischen Edelherrn darstellte.

Frau von Gruthenau war nicht anwesend.

Der Vater Gustavs hatte die Tracht eines spanischen Granden zur Zeit Philipps II gewählt. Er führte ein blutjunges, auffallend hübsches Mädchen, das der Oberst und Hertha nicht kannten.

Von besondrer Echtheit und Pracht war das Kriegsgewand eines Wallensteinschen Hauptmanns.

Hertha, von ihrem Gemahl auf die ungewöhnlich fesselnde Erscheinung aufmerksam gemacht, sah ihn nur gerade noch flüchtig vorbeischreiten.

Sie wandte den Kopf ein wenig nach rechts und fand in der That, daß die ebenmäßige, ritterlich-schöne Gestalt so vollständig zu dem malerischen Kostüm paßte, wie kaum eine zweite rings in dem farbenbunten Gewimmel.

Dann verlor sie ihn aus den Augen.

Während des Walzers schritt sie mit ihrem Gemahl nach dem Wintergarten, wo es kühler war als in dem menschengefüllten Prunksaal. — Sie setzten sich auf eine der Bänke und plauderten, wie sie es sonst um die nämliche Zeit wohl daheim in Herthas Boudoir oder im Arbeitsgemache des Obersts gethan haben würden.

Vereinzelte Paare nur kamen an ihnen vorüber. Abgedämpft, wie fernes Quellgemurmel, klang die Musik. Nun

verstummte sie völlig, um dann lauter und lustiger wieder anzuheben.

Wohlbedächtigen Schrittes kam Paul von Höffert von der Plattform des Monte Pincio, neigte sich gegen den Oberst, fragte, ob er gestatte, und führte mit einigen kunstvoll gedrechselten Phrasen die junge Frau nach dem Ballsaal.

Auch der Oberst erhob sich. Vier- oder fünfmal durchmaß er den pflanzenerfüllten Raum. Hiernach folgte er gleichmütig den Vorausgeeilten.

„Ich freue mich," sagte der Leutnant zu Hertha, als sie in die Kolonne der Tänzer sich eingereiht hatten, „daß die gnädige Frau nun wieder in die Gesellschaft und das Leben zurückkehren. Es ist ja auch nur natürlich. Die bisherige Abgeschlossenheit konnte nicht vorhalten."

Sie schaute ihm groß ins Gesicht.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, die Rücksicht auf Ihren allverehrten Gemahl, den Herrn Oberst, hat diesen Umschwung wohl eine Zeit lang vertagen, aber nicht dauernd verhindern können. Die Jugend fordert eben ihr Recht."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Gnädige Frau verstehen mich prinzipiell nicht. Ach, und doch habe ich solche Schwerhörigkeit um die gnädige Frau nicht verdient! Wenn es je einen Freund gab ....

„Tanzen wir lieber!" sagte Hertha bestimmt.

Der Leutnant verbeugte sich, murmelte etwas vom schönsten Tag seines Lebens, und führte dann seine Tänzerin mit großer Gewandtheit in die Wirbel der Polka hinaus.

„Könnt ich so ewig mit Ihnen forttanzen!" flüsterte

er bei einer sausenden Wendung, die ihn vor dem Zusammenstoß mit dem blitzenden Harnisch Herrn von Laßbergs bewahrt hatte.

„Sie sollten sich schämen, Herr Leutnant, doppelt schämen ....“

„Wie so, meine Gnädige?“

„Erstens, daß ein Mann von Ihrem gesunden Verstande so abgedroschene Redensarten im Munde führt; zweitens, daß Sie sich unterstehn, mir, einer Frau, dergleichen ins Ohr zu flüstern.“

„Aber ich liebe Sie, und wenn es mein Tod ist!“

„Und ich lasse Sie bei dem nächsten ungebührlichen Wort mitten im Saal stehen, und wenn's Ihre größte Blamage ist! Führen Sie mich augenblicklich zu meinem Manne zurück! Ich bitte Sie dringend. Nur noch dort bis in die Ecke! Nein, keinen Schritt weiter! Verstehen Sie mich?“

Der Leutnant erbleichte ein wenig, aber er faßte sich rasch. Mit ruhiger Höflichkeit willfahrte er ihr, schlug die Absätze widereinander und machte dann Kehrt.

„Ich bin etwas müde geworden,“ lächelte Hertha, den Arm ihres Gatten ergreifend. „Leutnant von Höffert tanzt mir denn doch ein bißchen zu lebhaft.“

Das Ehepaar stieg nun die Estrade hinauf und gesellte sich einer Gruppe, deren Mittelpunkt die Gräfin Marie bildete.

Die Polka war eben zu Ende. Frau von Anzendorff und die Gräfin hatten sich bis jetzt nur flüchtig begrüßt.

„Du kommst wie gerufen,“ sagte Marie. „Herr Kessinger — Roland Kessinger — bittet um die Ehre, dir und deinem Gemahl vorgestellt zu werden.“

Sie winkte mit einem Blick ihrer glänzenden Augen den Wallensteinschen Kriegsmann heran, dessen Erscheinung vorhin bereits den Oberst frappiert hatte.

Hertha sah auf. Ein sonderbares Gefühl überkam sie. Es war ihr zu Mute, als habe sie diesen Moment schon einmal erlebt, freilich in etwas veränderter Form. Die Züge des Mannes, der sich jetzt artig vor ihr verneigte, kamen ihr wie bekannt vor, und doch wußte sie, daß sie ihn niemals gesehn hatte.

Noch etwas mischte sich in ihr rätselhaftes Gefühl: eine freudige Bangigkeit, eine Feststimmung, ein leiser Nachklang jenes beklommenen Jubels, den sie als Kind während der letzten Tage vor der Weihnachtsbescherung empfunden hatte.

Sie mußte lächeln, wie dieser Vergleich ihr so auftauchte. Streng genommen hatte es ja nichts Überraschendes, wenn die erste Begegnung mit einem Meister, den sie seit lange verehrt und bewundert hatte, sie in Erregung versetzte.

„Nimm dich in acht!“ raunte Marie schalkhaft, während sich Roland Kessinger jetzt zum Oberst wandte. „Er ist ja höchst interessant, — aber gefährlich, o, gefährlich, du hast gar keine Ahnung! Unter uns gesagt: als Aurelie vorhin erfuhr, daß er hier sei, wollte sie augenblicklich den Saal verlassen. Ich kam gerade noch recht, um einen Eklat zu verhindern: denn jedermann hätte sofort gewußt, weshalb sie das Weite suchte. Du erinnerst dich doch . . .? Ach, ich erzählte dir's doch schon in Gruthenau! Sie hat ihn sterblich geliebt; ja die böse Welt behauptet sogar . . . Da, nun holt er dich schon zur Tirolienne! Garde à vous, chère amie!“

Nicht ohne Befangenheit nahm Hertha den Arm des „Gefährlichen“. Aber nach kurzer Frist schon hielt sie sich überzeugt, daß Gräfin Marie sich in der Schilderung dieses Mannes gründlich vergriffen habe.

Die Art und Weise, wie Kessinger zu ihr sprach, hatte nicht einen Schimmer von jener selbstbewußten Frivolität, wie sie zum Beispiel dem Leutnant von Höffert eigen war. Ganz im Gegenteil: etwas Maßvoll-Harmonisches klang in der weichen, tieftönigen Stimme, — und auch was er ihr sagte, war im Vergleich mit den üblichen Ballgesprächen ernsthaft und eingehend.

Er hatte so viel von der gnädigen Frau gehört; die Gräfin Gaßler schien eine wirkliche Freundin von ihr zu sein; so oft und so eifrig sprach sie von ihr, und so warm; so begeistert rühmte sie ihre Talente.

Er begrüßte in Hertha eine Schaffensgenossin, eine Schwester in Phöbus Apollo.

„Sie haben einigen meiner Gemälde die Ehre erwiesen, sie andächtig zu studieren; ja, eines sogar haben Sie mit ganz ungewöhnlichem Glück nachgebildet. Es wäre mir von besondrem Interesse, die Reproduktion zu sehn. Die Gräfin lobt sie ganz außerordentlich.“

Hertha war freudig betroffen bei dieser Rede.

Wie? Der gefeierte Meister, der seinen Weltruhm in allen Zeitungen las, er nannte es eine Ehre, von ihr, der unbedeutenden Nachstammlerin, reproduziert zu werden?

Und dieser Mann sollte eitel und egoistisch sein, wie Fräulein von Wolfshagen dies behauptete? Ein unedler Zug von Aurelie, wenn sie im Ärger verschmähter Liebe den so verdächtigte, der ihr einst teuer gewesen!

Hertha hielt es für eine selbstverständliche Fordrung

der Höflichkeit, den artigen Künstler zur Besichtigung ihres Versuchs einzuladen.

Er dankte mit einem freudigen Aufleuchten seiner tiefdunklen Augen, die fast an die ihren gemahnten. Dann sprach er weiter, nicht wie ein Fremder zu einer Fremden, sondern als hätte er eine Freundin wiedergefunden, von der ihn der Zufall einige Zeit lang getrennt gehalten.

Einmal, da er von Rom und Florenz sprach, so knapp, so schlagend, und doch so beredt, hing ihr bewundernder Blick beinah minutenlang wie traumverloren an seinem Antlitz.

Sie errötete, als sie sich dieser allzu lebhaften Aufmerksamkeit bewußt ward.

Welcher geheime Zug lockte sie nur so unwiderstehlich in den Bereich seines Wesens? War das nur die begeisterte Sympathie für den Künstler?

„Nein, gewiß nicht!“ sagte sie zu sich selbst. „Es muß eine Freundschaft geben, die ganz plötzlich erwacht, ohne daß sich die beiden Freunde noch ausgesprochen. So empfind ich für ihn, — und er für mich — — und deshalb spricht er so ernst, so gemessen, so ehrerbietig. Über dem liebenswürdigen Menschen vergißt man den Künstler, der so Schönes und Großes geschaffen hat, trotz seiner Jugend.

In der That, jetzt fiel es ihr auf, wie außerordentlich jung er war. Höchstens dreißig Jahre! Keinesfalls sah er älter aus. Und so frisch, so lebendig, unbeschadet des Ausdrucks geistiger Hoheit, der ihm sonnig und klar über den Brauen thronte.

Sie tanzten.

Kraftvoll und zart zugleich hielt er die schlanke Gestalt

umschlungen. Er tanzte nicht völlig so kunstgerecht wie der Leutnant, aber es lag ein verhaltenes Feuer in seiner Art, ein dämonisches Etwas …

Hertha schloß ein wenig die Augen.

Während des folgenden Tanzes unterhielt sich Kessinger eifrig mit Otto von Anzendorff. Hertha zog sich unbemerkt nach der Palme des Monte Pincio zurück und sah, die Hände im Schoß gefaltet, träumerisch nach der blutrot umflammten Kuppel der Peterskirche.

Die Worte Mariens: „Er ist gefährlich, o, gefährlich!“ hallten ihr laut durch die Seele. Ja, in gewissem Sinn hatte die Gräfin recht. — Ein Mensch, der so außerordentlich anregte, dem es gelang, mit den einfachsten Mitteln jeden beliebigen Ton in der Brust seiner Partnerin anzuschlagen, der so wunderherrlich erzählte und lauschte, — der verdiente fast diese Bezeichnung …

Aber Marie hatte es anders gemeint …

Und was wollte sie mit der halben Bemerkung über Fräulein von Wolfshagen? „Die böse Welt behauptet …“ Was behauptete sie? Nun, jedenfalls lag die Schuld auf Seiten Aureliens. Die hätte begreifen müssen, daß der Genius, der da schaffend zum Lichte strebt, sich die Flügel nicht binden läßt; daß sie aus hundert Gründen nicht zu ihm paßte; vor allem aber, daß er ja viel, viel zu jung für sie war!

Ja, er war jung!

Weshalb klang ihr das Wort nur so fremd, und doch so heimlich verlockend?

Bis dahin hatte sie nie drüber nachgedacht, ob die Herren, die ihr begegneten, alt oder jung seien. Ja, als Herr von Anzendorff damals um sie geworben, war er

mit seinen immer wiederkehrenden Reden vom Unterschiede im Alter ihr beinahe thöricht erschienen ...

Es mußte wohl sein, daß gerade zu diesem Gesicht, zu diesen leuchtenden Künstleraugen und der edelgeformten, klaren Stirn die Jugend ein unentbehrliches Attribut bildete.

Sie versuchte die einzelnen Züge Rolands sich ins Gedächtnis zu rufen.

O, das hielt ihr nicht schwer!

Wenn sie die Hand auf die Augen preßte, sah sie, wie er, von Gräfin Marie herangewinkt, vor sie hintrat, eine Sekunde lang freudig erstaunt, dann höflich, beinah zurückhaltend, und dennoch so kühn, so glutäugig, wie ihr niemals im Leben etwas begegnet war.

Endlich erhob sie sich. Fast eine halbe Stunde lang hatte sie so gesessen.

„Ah," sagte der Oberst, als sie wieder zur Estrade hinaufschritt, wo er noch immer mit Roland Kessinger und Wladimir Orlowsky in eifriger Unterhaltung saß.

„Ich habe in Reminiscenzen geschwärmt," sagte sie wie entschuldigend. „Rom, das ewige Rom ... Ich glaube, der Trunk aus der Fontana di Trevi hat auch an mir seine Wunder gethan. Ich möchte fürs Leben gern wieder einmal auf die wirkliche Piazza del Popolo und den klassischen Obelisken herabsehn!"

„Das dürfte kein unerfüllbarer Wunsch sein," lächelte Roland.

„Sobald du befiehlst," setzte der Oberst hinzu und ergriff ihre Hand. „Wenn du willst, morgen."

In diesem Augenblick hatte sie das Gefühl, als sollte sie ausrufen: „Ja, ich nehm dich beim Wort! Morgen!" — Aber die Regung verrann ...

Einmal noch tanzte Hertha mit Roland Kessinger.

„Ihr Herr Gemahl hat gleichfalls die Güte gehabt, mir die Besichtigung Ihres Ateliers zu gestatten. Wenn es der gnädigen Frau also ernst damit war . . .“

„Gewiß. Für eine strebsame Dilettantin kann Ihr nachsichtsvolles Interesse nur schmeichelhaft sein.“

„O, Sie verkennen die Situation. Sie geben hier alles: ich nehme nur dankbar und ehrfurchtsvoll in Empfang.“

Was meinte er mit dieser orakelhaften Bemerkung? Das klang doch bei weitem zu überschwenglich, ja geradezu sinnlos, wenn es sich auf das Bild bezog.

Für kommenden Mittwoch sagte er seinen Besuch an. — Trotz aller Freude fühlte ihr Herz sich bedrückt. — Das war alles so schnell gekommen, und das Wesen des Künstlers hatte etwas so Seltsames . . .

„Du scheinst dich nicht übermäßig zu amüsieren,“ meinte der Oberst, als er sie wieder einmal durch den Saal führte.

„O, vortrefflich! Aber ich bin etwas abgespannt. Welche Zeit ist's?“

„Halb drei vorüber.“

„So spät schon? Ich dächte, da gingen wir.“

Ohne Abschied zu nehmen — denn die Gesellschaft war, bis auf einige ältere Leute, noch vollzählig — führte der Oberst seine Gemahlin nach der Garderobe. Das Anzendorffsche Kupee war eben erst angelangt. Auf den Ruf des Thürstehers rollte es vor den Ausgang. Hertha drückte sich schweigsam in ihre Ecke. Fünfzehn Minuten später war man daheim.

Achtzehntes Kapitel.

Der Oberst war todmüde; er schlief sofort ein.

Auch Hertha, wiewohl sie zu Anfang noch von allerlei rauschenden Truggestalten und Bildern umgaukelt war, fand nach einiger Zeit ihren erquicklichen Schlummer. Sie träumte zwar unaufhörlich, aber ruhig, ereignislos, zuständlich, so daß ihr am folgenden Morgen nur ein glückseliges, lichtes Gefühl zurückblieb, ein Festtagsgefühl, eine unmotivierte Ahnung, als stehe ihr etwas Wunderbares bevor, oder als müsse ihr etwas Himmlisches einfallen.

Den ganzen Tag über war ihr Wesen und ihre Stimmung in diesen Rosenschimmer getaucht, der ihr das Liebe und Gute noch besser und lieber machte. Die Freudigkeit, die ihr sonst eigen war, schien lebhaft gesteigert. Sie umarmte ihren Gemahl zärtlicher, sie drückte ihr Kind leidenschaftlicher an die Brust, als bisher; namentlich das reizende Kind! Immer wieder kehrte sie zu dem Kleinen zurück, selbst während der anderthalb Stunden, die sie nach eingenommenem Frühstück im Atelier verbrachte.

Einmal packte sie so der Gedanke, das sei eine mißliche Vorbedeutung. — Sie entsann sich, daß ihre Schwester

Julie einst ihren Knaben so stürmisch umklammert hatte, als Doktor Steinmann über die Fortschritte einer verheerenden Epidemie sprach. Es war dies das einzige Mal, daß Julie, die sonst an die Monotonie eines ewig lächelnden Frühlingshimmels gemahnte, etwas verriet, was nach einer empfindungsmächtigen Seele aussah; deshalb hatte sich dieser Augenblick so tief in Herthas Erinnerung gegraben. Drei Tage später lag der kleine Hans todkrank am Scharlach . . .

Hertha ward eine Sekunde lang nachdenklich. Dann umarmte sie ihren hell auflachenden Knaben mit zwiefacher Inbrunst, küßte ihn auf das lockige Haar und scherzte mit ihm, als wäre sie seinesgleichen.

Nein. Ihr war ja nicht bang ums Herz. Nur so über alle Beschreibung voll, so überströmend an Jubel und Wonne.

Sie setzte sich zu dem Kind auf das Löwenfell, und dann neckten die beiden sich mit dem Hund, der wie närrisch umhertollte, und einen Purzelbaum über den andern schlug.

Da nun der Oberst hereintrat, schämte sich Hertha, ward purpurrot, nickte ihm aber vergnüglich zu und sagte, sich aufrichtend:

„Heute wird es wohl nichts mit dem Malen. Das Kind ist wie losgelassen. Und dann: ich glaube, — die Sonne da draußen glänzt gar zu verlockend! Der schönste Novembertag, den ich jemals erlebt habe! Das heißt natürlich, den einen ausgenommen . . .“

Sie schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihr Antlitz an seine Schulter. Die regelmäßige Thätigkeit also, die ihr bis dahin Bedürfnis gewesen, widerstrebte ihr

schon; sie spürte ein ungewisses Verlangen, herumzuschlendern, aus ihrer gewohnten Umgebung herauszutreten . . .

Otto von Anzendorff, der von dem sonderbaren Gemütszustand seiner Frau keine Ahnung hatte, willfahrte ihr mit dem größten Vergnügen. Sie fuhren ins Eichenthal.

So kam der Mittwoch herbei. Das prächtige Frostwetter hatte angehalten. Es herrschte rings eine Beleuchtung, wie man sie sonst nur im Süden erlebt: Alles in Klarheit getaucht, die Schatten voll und gesättigt, und ein himmlischer Hauch von Erwartung und Festlichkeit in der leuchtenden Atmosphäre.

Es schlug halb zwei, als Roland Kessinger seine Karte abgab.

Man empfing ihn im Arbeitszimmer des Hausherrn, wo die Kopie des berühmten Gemäldes hing.

Das Herz der jungen Frau pochte ein wenig, als der Künstler bedächtig vor das bronce-umrahmte Bild trat und es mit lebhafter Aufmerksamkeit zu betrachten schien.

„Nun, was meinen Sie?“ fragte der Oberst.

„Als der Urheber des Originals bin ich in meiner Kritik wohl zu einseitig. Trotzdem — wenn ich auch manches bedenklich, und so zum Beispiel das Kolorit der Gewänder ein bißchen zu hart finde — muß ich doch eins bekennen: die Zeichnung ist tadellos! Weit besser als in den meisten Kopieen der Kunstschüler! Ganz besonders geglückt scheint mir die Verlassne da an der Säule. Der Zug um den Mund ist zwar nicht völlig korrekt, aber — ehrlich gesagt — wirksamer als in dem Urbild. Das Mädchen erscheint hier noch schmerzlicher, traumverlorner. Ich beglückwünsche Sie, gnädige Frau! Sie haben ein sehr bemerkenswertes Talent. Malen Sie auch nach der Natur?“

„Landschaften, ja.“

„Sie sollten sich im Porträt versuchen.“

„Aber ich bin ja fast Autodidakt.“

„Um so glänzender ist die Hoffnung, zu der Sie berechtigen. Übrigens deutet die Art Ihrer Pinselführung trotz einzelner Ungewandtheiten auf eine systematische Schulung.“

„Wenn Sie so wollen, ja. Im Margaretenstift hatten wir einen vortrefflichen Zeichenlehrer. Zuletzt versuchten wir uns sogar in Aquarell und in Öl. Auch später, solang ich bei meinem Schwager wohnte, hatt ich allwöchentlich dreimal Unterricht: aber der Hofmaler Köttig mit seiner öden Methode wußte mir wenig zu imponieren. Ich genügte nur einer Pflicht, wenn ich die Stunden so mit ihm absaß: die wirkliche Freude begann erst mit dem Moment, da ich allein war und mich auf eigne Faust nun ergötzte.“

Roland Kessinger hatte, während sie ihm das rasch und eifrig erörterte, nicht den Blick von ihr abgewandt.

„Sie unterschätzen den Hofmaler,“ sagte er lächelnd. „Otfried Köttig ist ein tüchtiger Lehrer. Freilich, ihm fehlt das Schöpferische, das mir unbedingt nötig erscheint, um ein Talent wie das Ihre nachhaltig anzuregen. Ich habe in dieser Beziehung bei meinen Schülerinnen gar manche Erfahrung gesammelt.“

„Wie? Sie haben noch Schülerinnen?“ fragte der Oberst.

„Und Schüler.“

„Bei der erstaunlichen Fülle Ihrer Hervorbringungen überrascht mich das höchlich.“

„Sie denken sich die Geschichte vielleicht mühsamer, als sie ist. Einige junge Künstler und Künstlerinnen besuchen

mein Atelier und malen dort, streng genommen, für sich allein, während ich, unbekümmert um sie, meine Arbeit fördre. Ab und zu, wenn ich mir eine neue Cigarre anzünde oder sonst eine Pause mache, halte ich bei den Leutchen dann Rundgang, tadle, erkläre, verbessere oder lasse sie selber finden, worin sie gefehlt haben. Übrigens stört es mich nicht im geringsten, wenn mich ein Schüler gelegentlich etwas fragen sollte. Ich bin kein Pedant, Herr Oberst."

Frau von Anzendorff hatte bereits das Wort auf der Zunge: „Das wäre doch herrlich, wenn ich da mit malen könnte!" Sie sah sich schon in dem künstlerisch ausgestatteten Raum; sie erblickte die wallenden Draperieen, die prächtigen Tierfelle, die Gewänder und Wehrgehenke, die Staffeleien mit den halbfertigen Bildern — und die Gestalt Rolands, der seinen Platz dicht neben ihr hatte und ihr mit großer Geduld auseinandersetzte, weshalb diese Tönung zu derb, jene Linie zu unklar, jener Schatten zu tief sei.

Hertha begriff nicht, was ihr an dieser Vorstellung so verführerisch dünkte. Rätselhaft vollends blieb ihr das eigentümliche Bangen, das sie verhinderte, ihren Wunsch auszusprechen.

Schwieg sie aus bloßer Bescheidenheit?

Aber er selbst hatte ja anerkannt, daß sie Talent besaß, — und Lernenwollen ist eine Sache, die keine Entschuldigung braucht!

Sie sah nach dem Oberst — vielleicht in der heimlichen Hoffnung, er werde an ihrer Statt reden.

Dem Oberst jedoch schien ein solcher Gedanke höchst antipathisch.

Wenn Hertha fähig gewesen wäre, klar und ohne Voreingenommenheit zu urteilen, sie würde sofort eingesehen haben, daß ihr Gemahl durchaus keine Veranlassung hatte, durch eine so tief einschneidende Änderung sich die reizendsten Augenblicke seines Vormittags zu zerstören.

Ließ er jetzt wirklich einmal ein paar Stunden vergehn, ohne sie aufzusuchen, so wußte er doch, sie war da; er konnte sie jederzeit mühlos erreichen. Schon dieses Gefühl war ihm Wonne; es verließ ihn bei keiner noch so angestrengten Beschäftigung.

Hierzu kam noch ein andres. Hertha betrieb das Malen bis jetzt nur als Liebhaberei; es war ihr ein artiger Blumenschmuck, den sie um Haus und Herd schlang, ohne sich Großes darauf zu gute zu thun. Der regelmäßige dreistündige Besuch des Kessingerschen Ateliers aber und der intime Verkehr mit den Künstlern und Künstlerinnen hätte vielleicht eine gründliche Wandlung herbeigeführt. Die Zugabe wäre ihr nach und nach zur Hauptsache geworden. Man weiß ja, das Künstlertum hat in dieser Beziehung etwas Dämonisches. — Lieber mochte sie in den Schuhen des Dilettantismus stecken bleiben bis an ihr Lebensende, eh ihre Weiterbildung um einen so schwerwiegenden Preis erkauft wurde.

Es bleibe dahingestellt, ob sich Anzendorff dies alles so klar überdachte, oder ob ihn lediglich der Instinkt davon abhielt, den unausgesprochenen, aber deutlich erkennbaren Wunsch seiner Frau zu erfüllen.

Jedenfalls gab er jetzt dem Gespräch eine Richtung, die von den Kunstbestrebungen Herthas weit ablag. Die junge Frau fügte sich, plauderte, so lebhaft es gehen wollte, über den köstlichen Spätherbst, lauschte einer Bemerkung

des Künstlers über die neueste Operette, und schwieg dann, von ihrer Nachdenklichkeit in beklemmende Fesseln geschlagen.

Roland Kessinger, der sich inzwischen, dem höflichen Winke des Hausherrn entsprechend, wieder gesetzt hatte, stand nun auf und ergriff seinen Hut. — Er hatte diesen ersten Besuch schon sehr in die Länge gezogen.

„Ich wage kaum noch die Bitte, gnädige Frau möchten so gütig sein, mich einen ganz flüchtigen Blick auf Ihre neuesten Arbeiten werfen zu lassen.“

„Gern.“

Sie schritt eilig voran. Kessinger und der Oberst folgten.

„Hier,“ sagte Hertha, die Flügelthüren zum Atelier aufstoßend.

„Ah! Ganz allerliebst!“ rief der Maler beim Eintreten. „Ich beneide Sie, gnädige Frau! So stimmungsvoll, so harmonisch ist es bei mir daheim nicht!“

Dann, die Studien musternd, die rings an den Wänden hingen:

„Sehr interessant, dieser Baumschlag! Auch hier die Mühle und die trotzige Felspartie zeugen von großer Kraft. Alles nach der Natur?“

„Das meiste.“

Nun trat Kessinger an das Fenster, rühmte die Aussicht und sprach von der schönen Beleuchtung, die er noch ausnützen müsse für die Weiterführung seiner Croquetpartie.“

„Ach? Sie malen eine Croquetpartie?“

„Wenn es die Herrschaften interessiert . . .: fünf, sechs Tage noch, dann ist die Geschichte so weit gediehen, daß man sie zeigen kann.“

„Außerordentlich liebenswürdig . . .“

Er verabschiedete sich.

Während der Oberst ihn höflich nach dem Treppenhause geleitete, blieb Hertha noch eine Weile im Atelier. Sie schaute sich um. Alles kam ihr vor wie verändert — mehr noch und eigentümlicher als an dem Tage nach dem Kostümfest. Ihre Brust pochte. War das wirklich nur der keimende Künstlerstolz, was ihr so übermäßig das Herz schwellte? Nur das freudige Hochgefühl, von dem allbewunderten Meister gelobt worden zu sein?

Man hatte jetzt noch anderthalb Stunden bis zur Hauptmahlzeit. Hertha atmete tief. Wie neulich ergriff sie der unwiderstehliche Drang, ins Freie zu eilen.

Sie schlug ihrem Gatten vor, mit ihr auszufahren, oder ein wenig über die Annenstraße zu schlendern, deren glänzende Schauläden eine so angenehme Zerstreuung boten. Und der Tag war so herrlich.

Otto von Anzendorff war zu seinem Bedauern verhindert. Er hatte in Angelegenheit seines kriegswissenschaftlichen Werkes einige Briefe zu schreiben, die noch vor Tisch auf die Post mußten.

Das Kind schlief. So ging Hertha allein.

War das ein Treiben, ein Getümmel auf den breiten Trottoiren! Die Sonne flammte wie Gold über den Dachfirsten und breitete hier und da an den Querstraßen eine glänzende Lichtfläche zwischen die Häuserschatten. Trotz der frostkalten Witterung lag etwas Frühlingsartiges in der Luft. Oder kam es der jungen Frau nur so vor? Leicht und elastischen Ganges schwebte sie durch das bunte Gewühl. Auch die Gesichter der Menschen, die ihr begegneten, strahlten im Abglanz dieser unbeschreiblichen Lichtfülle, — so frisch, so fröhlich, als ob es auf Erden kein Weh mehr gäbe, kein Elend und keine Verzweiflung.

Da — welch ein seltsamer Zufall!

Nach dem Victoriaplatz einbiegend, sah sie nur wenige Schritte von sich entfernt die hohe Gestalt Rolands, der eben aus einem der Magazine trat und geradewegs auf sie zukam.

Hier in der vollen Klarheit des Tages sah er noch edler, noch stolzer und noch bedeutender aus als vorhin. Oder lag auch das nur in ihrer Stimmung?

Es war zu sonderbar . . .! Im ersten Moment, wie sie seiner ansichtig ward, meinte sie umkehren zu müssen. Dann aber dünkte ihr das über jeden Begriff albern. Sie ging also kühnlich weiter, nahm seinen eigenartigen, außerordentlich höflichen Gruß entgegen, und dankte mit einer sehr flüchtigen Kopfneigung.

Nun ärgerte sie sich wieder ob dieser Flüchtigkeit. — Was sollte er denken? Noch vor zwanzig Minuten hatte er bei ihr gesessen, mit ihr geplaudert, ihr das liebenswürdigste Interesse gezeigt, und nun schoß sie an ihm entlang, als sei er ihr Tapezierer! Ach, und wenn er nur nicht bemerkt hatte, daß sie wirklich eine Viertelsekunde lang ihren Gang unterbrach! Hatte sie es denn wirklich gethan, oder war das nur so ein inneres Stocken, eine Art geistigen Zurückprallens gewesen? Sie wußte es nicht. Jedenfalls lag in dem Gruß, mit dem er vorbeischritt, gar nichts Ironisches. Und das hätte sie doch zu erwarten gehabt, falls er den eigentümlichen Vorgang wahrgenommen!

Das Bild dieses Vorüberschreitens verfolgte sie während des ganzen Spaziergangs. Im Anfang war sie beinahe ingrimmig auf sich selbst. Immer und immer wieder daran zurückzudenken — wahrhaftig, sie schämte sich! Bald aber meinte sie, es begreife sich, daß eine junge Frau, die sonst

die gesellschaftlichen Formen durchaus beherrsche, eine Beklemmung verspüre, wenn sie sich ausnahmsweise bei einer Ungeschicktheit ertappe; — und als sie nun wieder die Annenstraße zurückschritt, da war der kleine Verdruß überwunden, und nur der Eindruck des herrlichen Tages verblieb und die sonnige Feststimmung.

Frau von Anzendorff hatte sich fast um zwanzig Minuten verspätet. Gerade noch rechtzeitig traf sie ein, um die schmälende Köchin vor der Verzweiflung zu retten, denn der Fisch drohte morsch zu zerbröckeln.

„Wo bleibst du denn, liebes Kind?“ fragte der Oberst.

Er zog sie an sich und preßte die Lippen auf ihre Stirn. Die köstliche frische Luft, die sie in ihren Kleidern mit in das Haus brachte, die rosige Kühle ihres Gesichts, der strahlende Glanz ihrer Augen berauschte ihn.

„Wo ich bleibe? Mein Gott, ich ahnte ja nicht, daß es so spät sei! Du hättest mitkommen sollen, trotz deiner Briefe! Ein göttlicher Tag!“

Während der Mahlzeit war Hertha von übermütigster Laune. — Sie neckte ihren Gemahl, sie scherzte und lachte mit ihrem Kind, sie nahm sogar den Rattler auf ihren Schoß und fütterte ihn mit Bissen von ihrem Teller.

Am Abend besuchte der Oberst mit Hertha das Schillertheater.

Man gab „Die Unverstandne“ — das talentvolle Erstlingswerk eines seitdem verstorbenen Dichters, dem damals die Rolle des zukünftigen Shakespeare um so freudiger zuerkannt wurde, als er nicht deutscher, sondern norwegischer Abstammung war.

Das Drama behandelte in durchaus neuer Form einen uralten Konflikt. Heldin des Stückes war eine dänische

Edeldame, die infolge eines fürstlichen Machtworts dem ungeliebten Gemahl zum Altare gefolgt ist und jahrelang duldet und schweigt, bis sie dann endlich in dem Botschafter einer fremden Nation den Mann erkennt, der da berufen ist, ihre Erstarrung zu lösen und in der Tiefe ihres vereinsamten Herzens die rasendste Leidenschaft zu entfesseln. Siegreich geht ihre makellose Natur aus diesem stürmischen Kampfe hervor, aber der Sieg kostet ihr und dem Helden, den sie vergöttert, das Leben.

Hertha schien im Anfang zerstreut. Das Opernglas vor den Augen, musterte sie die gegenüberliegenden Logen, wo sie das Gaßlersche Ehepaar und hinter den beiden den Leutnant von Höffert und Wladimir Orlowsky entdeckte.

Auch später, als sie nun hinhorchte, fanden die Klagen der jungen Darstellerin, die da in bangen Naturlauten über ihr Schicksal seufzte, kaum ein Echo in Herthas Brust. Die Situation schien ihr thöricht. Weshalb hatte die sonst so kraftvolle Nordlandstochter sich zwingen lassen?

Der Dichter mochte hier in der That nicht ausreichend motiviert haben.

Nun aber kam die Szene, wo der liebentbrannte Napoletaner in tosender Leidenschaft auf sie einspricht, sie mit aller Gewalt der Sehnsucht verlocken will, ihm zu folgen, weit hinweg über das Meer, wo der Arm des Königs und des verhaßten Ehegatten sie nicht mehr erreichen kann.

Im Gefühl der Pflicht leugnet die blonde Dagmar ihr trostlos-ödes Verhältnis zu dem Gemahl. Der Napoletaner lacht höhnisch auf und schleudert ihr dann die Worte entgegen:

„. . . . . Du lügst!
Und läse dir's mein Blick nicht vom Gesicht,

Das trauernd bleicht im goldnen Mai des Lebens,
So gäb's doch **eine** Göttin, die's enthüllte,
Die niemals trügt: die Göttin heißt Natur!
Sie flucht dem Bunde, den du blind geschlossen —
Sie rüttelt mit verzweiflungsvoller Faust
An deinen Fesseln. Und wie jetzt dein Auge
In Thränen glänzt, verrät sich dein Geschick.
Dein Herz verdorrt in ekler Wüstenei,
Dein Sinn verlechzt nach ebenbürt'ger Liebe!
Sprich mir von Würde, sprich von Hoheit nicht!
Im Reich der Minne gilt nicht eitler Glanz,
Nicht Edelsinn, nicht Größe: nur das Blut,
Das heiße Blut der sehnsuchtstrunknen Jugend!"

Jetzt zum ersten Male fühlte sich Hertha wie mit hereingezogen in das wechselnde Treiben da auf der Bühne.

Ihr scheuer Blick streifte ihren Gemahl. Sie merkte, wie er zwar äußerlich gleichmütig dreinschaute, aber doch ein wenig die Lippen nagte, gleichsam als gehe der tolle Ausbruch des Napoletaners ihn selbst an.

Ganz ähnlich hatte der Oberst seiner Zeit ja zu ihr geredet; Hertha meinte: fast mit den nämlichen Worten. Damals hatte sie ihm natürlich schroff widersprochen; aber wenn man die beiden Darsteller so auf der Bühne sah — das leuchtende Leben, die verkörperte Kraft und Blüte, im erschütternden Gegensatz zu dem grämlichen Ehegemahl — ja, dann gab man dem Dichter recht; dann ergriff man Partei für den Fremdling, und schalt den finsteren Waldemar thöricht, weil er nicht all das vorausgesehn.

Dumpfe Beklommenheit legte sich über die Seele Herthas. Sie atmete erst wieder auf, als der Vorhang gefallen war.

Zu Hause angelangt, saß man noch eine Weile in Herthas Boudoir. Wladimir Orlowsky hatte sich von den

Gaßlers verabschiedet und war, wie dies öfters geschah, mitgekommen, um eine Tasse Thee zu nehmen und ein bißchen zu plaudern.

Man sprach zunächst auch über das Stück.

Orlowsky sagte ein wenig banal:

„Warum sich die Menschen nur nie mit dem begnügen, was sie besitzen! Das ewige Wollen und Wünschen ist doch der Quell alles Unheils.“

„Aber ohne dies Wollen kein Leben, keine Kulturbewegung,“ meinte der Oberst.

Hertha machte sich bei dem Thee zu schaffen.

Gegen halb zwölf stand Wladimir Orlowsky auf und entfernte sich.

„Komm!“ sagte der Oberst zu seiner Frau. „Du siehst ein wenig erschöpft aus.“

Man begiebt sich ins Schlafgemach.

Hertha von Anzendorff sucht vergeblich nach Schlummer. Bis gegen vier wälzt sie sich ruhelos in den Kissen. Hinter der glühenden Stirne jagen sich unaufhörlich die widersprechendsten Bilder.

Sie ist sehr erregt.

Wenn sie die Augen schließt, so gewahrt sie die Bühne . . . Der junge Mann, der sich der blonden Dagmar so leidenschaftlich zu Füßen stürzt und ihr von Liebe stammelt, ist Roland. Und gleich darauf erblickt sie den nämlichen Roland Kessinger deutlich und greifbar, wie er als Wallensteinscher Kriegsmann zu ihr herantritt, ach, so stolz, so schlank und so jung!

So jung!

Sie wiederholt sich das mit leise bebender Lippe.

Findet sie denn gar keine Rast? Unmöglich! All ihre

Pulse schlagen wie fiebernd. Leise und vorsichtig macht sie Licht. Sie will ein Buch zur Hand nehmen, um die Gedanken zu bannen. Otto wird ja nicht gleich erwachen. Und wenn selbst: so mag er ihr die krankhafte Überreizung hinwegplaudern. Leid und Freude mit ihr zu teilen, das hat er ihr ja gelobt . . .

Welch ein seltsamer Einfall, daß sie in diesem Momente sich mit dem Oberst vor dem Altar der Dreieinigkeitskirche erblickt, und die Stimme des Priesters hört, der da anhebt: „Und nun frage ich Sie, Fräulein Therese Olivia Hertha von Weylburg . . .“

Das Licht brennt.

Der Oberst kehrt ihr sein Antlitz zu. Er atmet regelmäßig. Die Lippen sind weit geöffnet. Etwas verworren hängt ihm das Haar um die Stirn.

Wie anders doch so ein Menschenantlitz sich ausnimmt, wenn die Bewußtlosigkeit ihm jede Bewegung raubt, als sonst, bei Tag, in der Fülle des Lebens!

Frau von Anzendorff spürt einen leichten bänglichen Druck links in der Herzgegend.

Ist es die Kerze oder ihre erregte Einbildungskraft, was den schlummernden Mann so entstellt?

Sie sieht es zum ersten Male in ihrem Leben: er ist alt!

Die beiden Linien rechts und links von der Nase waren noch nie so scharf und so tief ausgeprägt, wie jetzt. Rechts an der Schläfe gewahrt sie die strahlenförmige Gruppe von Furchen, die der Volksmund als Krähenfüße bezeichnet. Unter den Augen liegen bleierne Schatten.

Sie setzt sich auf und faltet die Hände.

Was, um Gotteswillen, hat ihren Gemahl so verwandelt?

Nein, sie ist verwandelt; o, und sie weiß nur zu gut, wer ihr das Gift dieser Erkenntnis in die Adern geträufelt hat!

Dämonisch klingen ihr die Verse des neuen Dramas im Ohr, die sie fast wörtlich behalten, weil ihr Herz mit einem Male empfänglich geworden für solche wild-phantastische Poesie, — die Verse:

„Sprich mir von Würde, sprich von Hoheit nicht!
Im Reich der Minne gilt nicht eitler Glanz,
Nicht Edelsinn, nicht Größe: nur das Blut,
Das heiße Blut der sehnsuchtstrunknen Jugend ..."

Fast eine Stunde lang grübelt sie starr und stumm vor sich hin. Sie kann nicht lesen. Sie vermag kaum noch zu denken.

Horch! Er regt sich. Mit einem tiefen Seufzer wendet er das ergraute Haupt. Ob er im Traume den Abgrund gesehn hat, der da in Herthas Brust klafft? Nein. Er atmet wieder beruhigt. Selbst der Schimmer des Lichtes, der nun voll auf sein Antlitz fällt, stört nicht seinen gesunden, friedsamen Schlaf.

Noch einmal blickt Hertha in das gute, treue Gesicht, das in so rührender Ahnungslosigkeit neben ihr ruht. Plötzlich, von Mitleid, Scham, Reue und Wehgefühl überwältigt, löscht sie die Kerze, drückt ihre fiebernde Stirne fest in die Kissen, — so fest, daß sie beinah erstickt — und schluchzt bitterlich.

Neunzehntes Kapitel.

Weihnachten, das Fest der Kinder und der Glücklichen, kam heran. Draußen lag alles in tiefen Schnee gehüllt; drinnen rüstete sich die Liebe, das, was sie liebte, mit kleinen und großen Gaben zu überraschen, mit köstlichen Angebinden, denn ein jedes ist köstlich, wenn es von Herzen kommt.

Die Anzendorffs hatten beschlossen, den heiligen Abend ganz im engsten Familienkreis zu verbringen. Nur die Steinmanns, mit denen Hertha seit den letzten vier Wochen etwas lebhafter verkehrte, und der getreue Wladimir Orlowsky sollten bei der Bescherung zugegen sein.

Seit drei Uhr nachmittags war Hertha mit dem Aufbau der verschiednen Geschenke und den sonstigen Herrichtungen im Festraum beschäftigt.

Sie hatte sich dies vom ersten Jahre ihrer Verheiratung an nicht nehmen lassen, sogar nicht in Rom, wo eine winzige Pinie, weihnachtlich ausgeputzt, auf dem Pfeilertischchen geprangt hatte. — Allerdings lag damals unter dem kleinen Baume nur eine unbedeutende Stickarbeit als Geschenk für Otto; und er schob dann später das schöne Kameenarmband hinzu, das er für sie bei Cespugli und Nasta am Corso gekauft hatte . . .

Diesmal war die Sache schon etwas verwickelter.

Da erhob sich zunächst am Geschenkplatze ihres Gatten eine Salonstaffelei aus Ebenholz, und darauf ein von ihr selber gemaltes Ölbild: Rom von der Höhe des Monte Pincio.

Frau von Anzendorff hatte es acht Tage nach jenem Kostümfest bei Gaßlers unter Benutzung einer nicht gerade glänzenden Vorlage angefangen und es allmählich im siegreichen Kampfe mit ihrer Zerstreutheit und Arbeitsunlust vollendet, ohne daß er es ahnte. Sobald sie ihn kommen hörte, rauschte der Vorhang über das Bild, und wenn er dann eintrat, fand er sie eifrig beschäftigt bei der Kopie einer perspektivisch sehr merkwürdigen Aurora im Wolkengespann.

Neben der Staffelei mit dem Panorama der Siebenhügelstadt prangte in reichem goldgetriebnem Oval die Photographie des kleinen Max, beinahe lebensgroß, und ähnlich zum Greifen.

Acht selbstgestickte, schon im Frühherbst vollendete kleine Mappen für die Excerpte Ottos, der sich bis dahin mit blauen Kartons hatte begnügen müssen, und ein zierlicher Aschenteller — der erste Versuch Herthas auf dem Gebiete der Porzellanmalerei — gruppierten sich epheubekränzt um das schöne Kinderbild.

Auf der anderen Seite des Baumes hatte die junge Frau zwei Einlegeplatten des großen Speisetisches auf Stühle gelegt, blau durchwirkte Damastdecken darüber gebreitet und so zwei Tafeln erzielt, die gerade die richtige Höhe hatten. Hier standen und lagen die Weihnachtsgeschenke für ihren Jungen: ganze Regimenter von Bleisoldaten; eine Festung mit Wallgräben, in denen sich wirk-

liches Wasser befand; Helm, Harnisch, Säbel und Trommel; unzerreißbare Bilderbücher; ein Schaukelpferd — kurz, der ganze Apparat jenes glückseligen Alters, in welchem das Kind sich zum Knaben entwickelt.

Hertha war mit dem Aufbau dieser flitternden Kleinigkeiten, die weit größere Mühe und Zeit beanspruchten, als die übrigen Tische zusammen, just fertig. Es erübrigten noch die Geschenke für das Ehepaar Steinmann, für Wladimir Orlowsky und für die Dienstboten, die nach patriarchalischer Sitte an der Bescherung im Festraum teilnehmen durften.

Die Wanduhr schlug ein Viertel nach vier. — Mit aller Macht brach die Dämmerung herein. Das glühende Rot hinter der kraftvoll gemalten Peterskuppel sah wie ein trübseliges Braun aus; der Helm und der Säbel blinkten nicht mehr; eine aschgraue Färbung legte sich über das ganze Gemach, über die Augen der jungen Frau, über ihr Herz.

Sie wollte klingeln, damit der Bediente einige Flammen des Kronleuchters anzünde; aber die Lethargie dieser Dämmerung hielt sie gebannt.

Sie fühlte sich todmüde. Fünf Minuten lang mußte sie Rast halten.

Sie setzte sich in den Lehnstuhl, gegenüber dem Fenster rechts, blickte auf den schwarzgrauen Himmel, der jeden Augenblick eine neue Entladung wuchtiger Schneemassen androhte, und schloß dann, tief atemholend, die Lider.

Ja, sie war das unglückseligste Weib von der Welt!

Was sie durchkämpft und durchlitten hatte während der letzten sechs Wochen, überstieg nahezu ihre Kräfte.

Aber je mehr sie sich sträubte, um so entsetzlicher ward ihr klar, was sie doch ewig vor sich selbst hätte verhehlen

mögen: daß sie den Andern im Herzen trug, daß sie ihn liebte, maßlos, über jede Beschreibung! Sie hatte ja nicht geahnt, daß es ein solches Gefühl gebe, — eine Empfindung, die zu gleicher Zeit so beseligen und so in den Abgrund der tiefsten Verzweiflung herabdrücken könne.

Ja, sie liebte ihn, allen Mahnungen ihres Gewissens zum Trotz, — und das Seltsamste, ja geradezu Unerklärliche war, daß ihre Neigung zu Otto durch diese innre Verwandlung gar nicht zu leiden schien.

Was sie an Otto bewundert, verehrt, geliebt hatte, das mußte demnach etwas vollständig anderes sein, als der Zauber, den Roland Kessinger auf sie ausübte . . .

Oder hatte nicht doch die zärtliche Freundschaft für ihren Gemahl etwas abgenommen?

Zuweilen schien es ihr so; aber wenn sie dann ihren Zustand näher betrachtete, so erkannte sie mit banger Beklommenheit, daß jener flüchtig auftauchende Groll, dessen sie gleich darauf sich schämte wie eines Verbrechens, nur aus dem dunklen Bewußtsein entsprang: ohne diesen Gemahl würde ihr Leben ein andres Ziel, eine andre, leuchtende, ach, so glückselige Zukunft haben . . .

Roland erwiderte ihre Liebe.

Sie war dessen gewiß, obgleich er niemals nur eine Silbe gewagt hatte, die ihr Feingefühl hätte verletzten können.

Er, der sonst in dem Rufe stand, leichtlebig zu sein, und je nach Lust und Laune bald hier, bald dort mit schmetterlingsartiger Keckheit herumzuschwärmen: er hatte ihr gegenüber niemals vergessen, was man einer Frau, die man achtet und ehrt, schuldig ist.

Es mochte wohl sein, daß er Menschenkenner genug

war, um zu begreifen, wie aussichtslos jeder Versuch, sich in unerlaubter Weise zu nähern, hier bleiben mußte. Sie wäre ja lieber gestorben, ehe sie ihm den leisesten Hauch einer Huld gegönnt hätte. Und dieser klar gefestete Wille entsprang nicht nur dem Stolz ihrer Frauenwürde, nicht nur dem reinen Gefühl ihrer Tugend, sondern vor allem der Ehrfurcht vor der hoheitsvollen Gestalt ihres Gatten.

Auf dem glänzenden Schilde Ottos durfte kein Makel haften, und Hertha war nicht die Frau darnach, mit dem Begriff der Ehre zu markten, oder sophistisch daran zu deuteln.

Schon die Schwäche, die sie sich vorwarf, die trostlose Unfähigkeit, jenem Eindruck zu widerstehen, dünkte ihr Missethat.

Hundertmal sagte sie sich: du hättest vorbeugen müssen; die Zerstörung deiner Gleichmütigkeit hätte nie so weit fortschreiten dürfen.

Und jetzt, wie sie so traurig hinausstarrte in die beginnende Nacht, prüfte sie sich von neuem und wühlte in ihren Erlebnissen, um einen Punkt zu erspähn, wo die Begierde nach Selbstanklage fester noch als bisher hätte haften können.

War sie denn wirklich so schuldig? Die Logik sagte ihr Nein, dem Gewissen zum Trotz. Im Anfang hatte sie den verderblichen Vorgang in ihrem Herzen ja selbst nicht verstanden. Das himmlische Frohgefühl, das ihr beim Anblick Rolands die Seele durchströmte, schien so gar kein Unheil zu weissagen. Wie dann die erste Ahnung sie überkam — da war es zu spät.

Sie hätte nicht mehr zurückgekonnt, ohne alsbald den Verdacht ihres Gatten zu wecken und so für immer vielleicht den Frieden seines Gemüts zu vernichten.

Der Oberst selbst hatte ja damals den Vorschlag gemacht, den Künstler in seinem Atelier zu besuchen! Er selbst hatte ihn eingeladen, — zwei-, drei-, viermal; denn er selbst fand Interesse an dem liebenswürdigen, geistsprühenden Mann! Und Gräfin Gaßler bestärkte den Oberst in dieser lebhaften Sympathie! Sie hatte ausdrücklich zu Hertha gesagt: „Kessinger rechnet natürlich sehr stark darauf, mit euch zu verkehren; er interessiert sich ebenso lebhaft für deinen Mann, wie für dein hübsches Talent.“ — Und dann hatte es später geheißen, das neueste Gemälde Kessingers behandle eine glänzende Episode aus dem Feldzug der Nordarmee unter Göben, und sei nach der packenden Schilderung entworfen, die der Oberst von Anzendorff in seinem kürzlich vollendeten Werk „General Faidherbe“ geliefert habe.

Hätte sie diesem Verkehre sich widersetzen können? Das wäre doch auffallend, ja geradezu kindisch gewesen!

Zudem: sie hatte ja nichts gehört, gesehn oder erlebt, geschweige denn etwas gethan, was sie dem Oberst nicht hätte mitteilen können. Ja, hätte sich Roland auch nur die Hälfte von dem erlaubt, was Leutnant von Höffert in seiner kindischen Selbstverblendung nun schon zweimal — aber gewiß auch zum letzten Male — versucht hatte! Nichts von alledem. Roland verschmähte sogar, da ihre Hand zu drücken, wo die Form der Geselligkeit dies ermöglichte. Damals zum Beispiel nach dem kleinen Souper. Er berührte ja kaum ihre Finger, während ein Mann wie Orlowsky, der allerdings zu den vertraulichen Freunden des Hauses zählte, aber doch ganz gewiß keine ungebührlichen Nebengedanken im Stile Höfferts hatte, gerade an jenem Abend mit seinem Schütteln und Pressen ihr beinah weh gethan hatte.

Frau von Anzendorff staunte jetzt über das sonderbare Ahnungsvermögen, das ihr, trotz aller Zurückhaltung Rolands, mit der größten Bestimmtheit verriet, was in der leidenschaftlichen Seele des Künstlers vorging.

War es sein weltvergessener, trauriger Blick? War es die milde, ehrerbietige, fast unterwürfige Art seines Benehmens?

Aber das gleiche Benehmen hatte er gegen den Oberst...

Auch geredet hatte er nichts, was ihr den Zustand seines Gemütes verraten konnte.

Sie sann und sann.

Doch! Einmal hatte er etwas gesagt, was ihr tief in die Seele drang; wiewohl sich's naturgemäß aus dem Lauf des Gesprächs ergab, und eigentlich nur für sie, die sie ja längst ihre Unbefangenheit eingebüßt hatte, etwas bedeutete.

Was war es nur . . .? Ihre Gedanken verwirrten sich . . . Ja, nun wußte sie's wieder! Von einer künstlerischen Konkurrenz war die Rede . . . Roland Kessinger, ohne von jenem Preisausschreiben etwas zu wissen, hatte aus eigener Anregung den Entwurf schon vollendet, so passend, als ob er die vorgeschriebenen Bedingungen sorgsam studiert hätte . . . Nur nebensächliche Kleinigkeiten wären zu ändern gewesen. Und nun weilte er in Sizilien, — und als er dann von der Sache erfuhr, war der festgesetzte Termin verstrichen . . .

Was hatte er damals gesagt, als er beim Grafen Gaßler die Geschichte erzählte . . .? Noch klang ihr das tieftönige Wort im Ohr, als hätte sie's gestern vernommen.

„‚Zu spät‘ — das ist der Fluch meines Lebens!“

Heiß und kalt war es ihr über den Rücken gelaufen

bei diesem Ausspruch, dessen Schwerwucht zu dem Gegenstande so gar nicht zu passen schien.

Marie hatte denn auch gesagt: „Von diesem Fluche hat man bis jetzt noch wenig gemerkt, und wenn Sie nun damals wirklich gekrönt worden wären, das hätte doch Ihre Carrière kaum noch beeinflußt!“

Dies gab er dann zu und die Sache war abgethan; — für die übrigen wenigstens. Hertha jedoch hatte lange über das Wort nachgedacht; denn der flüchtige Blick, der sie gestreift hatte, war nur allzu beredt gewesen.

„Du verstehst mich!“ las sie in den herrlichen Augen, die so flammen und blitzen konnten und jetzt so sehnsuchtstrübe und so verschleiert aussahen. „Du weißt, welches ‚Zu spät‘ mich zu Grunde richtet!“

— — — — — — — — — — — — — —

Es war vollständig Nacht geworden.

Die Gaslaterne warf von der Straße her ihr gelbliches Licht wider die Zimmerdecke und bestrahlte die großen Flocken, die langsam und lautlos an den Scheiben vorüberschwebten.

Die Beklommenheit von vorhin war aus der Seele der jungen Frau beinah hinweggeschwunden. Das sanfte Herabgleiten des Schnees durch die unbewegte, schläfrige Atmosphäre hatte etwas Beruhigendes, Hypnotisierendes.

Hertha überließ sich noch willenloser dem Spiel ihrer Betrachtungen.

Sie staunte, wie es denn komme, daß Roland, der doch von je im tollsten, berauschendsten Treiben der Großstadt gelebt hatte, gerade bei ihr eine so tiefe und echte Neigung empfand.

Ja, sie war seine erste Liebe! Sie glaubte daran mit

der Unerschütterlichkeit des Instinkts. Weshalb auch wäre er sonst bis in sein dreiunddreißigstes Jahr unvermählt geblieben? Ein Mann wie er brauchte doch nur zu wollen, um zu besitzen!

Und nun schwand ihr mit einem Male die ganze Wirklichkeit unter den Fingern hinweg . . .

Sie war noch das junge Mädchen, das bei den Steinmanns wohl oder übel einquartiert war, und sich hinaussehnte in die Welt, in die schöne Romantik eines noch ungekannten, glückseligen Daseins. Ringsher flammt es von Lichtern und goldblitzenden Spiegeln. Eine Musik erschallt, süß und himmlisch, wie die Chöre der Engel. Das rauscht, das wogt! Als junges Mädchen betritt sie die festlich geschmückten Räume der Gräfin Gaßler; als junges Mädchen läßt sie von Roland Kessinger sich zum Tanze holen . . .

Und nun spinnt sich das alles naturgemäß fort . . .

Er braucht jetzt nicht mehr zu schweigen; die herrlichen Augen mit dem wechselnden Glanz brauchen jetzt nicht so verschleiert zu blicken; er darf ihr klar und frei ins Gesicht schauen, sie anlachen, sie umfassen als seine Braut; er darf seinen glühenden Mund auf ihre wonnebebenden Lippen pressen, sie festhalten — fest, fest bis in den Tod...

Ein Pochen an der Thüre des Nebenzimmers schreckte sie auf.

Wahrhaftig, sie hatte geträumt; sie war eingeschlafen mitten im Drang ihrer Pflichten, — eine Stunde vor der Bescherung, während rings noch so mancherlei zu erledigen war!

„Hertha," sagte der Oberst, ohne die Thür zu öffnen, „ich sehe, du hast noch dunkel. Soll ich den Heinz herüberschicken?"

„Ach, bitte, ja," stammelte Hertha noch ganz verwirrt.

Es war ihr zu Mute, als sei sie bei einem schmählichen Unrecht ertappt worden.

„Fehlt dir etwas?“ fragte der Oberst.

„Ich bin nur ein wenig ermüdet. Ich habe die Dämmerstunde benutzt, um eine kurze Siesta zu halten. Wie spät ist's?“

„Beinahe halb sechs!“

Der Diener steckte drei Flammen des Kronleuchters an und verließ dann eilig das Zimmer, um ja nicht seinerseits zur Verspätung, die ja fast unvermeidlich schien, beizutragen.

Hertha mühte sich, das Versäumte nun rasch nachzuholen.

Als draußen die Vorplatzklingel erscholl — zehn Minuten nach sechs — war sie mit allem in Ordnung.

Während der Oberst Herrn Wladimir Orlowsky empfing, zündete sie in Gemeinschaft mit ihrer Zofe die Baumlichter an.

Sie hatte noch Zeit, ein paar freundliche Worte mit Orlowsky zu wechseln. Dann ertönte im Treppenbau die Stimme des Doktors und die schmetternde Weihnachtstrompete des kleinen Hans. Die Steinmanns erschienen, bis über die Ohren in Pelze gehüllt, mit Schneeflocken emailliert, ein Bild der rosigsten Laune und des frohsten Behagens.

„Echtes Weihnachtswetter!“ sagte der Doktor. „Der Schnee liegt bereits anderthalb Schuh hoch!“

Julie übergab ihrer Schwester ein rotumschnürtes Packet.

„Da ist alles drin,“ flüsterte sie bedeutungsvoll. „Bitte, verteil es hübsch auf die einzelnen Plätze! Bei jedem Stück liegt ein Zettel mit dem betreffenden Namen.“

Hertha vollzog diese Weisung. Dann beauftragte sie den Bedienten, mit der elektrischen Klingel das Zeichen zu

geben Sie stieß die Flügelthüren zurück. Vom Korridor her trat die Gesellschaft in den glänzend erleuchteten Raum, während die Tochter des Hausmanns, ein artiges, stilles Mädchen von vierzehn Jahren, im Nebengemach einen Choral spielte.

Die Wirkung war außerordentlich feierlich. Selbst die Kinder schienen im ersten Augenblick wie gebannt. Als die Schlußakkorde verhallt waren, und die anspruchslose kleine Künstlerin, trotz Herthas freundlicher Aufforderung, zu bleiben, sich leise entfernt hatte, brach mit desto größerer Nachhaltigkeit der Jubel los. Das Kind Herthas jauchzte bei jeder neuen Entdeckung wie ein Singvogel, der sich, trunken von Licht und Luft, der Sonne entgegenschwingt. Auch Hans war glückselig über die stattliche Armbrust, die der blonden Frau Steinmann — ohne daß sie es eingestand — recht bedenklich erschien. Nun, sie würde schon das gefährliche Spielzeug alsbald nach den Feiertagen ihm wegschließen.

Otto von Anzendorff hatte seine Gemahlin reich beschenkt, — nicht nur dem äußeren, sondern vornehmlich dem inneren Werte nach. Alles, was er ihr bot, entsprach einem wirklichen Wunsch — wenigstens einem früher gehegten; denn seitdem sie innerlich so zerrissen war, wünschte sie überhaupt nichts mehr. — Dabei mußte es überraschen, mit wie großer Feinfühligkeit er das Rechte getroffen, wie er geahnt und erraten, was sie niemals in Worte gekleidet. Woher wußte er, daß ihr die Vase mit dem Bildnis der trauernden Psyche so gut gefallen hatte? Sie waren damals, gegen Anfang Oktober, in der Ausstellung am Johannisplatze gewesen, hatten dort fünf oder sechs ähnliche Vasen gesehn, ihre Meinungen gar nicht erst ausgetauscht; gleichwohl griff er nicht fehl.

Orlowsky erwies sich wie immer als ein humorvoller, treuer Freund. Dem kleinen Max schenkte er eine giftfrei kolorierte Arche Noah, die für Augenblicke sogar den Neid des kleinen Hans Steinmann erregte, was bei diesem gutgearteten Kinde etwas besagen wollte. Jedem der Tiere hatte er einen drolligen Spruch angehängt. Die Verlesung dieser Bonbonzettel erregte die größte Heiterkeit; manchmal gab es auch einen Effekt unfreiwilliger Komik, den sich Orlowsky indes vergnüglich zu gute rechnete. Für den Oberst hatte er ein namhaftes Quantum Kaviar anfahren lassen; für Hertha einen entzückenden Korb mit tiefdunklen Purpurrosen.

„Triglav-Rosen," murmelte Hertha unwillkürlich, in Erinnerung an jene erste Stunde auf Schloß Gruthenau.

Sie mühte sich den ganzen Abend hindurch, heiter und frisch zu sein; doch es gelang ihr nur äußerlich. Auf ihrem Herzen lag ein unabwälzbarer Druck.

Punkt halb zehn ward der kleine Hans Steinmann abgeholt. Auch Herthas Kind mußte sich unter Vergießung einiger Thränchen zu Bett bringen lassen.

Man speiste nun.

Die kleine Gesellschaft war außerordentlich aufgeräumt.

Wladimir Orlowsky trank auf das Wohl der liebenswürdigen Hausfrau, die ihre ganze Umgebung gleichsam beseele, und es wie irgend eine auf Erden verstehe, glücklich zu machen und sich glücklich zu fühlen.

Hertha stieß lächelnd mit dem vortrefflichen Menschen an. Gleich darauf jedoch verließ sie das Zimmer. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Krampfenden Herzens schritt sie hinüber an das Bett ihres Kindes. Der Kleine schlief, ein Tier aus der Arche Noah im Händchen, sanft,

selig, im Traum noch entzückt von der überschwenglichen Herrlichkeit dieses Tages.

Hertha sank in in die Kniee. Ihr Blut tobte. Eine unermeßliche Sehnsucht nach Roland hatte sie ergriffen, just an dem Abend, der doch vor allen übrigen der Familie, dem Kind, dem Gatten gehörte. Sie kam sich vor wie eine fürchterliche Verbrecherin. Über das Bett ihres Knaben gebeugt, schwur sie sich, diesen Kampf treu und siegreich durchzukämpfen, ihr Herz niederzuzwingen mit aller Kraft, und nie, nie vom Pfade der Pflicht zu weichen, komme da, was da wolle.

„Mein Kind," murmelte sie, „mein armes Kind!"

Sie erwog die Frage, ob sie nicht ihrem Mann alles bekennen solle. Aber wie glücklich war er, wie ahnungslos! Wie hatte sein Auge geleuchtet bei den Worten Orlowskys! Und nun sollte er hören, das alles sei nur verwerfliche Maske; ihr Herz sei erstorben für ihn; sie liebe den Andern . . .? Unmöglich! Er durfte nicht leiden. Sie mußte ihr Elend mit sich allein abmachen.

Aus dieser Notwendigkeit schöpfte sie eine gewisse lethargische Ruhe. Sie wusch sich das Antlitz, rastete noch ein paar Augenblicke im Sofa und ging dann, scheinbar gefestigt, wieder ins Speisegemach, wo Freund Orlowsky eine brillante Punschbowle nach dem Rezept eines trunkberühmten russischen Großfürsten angesetzt hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Seit jenem Weihnachtsabend hatte sich Hertha monatelang von aller Geselligkeit ferngehalten; selbst der Verkehr mit den Gaßlers kam ein wenig ins Stocken, da jetzt gerade die Voll-Saison ihre Wogen schlug, und Gräfin Marie von Jahr zu Jahr mehr im Getreibe der großen Welt aufging.

Nur mit den Steinmanns pflegten die Anzendorffs einen im Vergleiche mit früher auffällig gesteigerten Umgang, obschon die trockene Einseitigkeit des Doktors für Otto von Anzendorff wenig Sympathisches hatte.

Es war Hertha, die sich mit aller Kraft ihres Wesens an ihre Schwester klammerte, als erwarte sie von dieser starken, leidenschaftslosen Natur einen rettenden Halt in ihren unerträglichen Seelenkämpfen.

Auch Wladimir Orlowsky war ein regelmäßiger Hausgast. Die Art seines Verkehrs übte auf Hertha eine beschwichtigende Wirkung aus. Er blieb sich stets gleich in seiner lebhaften, offenherzigen Weise, seinem guten Humor und dem Zug freundschaftlicher Achtung, der, ohne sein Auftreten schwerfällig oder allzu formvoll zu machen, doch allem, was er sagte und that, eine charakteristische Färbung verlieh.

Orlowsky hatte die kriegswissenschaftlichen und geschichtlichen Werke Anzendorffs mit einem Eifer studiert, der einem Fachmann Ehre gemacht haben würde.

Als ob er wisse, was notthue, bemühte er sich, die Teilnahme Herthas für diese Leistungen ihres Mannes wach zu erhalten und zu befestigen. — Die junge Frau, so wenig der Kern ihrer Gedanken mehr bei der Sache war, kam doch diesen Bestrebungen eifrig entgegen. — Sie wollte, sie mußte um jeden Preis wieder in der geistigen Atmosphäre ihres Gemahls das eigentliche Element ihres Lebens finden. — Mit Gewalt zwang sie sich jetzt zu dem, was ihr früher eine willkommene Pflicht, eine wahrhaftige Freude gewesen.

Sie las überhaupt mit eiserner Energie — Mommsen, Niebuhr, Gibbon, Macaulay — und allenthalben folgte ihr der getreue Eckart Orlowsky, Seite für Seite, um das Gelesene, wenn's ihr beliebte, mit ihr zu durchsprechen und Schwieriges ihrem Gatten zu unterbreiten.

Dessenungeachtet wollte es der Zufall oder die leidenschaftliche Hartnäckigkeit des Künstlers, daß sie mit Roland Kessinger noch mehrere Male zusammentraf, ganz abgesehen von wiederholten Begegnungen auf der Straße, im Foyer des Theaters, oder selbst an den Stufen der Kirche. Lebhafter nämlich als je fühlte die junge Frau das Bedürfnis, den etwas düster gefärbten Predigten eines berühmten Kanzelredners zu lauschen, der über die Schwächen und Verirrungen seiner Mitmenschen unbarmherzig Gericht hielt, und den Selbstbetrug geißelte und die feige Beschönigung alles dessen, was nichtswürdig ist. — Roland mußte dies in Erfahrung gebracht haben. — Drei Sonntage hintereinander war er zur Stelle, sah sie aus dem

Kupee steigen und schritt dann selber unauffällig und langsam durch das gotische Hochportal. — Sie schaute nicht auf, keine Sekunde; trotzdem fühlte sie seinen brennenden Blick, und mitten in ihrer Andacht, bei den ergreifendsten Stellen der Predigt, ertappte sie sich dabei, wie sie dem Bilde des ach! so unsäglich geliebten Mannes, den zu lieben doch Sünde war, sehnsuchtsvoll nachhing.

Nur vier- oder fünfmal während des ganzen Winters hatte sie ihre Freundin Marie auf ein Stündchen besucht; aber fast jedesmal hatte man kurz nach ihrem Erscheinen den Maler gemeldet, — und nun konnte sie doch ohne Aufsehen oder gar Ärgernis zu erregen, nicht sofort aufbrechen, wenn Marie sie harmlos und liebenswürdig zum Bleiben nötigte.

Zweimal kam auch der Leutnant von Höffert hinzu.

Einem unbefangnen Beobachter wäre es aufgefallen, wie ausschließlich der Offizier auf die blonde Gräfin einsprach, dergestalt, daß nun Hertha völlig auf Roland angewiesen erschien.

Hertha indes war von der ersten Minute an wie betäubt. Sie plauderte fast ganz automatisch. Wenn sie beklommenen Herzens dann Abschied nahm, würde sie über den Gegenstand ihres Gespräches mit Kessinger nur sehr ungenügende Rechenschaft abgelegt haben.

Wer hätte es diesem Leutnant übrigens zugetraut, daß er es war, der den leidenschaftlichen Künstler auf diese und ähnliche Weise mit Hertha zusammenbrachte?

Gewiß verfolgte er bei dieser Komödie nicht etwa den Zweck, der Tugend Herthas heimtückisch eine Falle zu stellen. Vielmehr war er ja fest überzeugt, daß diese Tugend unnahbar sei. Schon sein stark entwickeltes Selbstgefühl

hätte ihm untersagt, für Roland Kessinger da einen Erfolg zu vermuten, wo er, der schneidige Offizier, so kläglich abgeblitzt war.

Wohl aber leitete ihn der unklare Haß gegen Otto von Anzendorff. Der alte Narr — so rechnete er — wird sich schwarz ärgern, wenn er schließlich erfährt, daß dieser glühendverliebte Kessinger alle paar Augenblicke mit seiner Flamme im tête-à-tête ist; und daß er's erfährt, dafür sorgt schon das breite Maul der allwissenden Fama, ohne daß ich mir viel zu vergeben brauche.

So kam es, daß Leutnant von Höffert, wenn er von Herthas reizendem Zöfchen erfahren hatte, die Herrin gehe da und da hin, sich „so ganz en passant“ zu dem Maler begab und ihm rein aus kollegialischer Freundschaft Mitteilung machte . . . Kessinger dankte es ihm, bat ihn jedoch wiederholt um die allerpeinlichste Diskretion, da Hertha von Anzendorff durchaus keine Dame zum alltäglichen Courmachen, sondern das Ideal einer Frau sei, das man wohl schwärmerisch anbeten, niemals aber kompromittieren oder selbst nur durch einen frivolen Gedanken entweihen dürfe. Es thue ihm jetzt schon beinahe leid, daß er sich — selbst einem so zuverlässigen Freund gegenüber — verraten habe; fester als je rechne er auf Leutnant von Höfferts ehrenhafte Gesinnung.

In der That, lange, lange hatte sich Roland Kessinger mit der Stummheit eines Trappisten zurückgehalten, nur in der Stille schwärmerisch angebetet, und sichtlich eine Art bänglicher Scheu vor dem Worte empfunden, das den Bann dieser noch schuldlosen Schwärmerei brechen konnte.

Endlich aber war es denn doch anders gekommen.

Stündlich dachte Hertha mit schaurigsüßem Entsetzen an dies Ereignis.

Roland hatte sie spät am Abend allein auf dem Annenplatze getroffen, als sie, von Julie kommend, ihren Wagen verfehlt und keine Droschke gefunden hatte.

Während er neben ihr herschritt und in flüsternder Rede kaum seine Lippen öffnete, riß er von seinen Gefühlen den Schleier hinweg . . .

Aber er warb nicht wie ein verliebter Stutzer, den es gelüstet, eine sträfliche Liebschaft in Scene zu setzen, ein sogenanntes Verhältnis, bei welchem die Unerlaubtheit die vornehmste Würze bildet. Vielmehr gestand er mit elementarer Kraft eine Liebe, die den Alleinbesitz fordert.

Nicht teilen wollte er mit einem betrognen Gemahl; er wußte, sie war zu rein, zu himmlisch, sie hätte ihn ja nicht ausreden lassen, wäre auch nur der leiseste Hauch eines solchen Verlangens durch seine Seele gezittert. Nein! Roland Kessinger liebte anders. Mit kühner Schroffheit warf er ihr die Behauptung zu, daß sie frevle, wenn sie noch fürder — sein Bild im Herzen — das Weib eines andern bleibe.

„Ich weiß," sprach er so ruhig, daß nur das feinste Ohr die ungeheure Bewegung aus seiner Stimme heraushören konnte, — „ich weiß, du bist mein gewesen von der ersten Stunde ab, da wir uns kennen gelernt! Du liebst mich, heiß, unauslöschlich, wahnsinnig. O, ich darf so sprechen, weil ich dich selbst so liebe. Dein Gemahl ist eine Persönlichkeit, der ich in jeder Beziehung die höchste Achtung und Ehrfurcht zolle. Daß er dein Herz verloren, ist ein unermeßliches Unglück: aber alle Thränen und Seufzer können dies Unglück nicht aus der Welt schaffen. Hast du noch Freundschaft für ihn, so mußt du begreifen,

daß du's ihm schuldig bist, ohne Scheu vor ihn hinzutreten und ihm zu sagen: ‚Gieb mich frei, denn ich liebe den Andern!‘ Du betrügst ihn sonst! Du entweihst seinen Namen!“

Nicht ihren Finger hatte er angerührt. Nur seine Stimme war eindringlicher und wilder geworden, je mehr sie der Anzendorffschen Wohnung sich näherten.

Er forderte Antwort. Sein Schicksal solle in dieser Minute noch sich entscheiden.

Sie konnte nicht reden; sie schüttelte nur verzweifelt den Kopf und winkte ihm, daß er sie lassen möge. — An der Ecke der Annenstraße war er dann plötzlich verschwunden. — Sein letztes Wort klang ihr noch heute im Ohr: „Leb wol, ich gedulde mich!“

An jenem Abend hatte der Oberst sie schweigsam, beinahe traurig empfangen; aber doch so voll Güte und sorgender Freundlichkeit . . . Und da sie nun still und gepreßten Herzens zur Ruhe gegangen war und das fiebernde Antlitz ermattet ins Kissen schmiegte, da strich er ihr sanft über das Haar und fragte mit ungewöhnlicher Weichheit:

„Hertha, fehlt dir etwas?“

Sie hatte verneint und gelächelt. Dann endlich war sie unter dem tollen Gewirre der unglaublichsten Bilder bleischwer eingeschlafen, um spät erst, da er schon längst sich vom Lager erhoben, mit brennender Stirn zu erwachen.

Seit diesem Begebnis waren jetzt volle drei Wochen verstrichen. Frau von Anzendorff hatte den Künstler nicht wieder gesehen.

Draußen lachte der Frühling. Man war in den ersten Tagen des Mai. Alles, was Zeit hatte, strömte wonneatmend ins Freie. Der kleine Max spielte mit seinem Vetter Hans Steinmann, der heute Nachmittag keine Schule

hatte, im Garten der Villa und lachte so glockenhell, daß selbst die Frau des Portiers beim Anblick dieses glückseligen Kindes ihr sonst so mürrisches Altweibergesicht in freundliche Falten legte.

Droben in den Räumen des Hauses herrschte dagegen dumpfe Beklommenheit.

Hertha fühlte sich, wie sie behauptete, von der Mailuft so angegriffen, daß ihr das grelle Tageslicht an den Augen wehthat.

Sie lag in ihrem Boudoir auf der Longuechaise und hatte nicht nur die Stores und die Jalousieen herabgelassen, sondern zum Überfluß auch die gelben Damastvorhänge mit Nadeln dicht übereinander gesteckt.

Eine gelbbraune Dämmerung durchströmte den Raum und verlieh ihrem bleichen Gesicht die Starrheit eines gemeißelten Bildes.

Die Kämpfe der letzten Tage waren zu schrecklich gewesen.

Nein, sie konnte es nicht übers Herz bringen, dem Manne, dem sie drei Jahre des Glücks und des Friedens verdankte, dem sie Treue gelobt hatte bis in den Tod, nun plötzlich den Dolch der Verzweiflung ins Herz zu stoßen, ihm zu sagen: ‚Meine Liebe zu dir ist erkaltet!‘ — oder nun vollends: ‚Was ich für dich empfand, war nicht die rechte Liebe!‘

Sie konnte das nicht, und wenn sie vor Gram und Sehnsucht wahnsinnig wurde!

Überhaupt: war sie sich denn vollständig klar über ihre Empfindungen?

Wenn sie jetzt ihres Gatten gedachte, wie er da drüben in seinem Arbeitsgemach vor dem Schreibtische saß und seine Karten und Pläne studierte, ahnungslos — ja,

er konnte nicht ahnen, was sie mit so verzweifelter Kraft in sich verschloß! —: dann überkam sie's, als würde sie nie und nimmer die Trennung von ihm verwinden können; als sei er der gute Genius, der da ihr Leben beschirme und heilige; ja, als spiegle nur ein Dämon ihr vor, was doch so wahrhaftig und qualvoll ihr Herz durchtobte.

Schon im nächsten Moment aber war dies Gefühl wieder ausgelöscht. Jeder Hauch ihres Wesens drängte nach Roland hin; ihr Gemahl, dessen sie eben erst so voll Warmherzigkeit gedacht hatte, schien ihr jetzt nur noch das ewige Hindernis, das der Verwirklichung ihres Glücks sich entgegenstemmte. Ja, sie glaubte ihn beinahe schon zu hassen, ihn, den Vater jenes geliebten Kindes, dessen Stimme zu ihr heraufdrang wie der Lenzgesang einer jubelnden Lerche!

Hertha von Anzendorff preßte die Hände vor das Gesicht und stöhnte aus tiefster Brust. — Schon um des Kindes willen, das der Mutter bedurfte, wie die Pflanze des Regens, mußte sie ausharren! Wenn sie die Trennung von ihrem Gemahl auch durchgesetzt hätte, so konnte sie ihn doch nicht gleichzeitig seines Knaben berauben! Nein, das konnte sie nicht — selbst wenn er in übergroßem Edelsinn es gewollt hätte . . .!

Und er würde nicht wollen! Sein Herz hing ja mit allen Fasern an dem lieben Geschöpf; „das Kind" — er sagte nie anders — war seine vollkommenste Freude, sein höchster Stolz; — und der einzige Kummer, der ihn zuweilen beschlich, war die Sorge, daß es dem Vater vielleicht nicht vergönnt sein möchte, dies Kind sich zum Jüngling oder vollends zum Manne entwickeln zu sehen.

Plötzlich fuhr Hertha empor. Ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte sie.

Wie alt war jetzt ihr Gemahl?

Dreiundsechzig Jahre!

Wenn sie die standesamtlichen Nachrichten las, war ihr schon aufgefallen, wie außerordentlich wenige Menschen dies Alter erreichen.

Wenn Otto stürbe ...?

Dann war diese grausenhafte Verwicklung gelöst. Sie brauchte weder an ihm zu freveln, noch an dem Kinde. Roland würde sie heiraten. Bis zum letzten Moment hätte sie ihre Pflicht gethan, und sie konnte dann ohne den leisesten Vorwurf glücklich sein — zum ersten Male in ihrem Leben!

Nun ergriff sie der Ansturm einer verzehrenden Scham, die alles, was sie bisher empfunden hatte, in Schatten stellte.

Wie sie so — wenn auch nur im vergänglichen Wahn einer Sekunde — ihr zukünftiges Glück aufbaute über dem Grabhügel ihres Gemahls, da kam sie sich vor, als sei sie des Mordes schuldig.

Völlig haltlos sank sie wieder zurück; ihre weitgeöffneten Augen starrten ins Leere.

Sie war nun da angelangt, wo ihre fiebernde Einbildungskraft ohne Verzug umkehren mußte; denn jenseits der Grenze gab es nur eins noch: den Irrsinn.

Während so Frau von Anzendorff in dem Halbdunkel ihres Boudoirs trostlos dahinbrütete, saß ihr Gemahl, nicht minder erregt, in seinem Arbeitsgemach; nicht beim friedlichen Studium, über Karten und Pläne gebeugt, wie Hertha vermutet hatte, sondern in furchtbar-ernstem Gespräch mit Wladimir Orlowsky.

Wladimir, dessen treuherzige Art auch ein verschlosseneres Gemüt zur Selbstoffenbarung gebracht hätte, war seit ge-

raumer Zeit durch die Schatten, die er gelegentlich auf der sonst so klaren Stirn seines Freundes wahrnahm, erschreckt worden.

Mehrmals hatte er inständig, und doch mit fast weiblichem Zartgefühl den Oberst gebeten, seinen Kummer mit ihm zu teilen und sich ihm rückhaltslos anzuvertrauen.

Er hatte dabei betont, daß er sich wohl bewußt sei, wie gering etwa seine Ratschläge wiegen möchten; aber das bloße Sichaussprechen, das freie Ergießen heimlicher Sorgen in das Herz eines Freundes gewähre schon Trost und wappne die entlastete Seele mit neuer Widerstandsfähigkeit.

Bei solchen Worten sah er mit seinen großen Kinderaugen dem Oberst so teilnehmend und so beredt ins Gesicht, daß dieser schon mehrmals nahe daran war, die Scheu, die ihm die Zunge in Fesseln legte, zu überwinden.

Dann aber siegte das Gefühl der Beschämung, die unabweisliche Furcht, lächerlich zu erscheinen, wenn auch nicht vor dem treuen Freund, so vor dem eignen Gewissen, das ihm stetig den Vorwurf machte: ‚Du selber bist schuld daran!‘

War es nicht mehr als genug, daß er sich vor Wladimir Orlowsky so gehen ließ? daß er in Gegenwart dieses Mannes die verzweifelte Bitternis nicht mehr ganz unterdrückte, die er sonst vor der Welt geheimhielt wie ein Verbrechen?

Heute jedoch war diese Schranke gefallen.

Der Zwiespalt, der in Ottos Gemüt klaffte, schien zu gewaltig, der Kampf, der ihn schüttelte, zu zermalmend, als daß er nicht glühend darnach gelechzt hätte, endlich, endlich einmal einen Teil dieser Schrecknisse von sich abzuwälzen.

Er hatte dem Russen gebeichtet.

Wladimir Orlowsky, der von alledem nicht die leiseste Ahnung hatte, schien wie versteinert.

Als er des Worts wieder fähig war, mühte er sich, die Wahrnehmungen und Kombinationen des Freundes in Frage zu ziehen.

Aber auf jeden Einwurf hatte der Oberst eine gepanzerte Gegenrede.

Nein, es war zweifellos: die mannigfachen Symptome, die der gepeinigte Mann all die Monate her beobachtet und gruppiert hatte, vereinigten sich zu einem Gesamtbild von überzeugender Wirkung. Mochte er sich im einzelnen irren: die Hauptsache blieb so klar wie die Sonne. Das Herz seiner Frau war ihm für ewig verloren.

Otto von Anzendorff unterstellte durchaus nicht, daß ihm zugleich mit der Liebe des angebeteten Weibes auch die Ehre geraubt worden. Ganz im Gegenteil. Er zollte dem redlichen Willen Herthas, der Standhaftigkeit, mit welcher sie kämpfte und litt, gebührende Anerkennung. Aber was half ihm das? War er drum weniger elend, weil er sie achten mußte? In seiner Trostlosigkeit schien es ihm fast, als würde er den Verlust ihrer Liebe leichter verschmerzen, wenn sie ehrlos gehandelt, wenn sie den Namen ihres Gemahls schmählich besudelt hätte. Dann wäre die Sache so einfach und klar gewesen. Er hätte die beiden kraft seines guten Rechtes getötet, — mochte aus ihm dann werden, was der Himmel für gut fand. So aber konnte er die Unselige nicht einmal hassen. Ja, seine Liebe wuchs mit dem verzehrenden Neid, der ihn heimsuchte, mit dem Weh ums Vergangene, und dem wühlenden Mitleid.

Ja, er empfand Mitleid, so sehr er sich dieses Gefühls auch schämte. Zu namenlos hatte er das holde Geschöpf

ja geliebt! Es brannte ihm auf der Seele wie Feuer, daß sie zum Lohn für die glücklichen Jahre, die ihm aus ihrer Liebe erblüht waren, nun so elend verzweifeln sollte. Konnte sie denn dafür? Hatte er nicht das alles vorausgesehn — und dennoch um sie geworben?

„Es ist so!" wiederholte er, müde das Haupt wiegend, als Wladimir Orlowsky noch einmal die Möglichkeit eines Irrtums hervorhob. „Ich habe Ihnen ja lang noch nicht alles gesagt. Es giebt Verhältnisse, die man selbst dem vertrautesten Freund gegenüber nicht einmal streifen kann . . . Reden wir nicht weiter davon! Sie könnten mir ebenso gut die Wirklichkeit dieser Welt bestreiten, — was der Logik des Idealismus ja auch gelingt. Eins aber sollen Sie! Ihrem gesunden Verstand, Ihrem klaren Gefühl traue ich mehr, als mir selbst. Ich bin zu wahnsinnig aufgeregt, um prüfen zu können, was nun das beste ist. Daß die Geschichte unmöglich so fortgehen kann, das begreifen Sie wohl. Noch stehe ich vor den Augen der Welt rein und makellos da. Ob dieser Mensch es jemals gewagt hat, seine Empfindung in Worte zu kleiden — ich meine, ob er ihr ein Geständnis gemacht hat — —: darüber kann ich nicht urteilen. Jedenfalls scheint mir die Lage so kritisch, daß sie mich unabweisbar zum Handeln drängt. Da ist es denn gut, sich vorher zu sammeln, die Stimme eines Beraters zu hören und jede Wahrscheinlichkeit in Betracht zu ziehen. Aus diesem Gesichtspunkt danke ich Ihnen, daß Sie so unermüdlich mir zugesetzt und mir entlockt haben, was mir so schwer, so fürchterlich schwer über die Zunge wollte."

Orlowsky drückte ihm schweigend die Hand.

„Merkwürdig," sagte der Oberst nach einer Pause, — „gleich im ersten Moment, als ich ihn kennen lernte, fühlte

ich ein heimliches Widerstreben gegen den Menschen, das sich dann unter dem Einfluß seiner ungewöhnlichen Artigkeit milderte und nach kurzer Frist völlig verschwand. Es war wie ein Warnungsruf. Daß freilich solche Ereignisse im Schoße der Zukunft lagen, hätt ich mir damals nicht träumen lassen! — Doch nun zur Sache! Ich werde mich kurz fassen. Wenn ich geendet habe, sagen Sie frei Ihre Meinung. Ich weiß zwar im voraus, daß Sie mir beipflichten müssen. Gleichviel. So befrage ich Sie also der Form halber. Ich will dem Vorwurf entgehn, ich hätte ein so wichtiges Ding leichtsinnig und ohne gebührende Gründlichkeit über das Knie gebrochen."

Orlowsky neigte sein angstvoll-blasses Gesicht. Eine seltsame Ahnung ergriff ihn.

Otto von Anzendorff fuhr mit wachsender Selbstbeherrschung in seiner Darlegung fort.

„Drei Fälle sind denkbar. Ich meine: logisch denkbar; denn moralisch ist der erste unmöglich, der zweite im höchsten Grade bedenklich. Also bleibt nur der dritte. Aber ich greife da vor. Lassen Sie mich die drei Fälle erörtern! Erster Fall: Ich befolge den Rat eines bekannten Denkers, der uns in zweifelhaften und schwierigen Fragen die Enthaltung von jeder Aktion empfiehlt: quieta non movere! Ich rühre nicht weiter an die trostlose Situation; ich lasse die Dinge beim alten, sehe ruhig mit zu, wie Hertha mit allen Dämonen ringt, warte in sklavischer Demut ab, wie lang dieser Kampf dauert, ob sie nicht schließlich doch unterliegt — und schleppe mein Elend weiter. — Nun, Sie begreifen: ginge das an, so hätte ich überhaupt nicht den Mund geöffnet. — Zweiter Fall: Ich mache mir klar: meine Rolle ist ausgespielt. Großmütig trete ich vor sie

hin und geb ihr die volle Freiheit zurück. Ich spreche: ‚Hertha, du liebst einen andern. Ich begreife das. Der andere ist jung und schön; ich bin häßlich und alt. Wir wollen uns scheiden lassen. Heirate denn in Gottes Namen den andern, der mich so kunstgerecht bei dir ausgestochen! Ich für mein Teil werde versuchen, den Rest meines Lebens im tête-à-tête mit mir selbst zu verbringen.‘ — Halten Sie diesen Ausweg für möglich?“

„Wenn sich kein bessrer findet, vielleicht,“ sagte Orlowsky zögernd.

„Er ist nicht möglich! versetzte der Oberst. „Mich selber will ich hier ganz aus dem Spiele lassen. Ich will nicht erwägen, daß ich bis an mein Ende so gut wie verfemt und verdammt wäre. Nur an sie will ich denken, an Hertha, an ihre Zukunft. Glauben Sie mir, bester Orlowsky, es ist durchaus kein krankhaftes Kokettieren mit Selbstlosigkeit und Großmut, was mich auf diesen Standpunkt stellt, sondern ein echtes Gefühl und der wahrhaftige Kern meines Wesens. Ich liebe Hertha so maßlos, daß auch in dieser entsetzlichen Frage ihr Glück und Wehe für mich in den Vordergrund tritt. Wohlan denn: hören Sie, was ich sage! Hertha, wie ich sie kenne, würde mein Anerbieten zurückweisen. Sie wäre zu klar sich bewußt, welch ein furchtbares, unerträgliches Opfer ich brächte. Gerade mein Heroismus im Entsagen und Dulden würde ihr Pflichtgefühl wecken. Aber selbst angenommen, ich könnte sie überreden, so seh ich doch eins mit Bestimmtheit voraus: in derselben Minute, da sie von dannen zöge, würde die Reue erwachen, die Selbstanklage, das Mitleid. Im Gedanken an die Verzweiflung dessen, den sie zurückläßt, hätte sie keine glückliche Stunde mehr. Der Zweck meines ganzen Beginnens wäre

also verfehlt. Ja, wer weiß, ob sie sich dann überhaupt noch entschließen würde, dem andern die Hand zu reichen . . ."

Es folgte jetzt eine schwüle, beklommene Pause. Otto von Anzendorff starrte bewegungslos auf den Fußboden. — Es war, als ob der Unglückliche zum letzten, entscheidenden Wort seine Kraft sammle.

Endlich hub er mit flüsternder Stimme wiederum an:

„Das geht also auch nicht. Somit bleibt nur das dritte. Ich lasse Hertha nicht ahnen, daß ich ihre unselige Liebe durchschaut habe, — und räume mich kurzer Hand aus dem Weg. Ein gut gezielter Pistolenschuß . . ."

Orlowsky sprang auf. Er machte eine Bewegung, als müsse er seinem Freund in den Arm fallen.

„Um Gotteswillen!" rief er entsetzt.

Der Oberst lächelte.

Berührt Sie dieser Gedanke wirklich so grausenhaft?"

„Ein Selbstmord . . .!"

„So nennt es der Volksmund. Ich habe immer die Ansicht verfochten, daß diese Bezeichnung etwas zu lieblos klingt. Wer einen Mord begeht, der handelt mit kaltblütiger Berechnung. Der sogenannte Selbstmörder aber, und wenn er — wie ich zum Beispiel in diesem Augenblick — scheinbar noch so klar und gelassen das Für und Wider betrachtet, steht doch ausnahmlos unter dem Druck einer Gemütsstimmung, die einen Teil der Verantwortlichkeit aufhebt. Wenn das Gesetz nun denjenigen, der mit beschränkter Urteilsfähigkeit einen andern erschlägt, wider die Schroffheit des Mord-Paragraphen in Schutz nimmt und neben dem Mord auch den Totschlag kennt, der in gewissen Fällen nur mit ganz mäßiger Freiheitsstrafe geahndet wird: weshalb bezichtet ihr den Unglücklichen, der doch im Wider-

spruch mit dem stärksten aller Instinkte Hand an sich selbst legt, einer ewig unsühnbaren Missethat? Statt Selbstmord solltet ihr lieber Selbstzertrümmerung sagen oder was Ähnliches. Aber das scheußlichste aller Verbrechen mit dem oft naturnotwendigen Schlußakt einer Tragödie auf die nämliche Stufe zu stellen, das dünkt mir nicht eben menschenfreundlich. Oder glauben Sie, lieber Orlowsky, daß ich jetzt, da ich spreche, ganz frei von Bitternis und Erregung, ganz frei von urteilstrübendem Kummer bin?"

Die Thränen traten ihm in die Augen.

„Ich habe dem Tod mehr als einmal ins Auge geblickt," fuhr er fort. „Sie wissen das ebenso gut als ich. — Einmal sogar," setzte er zögernd hinzu, „der Selbstzertrümmerung. Lange Jahre ist's her, vier Dezennien — da verlor ich als Jüngling mein erstes Glück, wie ich jetzt im Alter mein letztes verliere. Damals ward mein verzweifeltes Vorhaben durch einen Zufall vereitelt. Es wäre besser gewesen, mein Schicksal hätte unbeirrt seinen Lauf genommen. Ich litt unsäglich; aber, teurer Orlowsky, was ich heute empfinde . . . was ich heute empfinde . . ."

Er preßte sein verstörtes Gesicht in die Hände. Ein wildes Schluchzen durchschauerte seinen Körper. Dann sprang er empor. Die finster zusammengezogenen Brauen atmeten eine wilde Entschlossenheit.

„Verzeihen Sie," sprach er und bot dem Russen die Hand. „Das fehlte noch — um das Gebäude meiner kläglichen Lage zu krönen — daß ich nun winselte wie ein geschlagenes Kind! Ich bin zu Ende mit meiner Darlegung. Dieses dritte ist möglich; dieses dritte ist notwendig. Teilen Sie meine Ansicht? Ja oder nein!"

„Herr Oberst! Bedenken Sie doch ...! Sie haben Verpflichtungen! Vor allem: Sie sind der Vater eines geliebten Kindes ..."

Anzendorff wandte sich ab.

„Ich weiß, —" stammelte er mit zuckender Lippe, „dem Kinde haftet es an, wenn die niederträchtige Tücke des Schicksals den Vater zur Verzweiflung gebracht und ihm den Revolver in die zitternde Faust gedrückt hat ... Aber gleichviel! Der Knabe ist noch so klein! Die Erinnrung an seinen Vater wird ihm in kurzer Frist schon erloschen sein. Wenn er dann später erfährt ... so klingt's ihm wie ein unangenehmes Kapitel aus der Familienchronik, wie eine Sache, die man halt hinnehmen muß, weil sie nicht mehr zu ändern ist. Kummer und Gram wird er dabei schwerlich empfinden."

„Aber was soll die Welt über Sie denken?" fragte Orlowsky, die Hand des Freundes umklammernd. „Wird sie nicht rastlos grübeln, Ihre Motive erörtern ...? Wird sie nicht schließlich vermuten ..."

„Sie wird gar nichts vermuten," fiel ihm der Oberst ins Wort, „wenn man ihr nur beizeiten die richtige Fährte weist. Und gerade mit Rücksicht auf diesen Punkt hab' ich mein Schweigen gebrochen und Ihnen, mein teurer Freund, mich in all meiner Trostlosigkeit offenbart. An Ihnen wird's liegen, die Menschen zu überzeugen, daß plötzlicher Trübsinn, hervorgerufen durch große Verluste, oder was sonst sich ersinnen läßt, zu dieser verzweifelten That mich getrieben habe. Sie sollen die Mitteilungen, die ich zurücklassen will, einfach bestätigen. Sie sollen erzählen, ich hätte mich früher — im vorigen Sommer bereits — in einer vertrauten Stunde so gegen Sie ausgesprochen.

Verstehen Sie wohl: im vorigen Sommer! Diese Versicherung wird außerordentlich zweckmäßig sein für den Fall, daß irgendwer wider alles Erwarten an ein Zerwürfnis wegen des Malers dächte. Damals hat ihn ja Hertha noch nicht gekannt . . ."

Orlowsky blickte in wortloser Trauer nach dem geöffneten Fenster, wo die ambrosische Mailuft mit den Gardinen spielte. Es war ihm unsäglich wehe ums Herz. Der Glanz da draußen schien ihm der grausamste Hohn auf die Lichtlosigkeit im Gemüt seines Freundes.

„Übrigens," fuhr Otto von Anzendorff plötzlich heraus, „das alles ist ja unnötig!"

Er preßte die Faust wider die Stirne und schüttelte heftig den Kopf.

„Ich sehe jetzt wirklich, daß ich schon halb wie von Sinnen bin. Wozu diese Umstände? Wozu eine That, die sich offen als das bekennt, was sie ist? Ich Thor, ich unglaublicher Thor! Ja, Orlowsky, Sie haben recht! So darf der Vater eines geliebten Kindes nicht aus der Welt gehen! Auch um Herthas willen . . .! Kann ich nicht mit der größten Bequemlichkeit einfach verunglücken? Mit dem Pferde in einen Abgrund stürzen? Ertrinken? Mir beim Abfangen eines Rehbocks die Adern verletzen? Der Zufall ist ja in solchen Dingen erfinderisch! Nein, seien Sie ruhig, Orlowsky! Sie werden niemals in die Verlegenheit kommen, eine briefliche Hinterlassenschaft Ihres Freundes durch Unwahrheiten, die Ihnen sowieso schlecht zu Gesicht stehn, ausdeuten und erhärten zu sollen! Hier — meine Hand darauf!"

„Ja, ich ergreife sie, diese Hand," sagte Orlowsky; „aber ich dehne Ihr Versprechen noch aus! Es giebt noch ein viertes, und dieses vierte müssen Sie freudig in An-

griff nehmen, wenn ich noch glauben soll, daß Sie für Hertha und Ihren Knaben wirklich Liebe empfinden! Sie haben ja selbst gefühlt, wie pflichtgetreu Ihre Frau dem Verkehr mit dem entsetzlichen Menschen aus dem Wege gegangen ist. Sie müssen in diesem Punkte sie unterstützen. Eine Leidenschaft ist oft nur ein Rausch, der verfliegt, wie er kam. Sie müssen so schnell als möglich samt Ihrer Familie die Stadt verlassen ... Gaßlers haben längst schon den Wunsch geäußert, Sie einmal während der Sommerszeit auf Göllrode zu haben. Vertrauen Sie meiner Geschicklichkeit! Heute noch pack ich zusammen, morgen reise ich ab — und zwei Tage darnach haben Sie eine förmliche Einladung. Die Gräfin Gaßler langweilt sich ohnehin; sie schrieb mir erst vorgestern, es sei ihr entsetzlich, daß Graf Gaßler schon Ende April aufs Land ziehe, während die Stadt noch bis Mitte Juni sehr gut zu bewohnen sei. Geloben Sie mir — ich beschwöre Sie — daß Sie mir folgen wollen! Dann wird alles noch gut werden! — Ja? Sie versprechen mir's?"

Trübseligen Blickes schaute der Oberst hinaus auf den grünenden Platz, wo der Flieder und die Kastanien im üppigsten Flore standen. Er seufzte schwer. In seinen beklommenen Zügen war deutlich zu lesen, daß er die rosigen Illusionen des Freundes nicht teilte.

Die Stirne wider die Scheiben gepreßt, starrte er eine bängliche Weile in dieses wogende, sonnüberglänzte Blütenmeer, ohne etwas zu sehen, als ein gestaltloses Flimmern.

Dann machte er Kehrt.

„Es sei," sprach er mit ruhiger Stimme. „Ich danke Ihnen, Orlowsky! Thun Sie, was Sie für gut halten!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Acht Tage später waren die Anzendorffs nach Göllrode übergesiedelt.

Gräfin Gaßler, wie immer die Liebenswürdigkeit selbst, hatte den Freunden drei große Zimmer mit dem Blick nach der wildzerklüfteten Schlucht und den schäumenden Wassern der Göll eingeräumt.

Otto von Anzendorff fragte sich, ob diese unausgesetzte Erinnerung an die Vergangenheit ein wirksames Heilmittel für die schwerverwundete Seele der jungen Frau sei. Hertha konnte hier freilich einer Beschwichtigung ihres Gemüts, einer Versöhnung mit dem einmal Gegebenen, aber auch ebensogut einer stets erneuten Erregung teilhaftig werden, die dem freundlichen Plane Wladimir Orlowskys völlig zuwiderlief. — Dort hinter den fichtenbestandenen Felskuppen hatte sie jene Fesseln geschmiedet, die sie jetzt als unerträgliche Last empfand. Es war nicht vorauszusehen, ob diese immer wiederkehrende Mahnung sie nicht schließlich verbittern und geradezu aufreizen würde.

Die Wahrheit zu sagen, hatte der Oberst, trotz der anscheinend guten Laune, die er zur Schau trug, vollständig mit der Hoffnung und den sie begleitenden Zweifeln ab-

geschlossen. Es waren mehr die Gedanken Orlowskys, die er bei solchen Erwägungen nachdachte, als seine eignen.

Man sagt, die Resignation sei die Zwangsjacke, die das Schicksal dem Sterblichen anziehe, wenn die Verzweiflung ihn zur Tobsucht gebracht habe. Diese Zwangsjacke trug jetzt Otto von Anzendorff; sie verlieh seinen Gebärden so viel Anstand, Ruhe und Gleichförmigkeit, daß kein Beschauer den wahren Sachverhalt ahnen konnte. Selbst bei Orlowsky ließ sich der Oberst nicht mehr so freundschaftlich gehn, wie bisher. Es war, als schäme er sich seiner früheren Mitteilsamkeit als einer strafbaren Schwäche.

Der Verkehr zwischen Göllrode und Gruthenau war ganz ebenso rege, wie damals, da Hertha zum ersten Male die Schwelle des Schlosses betrat.

Auch fand man dort so ziemlich die gleichen Personen.

Freiherr von Gruthenau war in den letzten vier Jahren etwas hagerer und grauer geworden, aber noch immer der artige, höfisch-galante Ritter von ehedem.

Bertha von Gruthenau und Fräulein von Halffkerke schienen unverändert.

Aus dem lyrisch-romantischen Gustav hatte sich ein schmucker, intelligenter Forstkandidat entwickelt, der die Examina glücklich bestanden hatte und bei Gelegenheit seinem Papa Vorträge hielt über die irrationelle Bewirtschaftung der freiherrlich Gruthenauschen Waldungen. Er wälzte die großartigsten Reformpläne, meinte im Laufe der nächsten acht Jahre die Einkünfte aus den besonders verwahrlosten Tannenbeständen mindestens zu verdreifachen, und trug jetzt die Haare nicht mehr so üppig und mähnenartig, sondern vorschriftsmäßig geschnitten, wie es einem Reserveoffizier der Kavallerie zukam. Noch freilich schwärmte er für die

Dichtkunst, aber mit peinlicher Auswahl. Er las nur das beste, hatte der eignen Produktion als nicht vereinbar mit der Höhe seiner ästhetischen Ansprüche mutig entsagt, und seine Begeisterung für das schöne Geschlecht auf ein ganz allerliebstes sechzehnjähriges Mädchen mit Namen Elisabeth konzentriert, die Tochter seines akademischen Lehrers, mit der er seit Anfang März glücklich verlobt war.

Paul von Höffert, den die Forderungen des Dienstes noch an die Stadt fesselten, hatte für die Zeit seines demnächstigen Urlaubs etwas andres im Plane, trotz der liebenswürdigen Einladung des Barons. Schloß Gruthenau, das, wie er sich ausdrückte, gänzlich von genießbaren Damen entblößt war, lockte ihn nicht, und mit den Gaßlers schien er seit kurzem etwas gespannt zu sein, mit der Gräfin wenigstens.

Wohl aber hatte Professor Ehlers, mit seiner zauberhaften Iduna aus dem Süden zurückkehrend, einen Abstecher in die lockende Gegend des Sees gemacht, um alsbald von dem neu entbrennenden Freiherrn für die Sommersaison beschlagnahmt zu werden.

Iduna war schöner geworden. Der Übermut ihres Wesens hatte sich abgeklärt; um so heißer jedoch und leidenschaftlicher glomm es in ihren tiefschwarzen Augen; um so roter blühte ihr Mund; um so voller erschien ihre schlanke, verführerische Gestalt. Herr von Gruthenau, der die Empfindung hatte, als sei das Ende der Tage für seine galante Carrière stark im Anrücken, stürzte sich wie ein alternder Leu auf diese Gazelle, umwarb sie mit allen Künsten der Schmeichelei, und merkte nicht, daß sie nur deshalb so hold und so reizend lächelte, weil sie sich über sein wunderliches Gebaren kolossal amüsierte . . .

Außerdem war auf Schloß Gruthenau noch ein harmloser, etwas langweiliger Universitätsfreund Gustavs zu Gast, ein gewisser Hans Ellrich, der wenig sprach, viel aß, noch mehr trank und trotz seiner Jugend für einen ausgezeichneten Forstmann galt, was den jungen Baron stark an ihn fesselte. Gustav ging nämlich neuerdings mit dem Plane um, diesen Hans Ellrich zur Mitarbeiterschaft an einem großen forstwissenschaftlichen Werk zu gewinnen, von dem er sich — ekstatisch wie er noch war — den Beginn einer vollständig neuen Ära versprach. Graf Gaßler nannte ihn deshalb scherzhaft den neuen Cotta.

Der Sommer verstrich in der nämlichen Weise, wenn auch minder bewegt, wie jener erste, unvergeßliche, der jetzt um lange, ereignisvolle Jahre zurücklag.

Man besuchte sich oder machte gemeinsame Ausflüge zu den Nachbarn; man gondelte auf dem See; man ritt, man tanzte, und spielte zwei- oder dreimal Theater.

Die Laßbergs waren regelmäßige Teilnehmer an solchen Vergnügungen, obschon Hans Kunibert mit seiner wortlosen Schwerfälligkeit nachgerade für jedermann die Zielscheibe mehr oder minder versteckter Spottreden abgab, was die Gemütlichkeit nicht immer erhöhte.

Frau von Anzendorff war fast die einzige, die sich der ungelenken Hünengestalt aus freundlichem Herzen annahm; die übrigen Damen, zumal Gräfin Marie, trieben es manchmal schlimmer als die launigen Cavaliere, die stets doch eine gewisse Grenze zu respektieren hatten, wenn sie nicht ein Rencontre herbeiführen wollten. Das aber hatte bei Hans Kuniberts hochentwickelter Fertigkeit im Pistolenschießen immerhin sein Bedenkliches.

Zum guten Glück schien er die manchmal recht geschmack-

losen Neckereien kaum zu beachten. Er war ja von jeher etwas beschaulich und traumhaft gewesen. Diesmal jedoch übertraf er sein früheres Verhalten bei weitem. Er lebte und webte gleichsam in einer überirdischen Welt und hatte so kaum noch Fühlung mit den kleinen Fatalitäten der wirklichen.

Herr von Gruthenau, dessen Auge in solchen Dingen außerordentlich scharf war, merkte nach kurzer Frist, was die Glocke geschlagen hatte.

Der blonde Koloß war sterblich verliebt — und zwar in die zauberhafte Iduna, die ihn schon damals unwiderstehlich verhext hatte.

Der alternde Freiherr verspürte bei dieser Entdeckung ein siedendes Unbehagen. Die Weiber sind so schwer zu berechnen! Daß die dunkelhaarige Loreley selber um den Zustand ihres ungeschlachten Anbeters wußte, daran hegte der Freiherr durchaus keinen Zweifel, wenn er auch fest überzeugt war, daß sich Hans Kunibert nie eines eroberungslustigen Wortes erdreistet hatte. Die Frauen — so sagte sich der Baron — wissen das häufig eher, als der Betreffende selbst. Nun aber konnte das Schicksal es fügen, daß sich Iduna, so schroff sie bis dahin gewesen, urplötzlich darauf besann, was dieser blühende Laßberg vor ihm, Gruthenau, ganz unleugbar voraushatte. Diesem Besinnen konnte ein rascher Impuls folgen, ein holdes Gewähren, ja der empörende Drang, sich dem blondhaarigen Riesenjüngling geradezu an den Hals zu werfen, wenn er denn selbst nicht den Mut besaß, das breite Maul mit den blankschimmernden Zähnen zu einer Werbung zu öffnen. Dergleichen war ja nichts Seltenes. Herr von Gruthenau hielt die weibliche Strenge, die er „in einzelnen Fällen“

nicht leugnen konnte, überhaupt nur für eine Marotte, wenn nicht gar für Berechnung . . .

Diese verwünschte Jugend! Diese ekelerregende Blondheit, die namentlich bei so nachtschwarzäugigen Weibern oft ein immenses Glück hatte! Er war außer sich vor Erbittrung, und je länger Iduna ihn schmachten ließ — immer höflich und lächelnd —, um so mehr steigerte sich sein glühender Haß gegen den armen Hans Kunibert, der, wie er glaubte, nur deshalb nicht schon längst triumphiert hatte, weil er selbst für eine so leichte Eroberung zu hölzern und bockbeinig war.

Schließlich wurde er hochgradig nervös, der gute Baron. Seine Gemahlin, die einzige unter den Schloßbewohnern, der gegenüber seine Verstimmung sich freien Lauf ließ, wußte davon zu erzählen! Halbe Nächte lang schlief er nicht, und Bertha war nun natürlich gezwungen, seine Lamentationen, die sich auf alle Gegenstände der Welt, nur nicht auf die wirkliche Ursache seines Verdrusses erstreckten, trotz ihrer Migräne ruhig mit anzuhören und sich Vorwürfe machen zu lassen über das öde, verfehlte Leben, das er ihr danke, über die widerliche Vergänglichkeit alles Schönen, vor allem jedoch über die nicht zu bestreitende Thatsache, daß er mit jedem Jahr älter ward.

So entschwand der August.

Am ersten September ging wie alljährlich die Jagd auf.

Das herrliche Wetter, mit dem sich der Herbstmonat einführte, übertraf die kühnsten Erwartungen.

Wladimir Orlowsky, der leidenschaftliche Waidmann, hatte schon einige Tage zuvor seine Gewehre untersucht und mit der schmunzelnden Miene des Feinschmeckers, der sich zu Tisch setzt, einige Schüsse ins Blaue gethan.

Er freute sich wie ein Kind, nun endlich wieder in der nächsten Umgebung Göllrodes pirschen zu können; denn die berühmten Keiler, für die es keine gesetzliche Schonzeit gab, hausten viel weiter nordwärts. Es war dies allemal eine Tour von zwei Tagen, bei der man im Forsthause zu Gliensberg Quartier nehmen mußte, was nicht just zu den größten Annehmlichkeiten gehörte. Aber auch so machte sich bei Orlowsky seit seiner Übersiedelung nach Deutschland eine Verminderung der Kampflust geltend, die ihn so stürmisch zur Fehde mit den Bären des Urals getrieben hatte. Oder war ihm bei diesen Hetzgeschichten etwas Jägerlatein mit untergelaufen? Kurz, er schwärmte jetzt mehr für Hasen, Hühner und Rotwild. Nebenher machte es ihm das größte Vergnügen, ein Stück selbstgeschossenes Wildpret in fachmännisch gediegener Zubereitung mit verzehren zu helfen. Ein getrüffeltes Rebhuhn war seine Leidenschaft. Ach, und nun konnte er ja seit einiger Zeit wieder so ganz dem Behagen des Augenblicks leben! Otto von Anzendorff schien jetzt ruhiger, klarer, befriedigter. Hertha war im Verkehr mit dem Gatten so gütig, so liebevoll, — wenn auch ihr Antlitz immer noch nicht die bedenkliche Blässe verlor. Aber das würde schon kommen! Das Heilmittel wirkte, daran war nicht zu zweifeln! Orlowsky durfte sich Glück wünschen!

Die Jagdsaison debütierte auch dem Erfolge nach glänzend.

Wladimir Orlowsky hatte auf den benachbarten Feldern sechs Hühner gefehlt und anderthalb Hasen geschossen. Wenigstens lag er bezüglich des zweiten mit Hans Ellrich, dem Universitätsfreunde Gustavs, im Streit, bis man sich einigte, jedem der beiden Schützen die Hälfte an dem Triumph in Rechnung zu bringen.

Hiernach hatte Orlowsky im Hochwald einen Gabler gefehlt, und einem der Treiber ein paar Schrotkörner auf das Dickbein geschossen, so daß der Mann laut aufschrie, nach einem Arzt und einem Priester begehrte, und erst von seinen Schmerzen erlöst wurde, als Wladimir Orlowsky ihm tieferschüttert einen Fünfzigmarkschein behändigte.

Auch die übrigen Teilnehmer waren je nach ihrer waidmännischen Begabung vom Schicksal begünstigt worden.

Graf Gaßler kam siebenundzwanzig Mal zum Schuß und hatte durchweg die glücklichsten Treffer.

Im ganzen wurden hundertunddreißig Hühner, beinahe eben so viele Hasen, elf Rehe und ein stämmiger Brandfuchs zur Strecke gebracht.

Der Oberst von Anzendorff hatte an diesem Siegeszuge nicht teilgenommen. In seiner Jugend war er wohl Jäger gewesen wie hundert andere, aber die Leidenschaft eines richtigen Waidmanns hatte er niemals gekannt. Da sich sein Knabe an diesem Tage nicht wohlfühlte — das Kind klagte über Kopfweh und Mattigkeit — so fehlte ihm vollends die Lust. Vielleicht wurzelte seine Verstimmung auch tiefer, wiewohl er das trostlose Thema, das ihn beschäftigte, niemals berührt hatte.

Am Abend fand man sich wie gewöhnlich im kleinen Speisezimmer zusammen, wo man den Thee nahm. Das Befinden des kleinen Max hatte sich wieder gebessert. Hertha, die während des Tages in bänglicher Dumpfheit den Zustand ihres Lieblings beobachtet hatte, atmete auf.

Der flotte Bericht Wladimir Orlowskys über seine Erlebnisse wirkte erfrischend. Seit lange hatte Graf Eberhard nicht so herzlich gelacht, wie jetzt über das Abenteuer mit dem „lebensgefährlich verwundeten“ Treiber. Es war

auch zu komisch — die Angst des Übelthäters, das Jammergeheul des Verletzten, der Fünfzigmarkschein, — und schließlich die beiden rötlichen Flecke, auf die sich bei näherer Betrachtung die Todeswunde des unglückseligen Opfers beschränkte.

Wladimir Orlowsky, obschon auch er in diese Heiterkeit einstimmte, meinte doch, als das Gelächter sich endlich beruhigt hatte, die Sache hätte auch sehr bedenklich ablaufen können.

„Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, — (verzeihen Sie, meine Damen!) — daß ich den Büchsenlauf nicht wie sonst in die Höhe nahm. Ich wollte die Mündung von rechts nach links an dem Burschen vorbeibringen, um auf den Fuchs zu halten, der sich mit seinem breiten Schelmengesicht so ganz gemächlich vorbeischleichen wollte. Aber ich that dies mit gesenktem Gewehr und den Finger am Hahn. Ob mir nun heimlich die Hand gezuckt hat; ob ich im Unterholz hängen blieb oder was sonst — ich weiß es nicht. So viel ist sicher: der Schuß krachte, eh' ich's mir träumen ließ. Noch eine Viertelsekunde früher, und die gesammte Ladung prallte dem armen Kerl auf den Schenkel. Alle Wetter, mich überläuft's!"

„Ja, lieber Orlowsky," versetzte Graf Gaßler nun gleichfalls ernst, „man kann auf der Jagd die Vorsicht nie übertreiben. Ich habe da Dinge erlebt ..."

Und nun erzählte er einen entsetzlichen Fall, der sich vor acht, neun Jahren drüben bei Laßberg ereignet hatte.

„Und trotzdem," sagte Orlowsky, nachdem er den Eindruck dieser Geschichte verwunden, „das Waidwerk ist und bleibt ein königliches Vergnügen! Die herrliche Luft, der rauschende Wald, die sonnigen Felder — und dann der

unbeschreibliche Reiz, so auf Beute zu lauern . . .: ich weiß mir nichts Lieberes! Schade, Herr Oberst, daß die Besorgnis um den Kleinen Sie heute zurückhielt! Das nächste Mal müssen Sie unbedingt teilnehmen!"

Otto von Anzendorff hatte während der letzten Minuten regungslos dagesessen.

„Meinen Sie?" gab er zur Antwort. „Nun, wir können ja über die Sache noch reden."

Früher, als dies sonst seine Gewohnheit war, zog sich der Oberst zurück. Er schien das Bedürfnis zu fühlen, allein zu sein; denn er begab sich noch nicht zur Ruhe, sondern schritt fast eine Stunde lang durch den Garten, wo der Mond durch die Lücken der breiten Kastanien seine glänzenden Lichter auf den gelblichen Kies malte. Frau von Anzendorff hatte sich schon vorher aus der Gesellschaft entfernt, — des Kindes wegen, das noch immer ein wenig unruhig war.

Drei Tage später lud Hans Kunibert zu einem großen Treibjagen auf Laßbergschem Grund und Boden ein. — Am Abend, nach vollendetem Waidwerk, sollte im Herrenhause zu Laßberg ein solennes Jagdsouper stattfinden.

In aller Frühe brach man von Laßberg auf, trieb eine Anzahl der wildreichsten Schonungen nördlich des Dorfes ab, frühstückte auf dem Galsberg, streifte dann ostwärts nach dem Galsberger Hochwald und sammelte sich zwischen sechs und halb sieben auf der Hellbrunnwiese, um von dort aus die Rückfahrt nach Laßberg anzutreten.

Hans Kunibert, mit seinem alten, bewährten Förster, und Bruno von Wolfshagen, ein Vetter Aureliens, waren die ersten. Sie setzten sich auf einen der Jagdwagen, erquickten sich an dem schönen Burgunder, den sie im Wasser

einer benachbarten Quelle etwas gekühlt hatten, und musterten mit befriedigten Blicken die Beute, die schon in recht erbaulicher Fülle am Boden lag und sich mit jeder Minute reichlicher anhäufte. Die übrigen Herren kamen in rascher Folge dazu. Man begrüßte, man beglückwünschte sich. Der Tag war nicht annähernd so heiß gewesen, wie ehvorgestern; die Stimmung schien ausgezeichnet, das Jagdergebnis geradezu glänzend. Wladimir Orlowsky hatte keinem der Treiber ein Leids gethan, wohl aber den brillantesten Damhirsch erlegt, den man seit Jahren im Galsberger Hochwald geschossen hatte.

Graf Gaßler schwelgte im Anblick dieses Prachtexemplars, während Hans Kunibert sich bescheidentlich abseits hielt, als gälten die Lobsprüche, die man dem Wildstück zollte, ihm selbst.

Ernste und launige Mitteilungen über die Jagderlebnisse fluteten wieder in breitem Strome.

Endlich fragte Graf Gaßler, die Uhr ziehend:

„Halb sieben vorbei! Ist die Gesellschaft vollzählig?“

„Doch wohl,“ meinte Hans Kunibert.

„Nein,“ versetzte Orlowsky, „Herr von Anzendorff fehlt noch.“

„Richtig, der Oberst!“ klang es von allen Seiten

„Er stand keine zweihundert Schritte von uns entfernt, als wir zuletzt auf den Fuchs schossen,“ sagte Graf Gaßler.

„Na, er wird ja wohl kommen!“

Zehn, zwanzig Minuten verstrichen.

„Er kann sich doch nicht verirrt haben?“ fragte der junge Wolfshagen.

„Unmöglich,“ versetzte der Förster. „Er braucht nur immer dem Bache zu folgen. Der Weg über die Böhlauer Schneuße ist nicht zu verfehlen.“

„Nun, wenn man ein bißchen zerstreut ist, wie der Herr Oberst . . .“

„Vielleicht hat er noch gerade vor Thorschluß irgend ein reizendes Jagdabenteuer erlebt,“ sagte der Schloßherr von Gruthenau. „Mich soll's nicht wundern, wenn er mit einer Fischotter ankömmt. Droben im Laßbach giebt's welche.“

„Aber den Rackern ist verteufelt schwer anzukommen,“ sagte der Förster, „und der Herr Oberst hat keinen Hund bei sich.“

Über all diesen Reden und Gegenreden begann es zu dämmern. Immer noch keine Spur von dem Fehlenden! Himmel und Hölle! Man rief, man pfiff, man jodelte; der Förster blies sogar mit annähernder Korrektheit das Hornsignal „Jagd vorbei“: c — e; g — c; g — g. Alles umsonst.

Endlich begann die Gesellschaft stutzig zu werden. Keiner mochte zuerst die Besorgnis aussprechen, dem Vermißten könne ein Unheil begegnet sein: aber die Ahnung dieser erschreckenden Möglichkeit drückte auf alle Gemüter.

Orlowsky zumal war in unbeschreiblicher Aufregung. Er dachte an sein neuliches Mißgeschick mit dem Treiber. Auch entsann er sich jetzt, daß noch einige Schüsse gefallen waren, nachdem er mit Gaßler bereits den Weg nach dem Sammelplatz angetreten.

Und plötzlich, um seine Qual zu vervollständigen, tauchte, wie ein grausenhaftes Gespenst, jenes Zwiegespräch vor ihm auf, das er am zweiten Mai — acht Tage vor der Übersiedlung nach Göllrode — mit Anzendorff durchgemacht hatte. Die furchtbaren Worte klangen ihm durch die Seele: „Kann ich nicht mit der größten Bequemlichkeit einfach verunglücken . . .?“

Trotz seiner tobenden Angst beherrschte er sich.

„Nun bleibt nichts übrig,“ sagte er achselzuckend, „— wir müssen ihn suchen. Er kann gestolpert, gestürzt sein . . . Kommen Sie, lieber Graf! Je zwei und zwei! Die Hunde nehmen wir mit. Gott verhüte, daß ihm was zugestoßen!“

Es war vollständig Nacht geworden, aber der Mond schien hell. Die Böhlauer Schneuße mit ihrem wuchernden Grasboden glänzte in Tagesklarheit. Die Jagdgesellschaft schlug sich in Abständen von je fünfzig Schritt paarweise ins Gehölz.

Dem braven Hans Kunibert, der in Gemeinschaft mit seinem Förster suchte, war es vom Schicksale vorbehalten, den Vermißten zu finden.

Otto von Anzendorff lag jenseits eines kräuterumwucherten Grabens mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, das Gewehr in der Linken, die Rechte krampfhaft geschlossen. Das Mondlicht, das flimmernd durch das Geäste der Buchen floß, spiegelte sich in einer mächtigen Blutlache. Das Gewehr war entladen; der tödliche Schuß hatte von unten her das Gehirn durchbohrt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Auf Zweige und Moos gebettet, die klaffende Wunde sorgsam verhüllt, den Leib mit einem der Wagenteppiche zugedeckt, — so brachte man den Verunglückten nach Göllrode. Ein Bote war schon vorausgesandt worden, um die Insassen des gräflichen Schlosses, besonders auch die Gemahlin des Toten, auf das Entsetzliche vorzubereiten.

Die Gesellschaft trennte sich unter dem furchtbaren Eindruck dieses Geschehnisses beinahe lautlos. Niemand dachte mehr an das Jagdsouper. Hans Kunibert Freiherr von Laßberg weinte die bittersten Thränen. Orlowsky war wie betäubt. Mit dem Blick eines Schuldbewußten spähte er um sich her, ob irgendwo sich ein Hauch von Verdacht oder Mißtrauen rege. Bei jedem Worte, das da geflüstert zu ihm herüberdrang, fuhr er zusammen. Die bloßen Satzanfänge: „Er hat . . .“, „Es ist . . .“ flößten ihm Schrecken ein, und diese folternde Bangigkeit ließ ihn zunächst gar nicht zu dem Bewußtsein gelangen, was er mit Otto von Anzendorff, dem heißgeliebten Freunde, verloren hatte.

Seine Angst vor den Auslegungen seiner Gefährten war übrigens grundlos.

Eine gewissenhafte Prüfung des Thatbestandes — Graf Gaßler hatte bei aller Erregtheit sofort an dieses Moment gedacht und sich die Einzelheiten geflissentlich eingeprägt — ergab für jedermann als nicht zu bezweifelndes Resultat, daß der Oberst bei dem Sprung über den Graben ausgeglitten, mit dem Gewehr in der Hand zu Fall gekommen und so durch die Entladung des rechten Laufes verunglückt war.

Die Möglichkeit eines Verbrechens schien ausgeschlossen.

Nirgends zeigte sich in dem feuchten Grunde eine verdächtige Fußspur. Die Brieftasche Anzendorffs, die kostbare, diamantenbesetzte Uhr, die goldene Kette, die zwei Ringe, die er zu tragen pflegte: alles dies war noch vollzählig.

Auch für die Annahme eines Rache-Akts fehlte hier jeglicher Anhaltspunkt. Der Oberst von Anzendorff hatte, der Meinung aller zufolge, kaum einen Feind, ganz gewiß aber keinen, dem die gehässigste Schwarzsichtigkeit ein solches Verbrechen zugetraut hätte.

Noch beweiskräftiger als diese Erwägungen schien die Verwundung selbst, die offenbar nur von der eignen Waffe des Opfers herrühren konnte und durch die pulvergeschwärzten Ränder verriet, daß der zerschmetternde Schuß aus unmittelbarster Nähe kam.

Der Gedanke an einen Selbstmord aber schien vollends unhaltbar. Otto von Anzendorff, dieser klare, geruhige, heitere Charakter, der noch in vorgerückterem Alter ein Glück gefunden, um das er von aller Welt heimlich beneidet wurde, und das doch alle ihm gönnten, weil er's mit voller, dankbarer Lebensfreude genoß — er sollte mit eigner Hand . . .? Pah, die bloße Erwähnung einer so widersinnigen Annahme wäre ein Frevel gewesen.

Hertha sogar, die sich jetzt in ihrem unsäglichen Schmerz erneuerte Vorwürfe machte, kam doch keine Sekunde lang auf die Vermutung, ihr heimlicher Abfall könne mit dem Tod ihres Gatten irgendwie im Zusammenhang stehn.

Sie war ja all die Monate her doppelt liebevoll gegen den Mann gewesen, der nun seit lange nicht mehr ihr Herz, und doch so viel Anspruch auf ihren zärtlichsten Dank besaß. Heroisch hatte sie unterdrückt, was sie nicht völlig verbannen konnte; und wenn sich ihr während der letzten Tage daheim in der Residenz die Empfindung aufgedrängt hatte, als ob ihr Gemahl wenigstens unbestimmt ahne, daß nicht alles in ihrem Innern so sei, wie es von Gottes und Rechts wegen hätte sein sollen: hier in Göllrode schien dieser Argwohn, falls er denn je existiert hatte, völlig erstickt. In der That, Hertha war seit der Trennung von Roland fester und ruhiger geworden; sie hatte sich in ihr Schicksal gefunden, wie sich der Kranke zuletzt an seine Krankheit gewöhnt; sie trug es nicht nur mit äußerlicher Gelassenheit, sondern mit jener Ertötung des Willens, die uns befähigt, trotz der noch heimlich wühlenden Schmerzen freundlich zu sein, heiter und mild, und für andre zu leben, da man doch für sich selber nicht leben darf.

Und wie gütig, wie dankerfüllt war ihr Gatte gewesen bis zum letzten Moment! Wie reich an zarter Aufmerksamkeit und Liebe!

Freilich — er begehrte sie nicht mehr so stürmisch wie früher; wenn er sie küßte, so geschah dies mit einem ausgesprochenen Zuge von Väterlichkeit; wenn er sie ansah, glitt ihm zuweilen jenes wehmütig-trübe Lächeln über die Lippen, das ihm während der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft eigen gewesen. Aber das war so natürlich. Er

liebte sie leidenschaftlich und wollte doch an der Schwelle des Greisenalters nicht den Romeo spielen. Das hatte er häufig betont, — und hier auf dem Edelsitze des Freundes, der so viel jünger war, der so viel besser zu seiner jugendstrahlenden Gattin zu passen schien, mochte dieser Entschluß an Ernst und Nachhaltigkeit gewonnen haben.

War ihr Verkehr mit ihm also ruhiger, stiller, vernünftiger, so trug er die Schuld, nicht aber sie. Nein, gewiß nicht! Keinen Augenblick hatte sie außer Acht gelassen, daß sie ihm angehörte; ihr Gruß war nicht matter geworden, ihre Sprache nicht liebloser . . .

Einmal nur, als sie so unbeschreiblich süß und schmerzlich von Roland geträumt hatte, war sie unter strömenden Thränen erwacht — und er hatte ihr Schluchzen bemerkt, obgleich er that, als ob er noch schliefe. Aber dann hatte sie ja ihre Zuflucht zu einer frommen Lüge genommen und ihm erzählt, sie habe im Traum ihren Vater gesehn; das Bild ihrer frühesten Jugend sei vor ihr aufgetaucht, wehmütig-klar, und doch so fern, so unerreichbar in seiner Herrlichkeit . . .

Otto hatte gelächelt, ihr tröstend die Hand gedrückt und dann wieder friedsam die Augen geschlossen, um weiter zu schlafen . . .

Nein, sie wußte nichts von der unabsehbaren Kette heimlicher Qualen, die ihn gefoltert hatte. Sie ahnte nichts von seinen Entschlüssen und Plänen. Sie würde das alles auch gar nicht begriffen haben: denn sie glaubte ja auf dem besten Wege zu sein, jene Leidenschaft zu bezwingen und sich allmählich in die frühere Herzensgemeinschaft mit ihm wieder einzuleben.

Jetzt vollends, da sie händeringend vor dem Entseelten

niederkniete und keine Thräne fand, meinte sie nie ein anderes Wesen auf dieser Erde geliebt zu haben. Sie hatte das dumpfe Gefühl, als ob die ganze Welt ihr zerbröckle wie ein morsches Gemäuer. Der Gedanke an Roland drängte sich keine Sekunde lang in die Heiligkeit dieses tiefen und wahren Schmerzes. — Sie kam sich vor wie vom Himmel verlassen. — Dieser eine entsetzliche Zufall hatte ihr Dasein vernichtet, ihre Zukunft zur Einöde, ihr Herz zum Kirchhof gemacht.

Nur Einer — Wladimir Orlowsky — ahnte den wahren Zusammenhang.

Otto von Anzendorff hatte seit der Übersiedelung nach Göllrode niemals den Namen Roland Kessinger wieder ausgesprochen.

Orlowsky jedoch, da ihm der Sachverhalt nun einmal bekannt war, fühlte heraus, daß hinter dem scheinbar erneuten Gleichgewicht dieser Ehe noch immer das alte fürchterliche Gespenst lauerte. Der Wissende hat es leicht, aus kleinen und kleinsten Zügen zu folgern, wo der Ahnungslose nur Zufälligkeiten ohne Belang sieht. Orlowsky — obschon er mit Beharrlichkeit schwieg und sich einer fast übermütigen Laune befliß, um so der eignen Beklommenheit thunlichst Herr zu werden — merkte sehr wohl, daß Hertha sich täuschte, wenn sie den Wahnsinn ihrer verzehrenden Liebe bezwungen zu haben glaubte; er merkte auch, daß der Oberst die anfangs erwachten Hoffnungen schon nach kurzer Frist wieder aufgab, und nur aus Stolz oder im Halbschlaf der Resignation den altgewohnten Gang dieses Lebens weiter ging.

Freilich, daß die Katastrophe so nahe bevorstünde, daß er selbst mittelbar daran schuld tragen sollte, indem er den

Freund veranlaßte, sich gegen seine Gepflogenheit an der Jagd zu beteiligen, das hätte sich der gute Orlowsky in seinen dunkelsten Augenblicken nicht träumen lassen.

Er wird doch — so rechnete er — zum wenigsten abwarten, ob sich Hertha bereit erklärt, auch den kommenden Winter fern von der Residenz zu verbringen, im Süden vielleicht, in Rom, wo ihr so manche bedeutungsvolle Erinnerung zu gunsten ihres Gemahls spricht!

Auch hielt es Orlowsky für ausgemacht, daß ihn der Oberst vor dem entscheidenden Schritt noch einmal zu Rat ziehen würde.

Er hatte sich vorgenommen, in diesem Fall seine ganze Beredsamkeit aufzubieten und jede andere noch so gewaltsame Lösung lieber herbeizuführen, als diese eine, entsetzliche. Der Oberst sollte den Nebenbuhler vor die Pistole fordern, gleichviel aus welchem Scheingrunde; — oder mutig in einen Prozeß willigen, sich kurzer Hand, wenn es nötig war, für den schuldigen Teil erklären, und den Rest seines Lebens in ernster, wissenschaftlicher Arbeit verbringen, wie er dies ja seit lange gewohnt war, ehe er dies überspannte Geschöpf kennen gelernt.

Wladimir Orlowsky fühlte bei solchen Erwägungen, die ja doch niemals ohne Rest aufgingen, etwas wie Groll gegen die junge Frau. Hätte ihn Otto von Anzendorff nicht eines Tages feierlich bei der Hand genommen und ihm ohne Einleitung zugeraunt: „Wenn einmal Hertha allein steht — nicht wahr, Orlowsky, so darf sie auf Ihre Freundschaft rechnen?“ — er würde sich innerlich von ihr losgesagt haben . . .

Nun war das Furchtbare geschehen. Der stattliche Mann, den das kraftzerstörende Greisentum noch nicht mit

dem flüchtigsten Hauche gestreift hatte, lag tot und starr auf der Bahre. — Schloß Göllrode, bis dahin der Mittelpunkt genußfroher Lebenslust, war in ein Trauerhaus der düstersten Art verwandelt. — Nicht die Hand der Natur, die das Überreife und Welke nach unabänderlichem Gesetz in die Gruft wirft, sondern ein gräßliches Mißgeschick hatte die Eiche gefällt, die noch jahrzehntelang ungebeugt in der sonnigen Himmelsluft hätte rauschen können!

Die Freunde des Hingeschiednen, besonders die Gaßlers, benahmen sich musterhaft.

Gräfin Marie, sonst so leichtherzig und libellenhaft, zeigte hier ein bewunderungswürdiges Zartgefühl.

Ganz wie der Augenblick es gebot, ließ sie bald ihre Freundin allein, bald schlich sie leise zu ihr ins Zimmer, hielt sie mit zärtlichen Armen umschlungen und weinte mit ihr, ohne viel Worte zu machen.

Und diese Thränen kamen ihr aus dem Herzen.

Sie dachte daran, wie verzweifelt sie sein würde, wenn sie nun ihren vortrefflichen Eberhard auf so furchtbare Weise verloren hätte; wie traurig und trostlos ihr Leben dann bis auf weitres dahinströmen würde, ach, und wie grausenhaft der Gedanke das Herz erschüttere, Witwe zu sein! Auf der Schaubühne freilich spielten die jungen Witwen eine recht niedliche Rolle; die Halbtrauer stand ihnen reizend, und sie eroberten rings die Herzen im Sturm: aber das Leben war denn doch etwas andres! Wie schön hätte nun die arme Hertha den Winter hindurch an den „festen Abenden“ der Gräfin teilnehmen können! — Gerade diesmal sollten die „Donnerstage“ so reizend werden! Wie gut hätte sie für die Rolle der jungen Pastorsfrau in der hübschen Bluette Karl Sontags gepaßt, die man just zu

Beginn der Saison aufführen wollte! Was hätte sie alles genießen können — von den Hofbällen abwärts bis zu den wissenschaftlichen Vorträgen Adolar Müllers, bei denen man gleichfalls die prächtigsten Toiletten entfalten durfte!

Und so war's ja mit allem!

Der grausame Tod hatte ihr einen entsetzlichen Strich durch die Rechnung des Lebens gemacht. — Sie stand nun allein in der Welt — (Gräfin Marie schluchzte bei diesem Gedanken geradezu leidenschaftlich) — ohne Schutz, ohne Berater, ohne Gefährten!

Die Ärmste!

Freilich, sie hatte ihr Kind . . .

Ob sie sich wieder verheiraten würde?

Sie war noch so jung . . .!

Und bei Lichte betrachtet: in zehn oder zwölf Jahren wäre der Oberst wahrscheinlich ja doch gestorben . . .

Zum Glück ließ Gräfin Marie von diesem bunten Gedankengang nichts verlauten. Ihr Mienenspiel, ihre zärtlichen Küsse übten daher ganz die nämliche Wirkung, als hätte ihr niemals eine so unerbauliche Vorstellungsreihe die Seele durchkreuzt.

Übrigens fragt es sich, ob der erregte Mensch für seine Gedanken verantwortlich ist. Oftmals drängen sich uns gerade in recht feierlichen Momenten die absurdesten Einfälle, die unglaublichsten Trivialitäten, die abscheulichsten Reminiscenzen auf, die uns die Röte der Scham ins Gesicht treiben und doch mit aller Kraft nicht gebannt werden können.

So entsann sich auch Hertha, als der Sarg mit den sterblichen Resten ihres Gemahls über den Schloßhof getragen wurde, jenes trostlosen Nachmittags in ihrem Boudoir,

da plötzlich die Frage ihr aufgetaucht war: „Wie? Wenn er nun stürbe?“

Jetzt war ihr zu Mute, als sei sie durch diesen Gedanken schuldig geworden an dem Tod des Verblichenen. Ihr Schmerz, der sich während der letzten Stunden etwas beruhigt hatte, brach von neuem hervor. Sie bebte am ganzen Leibe. Als der schwarzverhangene Wagen sich in Bewegung setzte, fiel sie ohnmächtig in die Arme Claudinens.

Der Leichenzug ging an dem wipfelumrauschten Felsenthore vorüber nach dem Göllroder Friedhof. Es war der ausdrückliche Wunsch Herthas gewesen, den Toten hier, unweit der Stelle, wo sie an jenem unvergeßlichen Abend den Bund fürs Leben mit ihm geschlossen, zur ewigen Ruhe bestattet zu sehn. Eine Geleitschaft von mehreren hundert Personen folgte dem Trauerwagen. Nicht nur die meisten Gutsnachbarn bis hinüber nach Trebra und Altenau waren erschienen; auch die Bewohner des Dorfes Göllrode fühlten das ernste Bedürfnis, dem verblichenen Freund ihrer Gutsherrschaft, dem alten Soldaten, der so stolz und so ritterlich dreingeschaut und doch so voll Güte und Menschenliebe, das letzte Geleit zu geben.

Der Geistliche, ein siebenundzwanzig-jähriger Mann, erst seit Ostern verheiratet, hielt eine kurze, aber dem Herzen entquellende Grabrede. Er sprach von dem unerforschlichen Ratschluß des Ewigen, der da den kernigen Stamm mit dem Blitz versehre, und die blühende Knospe jählings vom Stengel breche, während das kranke, verkümmerte Kraut weiterlebe, sich selber zur Last und andern zur Kümmernis. Kein Fragen fromme, kein Aufbäumen gegen die göttliche Weisheit: nur stumme Ergebung, und gläubig-stilles Ver-

trauen zur Wahrheit jenes köstlichen Wortes, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Auch hier sei durch ein furchtbares Mißgeschick eine Gemeinschaft zerstört worden, die alle, zu denen das Paar in Beziehung gestanden, mit heiliger Freude erfüllt, die da aufs neue bewiesen habe, daß eine christliche Ehe das Höchste und Herrlichste sei, was uns Menschenkindern während unsrer irdischen Pilgerschaft beschert werden könne.

„Ein Herz und eine Seele — das war die Flagge, unter welcher das Lebensschiff dieser Glückbegnadeten fröhlich einherfuhr . . . Und nun erhebt sich der Sturm, Donnergewölk ballt sich am Firmament, und die blumengeschmückte Barke wird auf den Strand geschleudert. Der tapfre Kriegsheld, der die begeisterte Brust so manches Mal den Geschossen des Erbfeinds darbot, und heil aus dem Kugelregen der Schlachten zurückkehrte, — er mußte dem elenden Schrot erliegen, das ein ruhmloser Zufall durch sein lorbeergekröntes Haupt schleuderte. An seinem Grabe trauert sein liebendes Weib, sein armes, verwaistes Kind, das so frühe schon lernen muß, was es heißt: ohne Vater zu leben. Der Schmerz, der uns andern hier so heiß an die Seele greift, — ach, was ist er doch im Vergleich mit dem Weh dieser jungen Frau, die alles, alles verloren hat, was eine zärtliche, treue, bewundernde Gattin mit dem Heimgang des Lebensgefährten verlieren kann? Allbarmherziger Gott, der du ein rechter Vater der Witwen und Waisen bist, tröste, tröste sie in ihrem unermeßlichen Gram! Du allein vermagst ihre Wunden zu heilen! Lehre sie, in Ergebung zu tragen, was du verhängt hast! Den Verblichenen aber, der mitten im Glücke von uns geschieden ist, führe du gnädig ein zu deiner ewigen Herrlichkeit! Amen!“

Die Schulkinder sangen nun einen Choral, die Grenadiere vom ehemaligen Regiment des Verstorbenen, die auf allerhöchsten Befehl zur Beerdigung kommandiert waren, schossen über das Grab, der Geistliche, fast zu Thränen gerührt, sprach noch ein Vaterunser: — dann war die erschütternde Ceremonie zu Ende.

Hertha saß unterdes, ihr Kind umklammernd, regungslos in der Fensternische. Als die Leidtragenden zurückkehrten, brach sie in herzzerreißendes Klagen aus. Jetzt erst schien ihr das Fürchterliche ganz zur Wahrheit geworden: die Erde hatte sich über dem Toten geschlossen!

Und nun kam ihr plötzlich der Peingedanke, ob sie's ertragen würde, ferne von diesem teueren Grab in der Hauptstadt zu leben, wo sie doch leben mußte, wo sie ihr Heim besaß und ihre letzten Verwandten.

Gräfin Marie beruhigte sie.

„Du weißt, Herz," sagte sie freundlich und strich ihr das Haar aus dem verweinten Gesicht, „unser Besitztum hier in Göllrode steht dir jederzeit offen. Während des Sommers kannst du, solange du willst, bei uns Quartier nehmen."

Hertha küßte die Gräfin voll dankbarer Zärtlichkeit auf den Mund und sagte bewegt:

„O, du liebe, liebe, teure Marie! Möge der Himmel dir's lohnen und dich glücklich lassen dein Leben lang!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Hertha von Anzendorff nahm die Gastfreundschaft des gräflichen Ehepaares noch bis Ende September in Anspruch. Die herbstklare Luft, die schweigsame Hoheit der Fichtenwälder, der stille Blumenflor ihres Balkons, auf dem sie die Vormittage im Sessel verbrachte, — dies alles wirkte beruhigend auf ihr Gemüt und ihr erschüttertes Nervensystem.

Die Gaßlers überboten sich gegenseitig in zartfühlender Aufmerksamkeit. — Mit dem bunten, bewegten Festgetriebe von ehedem war es natürlich vorbei: aber die leichtlebige Marie schien gar kein Opfer zu bringen, wenn sie den geräuschvollen Diners, den Massenausritten durch Feld und Holz, den Parkbällen und Feuerwerksnächten entsagte. Das war sie „ihrer lieben, einzigen Hertha" schuldig, und in Fragen des Taktes kannte die Gräfin durchaus keine Halbheiten.

Während der ersten acht Tage war Frau von Anzendorff vollständig haltlos.

Die Kondolenzbriefe Doktor Steinmanns und Juliens übten bei aller Herzlichkeit nur die betrübsame Wirkung aus, ihr das Wehgefühl der Vereinsamung zu verdoppeln.

Noch niemals hatte sie mit so packender Deutlichkeit wahrgenommen, daß diese zwei Menschen ein Ganzes bildeten, eine organisch verknüpfte Gemeinschaft, die sich feindselig gegen jedes Dritte verhielt, das da möglicherweise sich hätte eindrängen können.

Es war dies nicht näher zu definieren; aber es lag ein Hauch über Juliens schwesterlich-frommer Teilnahme, der da besagte: „Du thust mir unendlich leid; ich will dir mit Rat und That getreulich zur Seite stehen; nur wirst du doch hoffentlich nicht den Anspruch erheben, daß ich um deinetwillen den Hans vernachlässige, der so viel Hosen braucht, und den Fritz, dem ich eigenhändig in seinem Arbeitszimmer den Staub wische, damit ja nichts in Unordnung kommt, und jedes Zettelchen da wieder hingelegt wird, wo es lag."

Hertha von Anzendorff las dies mit der Scharfsichtigkeit einer verwundeten Seele zwischen den Zeilen heraus. Hätte sie wirklich die Absicht gehabt, unmittelbar nach dem Begräbnis ihres Gemahls in die Hauptstadt zurückzukehren: dieser Brief würde alsbald eine Änderung ihres Entschlusses herbeigeführt haben. Vielleicht kam auch der seltsame Druck hinzu, den ein zerrissenes Herz beim Anblick fremder Kampflosigkeit und Ruhe empfindet. Um so lieber gab Frau von Anzendorff der Bitte Mariens nach, während der ersten Wochen auf Schloß Göllrode zu bleiben, wo sie vollständig den Bedürfnissen ihres Gemüts leben konnte.

Wladimir Orlowsky, eingedenk seines Versprechens, hatte sich der Gemahlin seines verstorbenen Freundes, ohne viel Worte zu machen, thatsächlich zur Verfügung gestellt. Er übernahm die Ordnung all jener peinlichen Formalitäten, die sich in so traurigen Tagen mit herzloser Schroff-

heit an die Hinterbliebenen herandrängen; seine Fürsorge erstreckte sich auf das Kleinste wie auf das Größte; er bestellte den Sarg und den ganzen schaurigen Apparat der Bestattung; er sprach mit dem Geistlichen, der ihn um Anhaltspunkte für seine Predigt bat; er beschaffte den Totenschein und machte die nötigen Meldungen bei den Behörden — — alles dies ruhig, geschäftsmäßig und mit scheinbarem Gleichmut, obschon ihm das Herz manchmal bis an die Kehle schwoll.

Als Ausländer konnte Orlowsky nicht zum Vormund ernannt werden; sonst hätte wohl Frau von Anzendorff, deren Vertrauen zu dem opferwilligen Manne jetzt keine Grenzen mehr kannte, ausdrücklich den Wunsch geäußert. Das zuständige Amtsgericht wählte den Grafen Gaßler für dieses Ehrenamt.

Es war eine ergreifende Scene, als Graf Eberhard in Gegenwart seiner Gemahlin, seiner Schwester Claudine und des wackern Orlowsky der jungen Witwe feierlich in die Hand gelobte, alles zu thun, was irgend in seiner Macht stehe, um das Wohl ihres Kindes fördern und sichern zu helfen. Frau von Anzendorff kam sich, trotz der Freundschaft, die ihr von allen Seiten mit so rührender Herzlichkeit entgegengebracht wurde, in diesem Augenblick fast noch trostloser und vereinsamter vor als in den ersten Tagen nach Ottos Heimgang.

Allmählich jedoch erwachte sie — eben im Hinblick auf ihren Knaben — zu dem Bewußtsein, daß die Zukunft für sie noch Pflichten und somit einen lebendigen Zweck berge.

So ward sie ruhiger.

Viel zur Abklärung ihres Gemüts trug Fräulein Susette von Halffkerke bei.

Die alte Dame war durch die Schreckenskunde von dem gewaltsamen Tode Anzendorffs so furchtbar erschüttert worden, daß sie acht Tage lang das Bett hüten mußte. Dreimal bekam sie Weinkrämpfe; der dritte Anfall war so entsetzlich, daß sie beinah erstickt wäre. Im Gedanken an das berauschende Glück, das der Oberst genoß, hatte auch sie noch ein spätes Genügen, eine selbstlos-heitere Befriedigung kennen gelernt, die sie seit vielen Jahren nicht mehr gehofft hatte. Nun lag alles wieder in Trümmern! Er tot, — und ihr süßer Liebling mit zweiundzwanzig Jahren schon Witwe! Das Schicksal gönnte ihr nichts, nichts! Es verfolgte sie sogar in dieser unschuldsvollen, reizenden Frau, auf die sie alle Zärtlichkeit, deren sie fähig war, alle hingebungsvolle Kraft der Liebe rückhaltlos ausgegossen!

Tante Susette war eine fromme, gläubige Christin. Schon nach kurzem schämte sie sich dieses Aufbäumens gegen die Ratschlüsse dessen, der da Herr ist über Leben und Tod. In heißem Gebet fand sie das Gleichgewicht und die seelische Ruhe wieder.

Nachdem sie sich nun auch leiblich erholt und gekräftigt fühlte, machte sie der jungen Frau einen Beileidsbesuch, der auf Hertha von ganz überraschendem Einfluß war.

Tante Susette nämlich, ohne sich ihres Verhaltens bewußt zu sein, gab sich doch halbwege als eine Schicksalsgenossin Herthas. Auch sie, Fräulein von Halffkerke, hatte ja mit dem Oberst von Anzendorff den Traum ihrer Jugend begraben. Sie weinte — nicht nur um Herthas willen, sondern auch im Erinnern an die eigne, längst entschwundne Vergangenheit. Ja, sie schien ein schmerzlich-süßes Behagen, ein wonniges Weh dabei zu empfinden, endlich, endlich einmal frei und frank und in Gegenwart einer mitfühlenden

Seele über den Mann weinen zu dürfen, den sie ihr ganzes verödetes Leben hindurch heimlich betrauert hatte.

Je mehr aber Tante Susette so ihrem lange verhaltenen Gram ungehinderten Lauf ließ, um so stiller ward Hertha. Sie durchschaute das alte Fräulein; ihre Anhänglichkeit an den Toten rührte sie tief; gleichwohl tauchte ein Gefühl in ihr auf, das noch keine deutlich bewußte Erwägung, kein logisch gegliederter Schluß war, aber doch ganz ähnlich auf ihre Stimmung wirkte, zumal die Besuche und die wehmutsvollen Rückblicke Fräulein von Halffkerkes sich wiederholten.

Es berührte die junge Frau ganz eigentümlich, daß sie hier in Gemeinschaft mit einer fünfundsechzigjährigen Greisin — unausgesprochen, aber doch thatsächlich — ein- und derselben Liebe nachweinte.

Der Verstorbene alterte ihr so gleichsam in der Erinnerung. Mehr und mehr brach die Überzeugung sich Bahn, der Schicksalsschlag, der sie getroffen hatte, sei ja doch nur eine Frage der nächsten Zeit gewesen.

Hiermit aber war ein bedeutsamer Schritt zur Genesung geleistet. Das Notwendige trägt der Mensch leichter als das Vermeidbare. — An die Stelle der früheren Trostlosigkeit trat eine stille Resignation. — Schließlich glaubte sie fast, die furchtbare Katastrophe sei aus gewissen Gesichtspunkten eine Gnade und Gunst für den Heimgegangenen. In der Vollkraft seiner Gesundheit war er geschieden; von den Gebrechen, die der Natur der Sache zufolge ihm doch hart vor der Schwelle lagen, hatte er Gott sei Dank nicht das Geringste gespürt; er war glücklich gewesen bis zum letzten Moment. Welche Beschwerden hätte die Zukunft ihm bringen können; welche Last, welche Leiden! Und gerade

er, dem das Greisentum so entsetzlich dünkte! Von Anbeginn war dies unscheuchbare Greisentum ja der Alp gewesen, der ihn damals sogar beinah gehindert hätte, seiner Neigung zu folgen und sie, die er doch liebte, zur Frau zu nehmen. Nun hatte ihm Gott diese unerträgliche Wandlung erspart. Friedlich und frei von aller irdischen Pein schlief er drüben unter dem Kirchhofshügel den ewigen Schlaf. Es war sündhaft, aus verblendeter Selbstsucht fürder um den zu klagen, der von dem Schicksal, trotz aller scheinbaren Schrecknis, vielleicht bevorzugt war . . .

Gefaßter, als sie dies selbst für möglich gehalten, traf Hertha von Anzendorff am ersten Oktober — drei Tage noch vor den Gaßlers — in der Residenz ein.

Julie, die ihr nach jenem seltsamen Kondolenzbrief nur noch einmal geschrieben hatte, empfing sie am Bahnhofe. Die Begrüßung der beiden Frauen war eine schwesterlich-innige. — Julie weinte sogar; der Trauerfall trat für sie eigentlich jetzt erst in das Stadium der Wirklichkeit.

Der Anzendorffsche Landauer — guter Gott, welche Erinnerungen! — war draußen zur Stelle, — und mit ihm Orlowsky. Er bot den Damen die Hand, fragte, ob Frau von Anzendorff etwas befehle, und nahm, da sie dankend verneinte, mit großer Eilfertigkeit Abschied. Er wollte nicht aufdringlich scheinen.

Julie erzählte unter dem Fahren von ihrem Sohn Hans, der zu Ostern nach Sexta komme und wirklich das Muster eines gutgearteten, fleißigen Knaben sei. Dabei steckte sie ihrem Neffen, der an der Seite des Kammermädchens ihr gegenüber saß, Pralinés und Bonbons zu, sagte von Zeit zu Zeit: „Ja, ja, Marchen . . .“ und naschte vergnügt mit.

„Eh' ich's vergesse," — rief sie nach der sechsten gefüllten Bohne — „die eingelaufnen Adressen habe ich rechts auf den Arbeitstisch deines seligen Mannes, unter den marmornen Briefbeschwerer gelegt. Es sind einige vierzig."

Der Wagen hielt in der Einfahrt.

„Wenn du's erlaubst," sagte Julie, „so komm ich für einen Augenblick mit hinauf."

„Ich bitte darum."

Noch einmal bekam nun Frau von Anzendorff ein Gefühl der Verödung zu kosten, das kaum überwindbar schien. Diese Räume, wo sie voreinst an der Seite des teuren Toten so glücklich gewesen — nur das Glück war ihr jetzt gegenwärtig; ihre Trübsal, ihre verzweifelten Kämpfe schienen wie ausgelöscht — diese erstarrten Gemächer dünkten ihr weit grabesdumpfer und kirchhofähnlicher als der friedliche Hügel auf dem Göllroder Gottesacker. Es schwamm ihr bleifarbig vor den Augen. Ein Glück, daß Julie da war! So mußte sie sich beherrschen. Gerade vor ihr!

Die Anwandlung ging vorüber. Man gewöhnt sich an alles. Das Kammermädchen servierte den Kaffee. „Recht stark!" hatte Frau Doktor Steinmann befohlen. „Das restauriert."

Und nun saßen die beiden Schwestern und tranken Kaffee. Juliens Antlitz ward mit jeder Sekunde rosiger. Sie nahm Herthas schlanke, auffällig kühle Hand mütterlich in die ihren und wärmte sie und sprach ihr zu, ein Stück von dem Pflaumenkuchen zu nehmen, der ausgezeichnet und sehr bekömmlich sei; der Mensch müsse sich bei Gemütsbewegungen etwas anbieten. Dabei langte sie selber mit verdoppeltem Eifer zu, sprach die Behauptung aus, für Obst-

kuchen jeder Art bleibe doch Fährmann noch immer die erste Firma, und meinte schließlich, es sei nicht übel, so bei der letzten Tasse die Anfragen und Offerten bezüglich des neulichen Inserats zu durchmustern.

„Es wird das beste sein,“ gab ihr Hertha zurück.

Frau Doktor Steinmann holte die Briefschaften also herüber, öffnete sie mit Hilfe eines Dessertmessers und hub mit eintöniger, aber vernehmlicher Stimme zu lesen an. Es handelte sich um das Engagement einer älteren Gesellschaftsdame, die späterhin auch den ersten Unterricht bei Max übernehmen würde.

Nach Verlauf einer Stunde war man so ziemlich im reinen. Dreißig von den vierundvierzig Offerten waren gleich bei der ersten Durchsicht, weitere zwölf bei der zweiten Prüfung beseitigt worden. Ernstlich noch in Betracht kam nur die Offerte einer Amerikanerin, Miß Wood, und die einer Dame aus Braunschweig, Fräulein Helene Stadler. Beide besaßen Empfehlungen ersten Ranges; beide waren, dem Brief, wie der Photographie nach, distinguierte und angenehme Persönlichkeiten. An beide also wollte Frau von Anzendorff schreiben, ihren Besuch erbitten, und sich nachher auf Grund des persönlichen Eindrucks schlüssig machen.

Gegen halb fünf nahm Julie von ihrer Schwester Abschied. Sie hatte noch drei oder vier Besorgungen in der Bankstraße: ein neues Lesebuch für das beginnende Winterhalbjahr, eine Kameelhaardecke, Briefpapier, und, wenn sich noch Zeit fand, einige Delikatessen bei Salvazzini, dem Italiener. Das alles war ja dicht beieinander . . .

Sobald sich Hertha allein sah, überkam sie ein Nachklang jener Trostlosigkeit, die ihr beim Eintritt in die

verödete Wohnung das Herz zusammengeschnürt hatte. Das Kind, von der Reise ermüdet, war eingeschlafen. Der Duft des übriggebliebenen Kuchens, mit dem Patschuli- und Moschusgeruch, der einigen der geöffneten Briefe entströmte, zu unglaublicher Fadheit gemischt, legte sich drückend auf alle Nerven . . .

Draußen schien die Oktobersonne. Während des Tages war sie hinter den weißgrauen Wolken versteckt geblieben. Jetzt, kurz vor dem Scheiden, brach sie hindurch und goß ihre phantastische Rotglut über die Dächer, Türme und Kuppeln.

Hertha erhob sich. Man erstickte ja hier! Sie mußte ins Freie, in die erquickliche Herbstluft.

Gedankenlos, nur aus alter Gewohnheit, nahm sie den Weg nach der Annenstraße.

Der erste Mensch, der grüßend an ihr vorüberkam, war Roland Kessinger.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Roland, so wenig er zweifelte, daß er kraft eines unabänderlichen Naturgesetzes die Liebe Herthas wirklich erobert hatte, war doch Menschenkenner genug, um sich damals bei der plötzlichen Übersiedelung der Anzendorffs nach Göllrode zu sagen, seine Leidenschaft sei in jeder Beziehung hoffnungslos.

Hertha von Anzendorff — das hatte er bald durchschaut — gehörte nicht zu den Frauen, die sich im Punkte des Ehrgefühls auch nur das leiseste Zugeständnis abringen. Übrigens war auch ihm nur im allerersten Moment der banale Gedanke durchs Hirn gezuckt, sich mit Halbheiten zu begnügen, wie sie das Ziel einer verödeten Frivolität sind. Gleich darnach wuchs ihm die Liebe schon über den Kopf. Er wollte dies anbetungswürdige Weib ganz besitzen, für sich allein — oder gar nicht. Der bloße Gedanke, ihrem Gemahl irgend ein Anrecht zu lassen, trieb ihm das Blut ins Gehirn. Sie ihm zu rauben, mit Aufbietung aller, auch der schroffsten Gewaltmittel, — ja, das hätte sein rasender Egoismus reuelos fertig gebracht: mit ihm zu teilen, wie ein gefühlsroher Stutzer — niemals!

Die einfache, ungekünstelte Hoheit, mit der ihn Hertha,

ohne viele Worte zu machen, zur Selbstüberwindung zwang, steigerte nur die Glut seiner Leidenschaft.

So wild und stürmisch, so tief und so sinnbethörend war die leicht erregte Natur des Künstlers noch nicht gepackt worden.

Er schwärmte für Hertha wie ein träumender Schulknabe, — „lyrisch-platonisch“, wie Leutnant von Höffert in solchen Fällen sich ausdrückte; gleichzeitig aber begehrte er sie mit der elementaren Gewalt jenes Griechen, der sich allnächtlich in das Gebrande der Wogen stürzte, um eine selige Stunde am Herzen seiner vergötterten Hero zu leben.

Hätte sich zwischen Roland und Hertha nichts aufgetürmt, als die Meerflut! Mit allem Übrigen wäre er fertig geworden: nur dies Eine, dies unzertrennliche Bündnis, die Pflicht — das lähmte ihm jede Thatkraft. Er hatte gesucht und geprüft, er hatte Pläne geschmiedet und ganze Romane ersonnen, um alles wieder als haltlos in Trümmer zu schlagen. Sein fieberndes Trachten gipfelte in dem einen Gedanken: Wie erwerbe ich sie? Wie sprenge ich ihre verhaßten Fesseln?

Ja, das Wie!

Hundertmal schon hatte er sich im Geiste erblickt, wie er durch eine meisterhaft ausgeklügelte Kombination den Oberst zu einer Beleidigung drängte; wie es dann schließlich auf unverdächtige Weise zum Zweikampf und zur Tötung des Gegners kam ... Gewissensbisse, — o, das kannte er nicht in seinem tosenden Liebeswahnsinn! Daran wäre die Ausführung nicht gescheitert! Aber Hertha! Am Schluß der fürchterlichen Komödie gab sie jedesmal die schroffe Erklärung ab, daß sie dem Mörder ihres Gemahls niemals die Hand reichen werde.

Ebenso oft hatte er sich's in mannigfaltigster Variation ausgemalt, wie er offen und ehrlich vor Anzendorff hintreten wollte, und zu ihm sprechen: ‚Hertha liebt mich! Nur das Pflichtgefühl hindert sie, ihrer Liebe zu folgen. Gieb sie frei, — und wir wollen zeitlebens dir auf den Knieen danken, daß du uns glücklich gemacht!‘ — O, er würde ihm schon auseinandersetzen, daß die Grausamkeit dieser Enthüllung nur scheinbar, daß sie in Wirklichkeit eine Wohlthat sei. Was konnte dem Oberst ein Weib noch wert sein, das ihm nur durch den Zwang des Gesetzes und ihrer Tugend gehörte? Mußte nicht jeder Händedruck ihn mit Ekel erfüllen, wenn diese Gunstbezeigung nicht dem Herzen entquoll?

Aber auch dieser Weg führte ins Nichts. Entweder war es der Oberst, der mit haßerfüllter, unbeugsamer Weigerung die Rechnung durchkreuzte, oder die junge Frau ließ nicht ab von dem Irrwahn, es sei ein Verbrechen, ihr neues Dasein auf dem zertrümmerten Glück ihres Mannes emporzubauen.

Kurz, wohin er sich wandte, sah Roland Kessinger nur trostlose Ödigkeit. — Der Oberst in seiner eisernen Kraft konnte noch manches Jahrzehnt überdauern: selbst die Hoffnung also auf den natürlichen Tod des Rivalen fand hier nur eine unzureichende Nahrung.

Diese Ödigkeit aber konnte ein Mann von dem Temperamente Kessingers nicht auf die Dauer ertragen. Das mußte verwunden, ausgerottet, vertilgt werden, sollte sein Geist nicht erlahmen, seine Lebenslust nicht erlöschen, wie ein Docht ohne Öl.

Gleich nachdem sich die Anzendorffs nach Göllrode begeben, hatte auch Kessinger die Hauptstadt verlassen. Während des Sommers war er in allen erdenklichen Modebädern

planlos umhergeschweift. Er hatte sich redlich bemüht, den Frauen deutscher, englischer und französischer Abstammung unterschiedslos den Hof zu machen, wenn sie nur hübsch waren. Er war groß gewesen im Reiten, im Rudern, im Spielen. Er hatte sogar eine Zeitlang ernste naturwissenschaftliche Studien betrieben, um seiner Leidenschaft Herr zu werden. — Alles umsonst. — Es schien, als sei diese schlanke, poesie-umduftete Frau mit den großen träumerischen Pupillen in der That seine erste wirkliche Liebe. Er konnte und konnte sie nicht vergessen!

War es vielleicht der Gedanke, daß ihr Besitz ihm versagt sei, was ihn so hartnäckig machte? Bis zur Stunde nämlich hatte das Schicksal ihn über die Maßen verwöhnt. Die Schönen aus allen Gesellschaftskreisen vergötterten ihn. Seine „Triumphe" zählten nach Dutzenden; öfter noch hatte er allzu wohlfeile Siege verschmäht, und glänzende Heiraten, die man ihm fast auf dem Präsentierteller antrug, lächelnd mißachtet. Jetzt zum erstenmale in seinem Leben stieß er auf unüberwindliche Hindernisse. Das mußte die Glut seiner Leidenschaft naturgemäß anfachen, wie niemals zuvor.

Da traf ihn, als er, verstimmt und ersättigt, just an die Heimkehr dachte und die Frage erwog, ob er denn wirklich seinem Entschluß treu bleiben und eine Wiederbegegnung mit Hertha vermeiden solle, die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Gemahls.

Der Eindruck dieser unerwarteten Kunde auf Roland war psychologisch merkwürdig.

Zuerst stellte sich ein überquellender Jubel ein, dessen alles betäubende Wildheit durch keine Erwägung zu hemmen war. Wohl sprach er sich vor, es sei brutal und aller Menschlichkeit schnöde zuwiderlaufend, so an der kaum erst erkalteten

Leiche des Gegners emporzujauchzen. Aber das half nichts. Er hätte buchstäblich aufschreien mögen vor tobendem Glücksgefühl. „Und“ — meinte er — „soll ich etwa empfindsamer sein als die Natur selbst? Überall keimt die lebendige Gegenwart aus der Gruft der Vergangenheit; überall nährt sich das Glück des Einen vom Verderben des Andern!“

Bald jedoch machte er eine sonderbare Beobachtung. Er glaubte zu merken, daß sich die Sehnsucht, die er kaum noch zu bändigen wußte, solange ihr Ziel unerreichbar schien, milder und milder gestalte ... Hertha, die er bis jetzt wie eine himmelhoch thronende Göttin geliebt, stieg allmählich in den Dunstkreis der Erde herab; sie war denkbar, wirklich, wahrscheinlich geworden; und so sehr er sich mühte, es abzuleugnen: bei dieser Wandlung verlor sie etwas von dem Glorienschein, mit dem seine brennende Einbildungskraft sie umkleidet hatte.

Es gab jetzt Augenblicke, in denen er sich die Frage vorlegte: Bin ich denn wirklich der Liebe, wie ich sie jüngst noch geträumt habe, unfähig? Blendet mich nur der Glanz des Unmöglichen? Kenn' ich nur zweierlei: das leichte Getändel und die Romantik des Schmerzes?

Das waren ja allerdings nur die Höhepunkte seiner befremdlichen Stimmung. In bessren Momenten suchte er sich zu beweisen, daß ein gewisser Umschwung in dieser Beziehung vollkommen begreiflich sei. Gerade weil ihm der Pfad nun geebnet war, mußte die keuchende Anstrengung von bisher einer ruhigeren Gangart Platz machen. Gerade weil er nicht zweifelte, daß die Geliebte nun für immer sein eigen sein würde, konnte er nicht mehr jenes vergötternde Weh empfinden.

Auch das letzte Bedenken über die Liebefähigkeit seines

Herzens schwand, als er Hertha nach monatelanger Trennung wieder erblickte. So schön, so hold, so wonnig dünkte ihm die schlanke Gestalt in dem schlichten Trauergewand!

Ihr leises Erglühen, das ihr wie die Morgenröte eines demnächstigen Glückes schämig über die Wangen flog, da er sie grüßte, raffte ihn vollends dahin.

Er war außer sich. Er begriff nicht, daß er jemals an der Vollkraft seiner Liebe gezweifelt hatte.

„Sie oder keine!" schwur er sich voll ekstatischen Feuers, als er nach langem ziel- und planlosen Schweifen in seine Wohnung zurückkehrte.

Auch Hertha liebte ihn noch! Das hatte er klar aus ihrem Antlitz gelesen. Die Trauer um den Geschiedenen mochte wohl aufrichtig sein: aber es war nicht jene unermeßliche Witwentrauer, die ihre Schatten über ein ganzes zukünftiges Leben wirft.

Von dieser Begegnung an war das Schicksal Rolands und Herthas besiegelt. Er hatte sich nicht getäuscht, wenn er aus ihrem flüchtigen Blick, so bescheiden und ernst sie die Wimpern senkte, den Fortbestand ihrer Neigung schloß. Mitten im Schmerz um den Toten hatte der Lebende plötzlich wieder vom besten Teil ihrer Gedanken Besitz ergriffen. Und auch jetzt hatte sie das Gefühl, das ihr schon vor dem Heimgang ihres Gemahls oft genug aufgetaucht war und sie damals mit bänglichem Staunen erfüllt hatte: als sei das Eine sehr wohl möglich neben dem Andern: die warmherzige Gesinnung gegen Otto von Anzendorff und die leidenschaftliche Liebe für Roland. Damals, in jenen Sommertagen auf Gruthenau, als der Oberst um ihre Hand warb, ahnte sie ja noch nicht, daß etwas wie ihre Liebe zu Kessinger in der Welt existiere. Diese unsägliche Glut,

dieses taumelnde Sich-Versenken ins fremde Ich hatte sie mit dem Jawort nicht weggegeben. Jetzt aber ...! Und nun war es ja keine Sünde mehr, sondern reine, himmlische Seligkeit!

Während der ersten Monate ihrer Trauerzeit sah sie den Mann, dem ihr Herz so stürmisch entgegenpochte, nur selten. Roland Kessinger schien wie verwandelt. Er mied alle Vergnügungen, ja fast alle Geselligkeit. Mit eisernem Fleiß schaffte er an dem neuen Gemälde, das er seit Mitte Oktober in Arbeit hatte. Man konnte glauben, auch er sei in Trauer, auch er habe vor der Welt eine Rücksicht der Pietät zu üben.

Der Januar kam heran, und noch hatte Roland die Heißgeliebte höchstens drei- oder viermal im engsten Familienkreis — bei den Gaßlers oder Steinmanns — getroffen. Gräfin Marie wußte um sein Geheimnis; sie durchschaute auch Hertha. Da Roland ihr äußerst sympathisch war, so fing sie jetzt an, das Verhältnis zu unterstützen und häufigere Begegnungen zu ermöglichen. Sie wollte die liebe, reizende Hertha um jeden Preis wieder glücklich sehn, und sie fühlte, daß die Verbindung mit Roland der einzig mögliche Weg war.

Zu Anfang Mai hielt Kessinger den Augenblick für gekommen, um das entscheidende Wort zu sprechen.

Im Grunde bedurfte es dessen kaum.

Ohne Feierlichkeit, schlicht und ruhig sagte er ihr, als Gräfin Marie die beiden zufällig oder mit Absicht allein ließ, was die Geliebte schon wußte, und Hertha gab ihm ebenso ruhig die Antwort. Nur die Tieftönigkeit ihrer Stimme verriet, daß hier kein Alltagsgespräch in Scene ging.

Nachdem sie das Ja gesagt, hielt er wortlos ihre Hand

in der seinigen, schaute ihr strahlend ins Angesicht, und gab ihr einen einzigen langen Kuß.

„Ja, ich habe dich lieb," wiederholte sie wonnebebend.

Nun sprachen sie über die Zukunft, — alles ruhig und gemessen, als dürften sie ihr unendliches Glück noch nicht laut werden lassen. Und dieses Glück zitterte doch in jeder Silbe, die man sich zuraunte, in jedem Leuchten, das von Auge zu Auge glomm.

„Eins noch!" sagte Hertha nach einer Pause. „Ich schäme mich, daß dieses Eine so spät kommt; aber die Liebe ist leider so selbstsüchtig! Wirst du auch meinem Kinde ein guter Vater sein? Versprich mir das, Roland!"

„Hertha, mein Lieb, kannst du zweifeln? Du vergötterst den Knaben: das ist Bürgschaft genug!"

Er zog sie an seine Brust.

In diesem Augenblick trat die Gräfin Gaßler wieder ins Zimmer. Sie lächelte. Roland und Hertha fuhren, ein wenig erschreckt, auseinander. Die Gräfin aber sagte mit weicher Stimme:

„Gott sei Dank! Endlich nach so langer Trübsal die Sonne! Komm, Hertha, laß dich beglückwünschen!"

Hertha umschlang den Hals ihrer Freundin mit beiden Armen und küßte sie leidenschaftlich. Sie weinte lange.

Für die Welt blieb das Herzensbündnis Rolands mit Hertha bis auf weitres Geheimnis. Nur Graf Gaßler, die Steinmanns und Wladimir Orlowsky wurden alsbald ins Vertrauen gezogen.

Orlowsky schien auf unerklärliche Weise ergriffen.

„Der Himmel segne Sie!" rief er mit zuckender Lippe, während sein Auge wie geistesabwesend auf dem Antlitz der jungen Frau ruhte. „Wenn der Wunsch eines ehrlichen

Freundes Macht über das Schicksal hat, so wird Ihre Zukunft wider jegliches Unheil gefeit sein!"

Hiernach wandte er sich mit einer Väterlichkeit, die seinem Alter noch wenig entsprach, zu Roland und sagte bedeutsam:

„Es ist eine Perle, die Gott Ihnen anvertraut. Machen Sie das liebe Geschöpf glücklich!"

Und er schüttelte ihm die Hand, als wolle er ihm eine eidliche Zusage abringen.

Drei Tage lang blieb Orlowsky, der das alles doch ebenso gut wie die Gräfin vorausgesehn hatte, in einem Zustand fiebernder Aufregung. Er stürmte aus einem Zimmer ins andre, warf sich bald auf das Sofa, bald in den Sessel, bald sogar auf das Bett, bis sich Frau Schmidt, seine alte Haushälterin, zu der Versicherung aufschwang, sie werde den Arzt holen, da der Herr Orlowsky den Typhus oder den Veitstanz habe.

„Unsinn!" rief er empört. „Ich bin kerngesund, bis auf die Nerven. Aber die schütteln mich jetzt, daß es nicht länger so fortgehn kann. Wissen Sie was, Frau Schmidt? Holen Sie mir zwei Flaschen Bordeaux — Chateau Laffitte! Ja? Und dann lesen Sie mir was vor, eine Räubergeschichte oder die Zeitung, gleichviel was, damit ich endlich auf andre Gedanken komme. Ich denke nämlich fortwährend an allerlei dummes Zeug, fortwährend, hören Sie, beste Frau Schmidt? Und ich will's nicht! Um keinen Preis! Sonst lauf ich noch schließlich an den Wänden hinauf!"

Als Frau Schmidt kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte stöhnte er laut auf.

„Es ist zum Verrücktwerden! Schlägt die Geschichte zum Guten aus — nun, dann hab ich ja weiter nicht drein=

zusprechen. Aber gerät's ihr zum Unheil, und alles ist nun umsonst gewesen, — die Qualen, die er geduldet, der fürchterliche Entschluß, die blutige That ... Ich glaube, es bringt mich ins Irrenhaus!"

Er drückte die Faust wider die Stirne.

„Und ich traue ihm nicht," knirschte er durch die Zähne. „Keinem Künstler trau ich — am wenigsten diesem Kessinger ...! Damals soll er doch auch wie toll sich gebärdet haben: nur daß die Wolfshagen ein erbärmlich schwaches Geschöpf war; keine Spur von Charakter! Wie er sie glücklich herum hatte, war's auch vorbei, — und sie mochte nun zusehn, wie sie die Suppe ausaß. Hm! Vielleicht ist Hertha das Weib darnach, ihm die Zügel zu straffen! Vielleicht!"

Orlowsky trank nun in großer Hast seinen Chateau Laffitte, ließ sich einen Artikel aus dem Konversationslexikon vorlesen und kam dabei zur Erkenntnis, daß man geschehene Dinge nicht ändern kann.

Mit diesem Trost schlief er ein, um sich von jetzt ab wieder völlig in der Gewalt zu haben.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Den Sommer hindurch blieb Hertha, trotz der freundlichen Aufforderung Mariens, die sie gerne für ein paar Wochen in Göllrode gehabt hätte, ruhig in der Hauptstadt; selbst am Todestag ihres Gemahls —; denn Roland hatte es so gewollt. Er schien die Nähe des Toten aus irgend einem Gesichtspunkte für gefährlich zu halten. Wozu diese Auferweckung einer Vergangenheit, die, wie Hertha nun einmal geartet war, sie schmerzlich erschüttern und so den Schimmer der Gegenwart trüben mußte? Gräfin Marie sorgte ja hinlänglich für den üblichen frommen Schmuck der Grabstätte. Am vierten September hatte sie eigenhändig zwei große Lorbeerkränze hinausgetragen. Ihr Brief, der diese Thatsache meldete, gab ferner Bericht über das gute Gedeihen der Trauerweide, die man vor einem Jahre gepflanzt hatte, und über die rührende Gutherzigkeit der Tante Susette. Obschon die Witterung ziemlich trübe und regnerisch war, hatte Fräulein von Halffkerke den Weg nach Göllrode nicht gescheut, vielmehr ganz in der Frühe schon ein kunstvolles Kreuz aus Spätrosen, Epheu und Immergrün auf den Grabstein gelegt und hiernach dem Geistlichen hundert Mark für die

Göllroder Armenkasse behändigt. Sie war doch wirklich eine treue, nette Person, die Tante, trotz ihrer mannigfaltigen Schrullen!

Mitte November feierten Hertha und Roland in aller Stille ihre Vermählung. Nur die Steinmanns, die Gaßlers und Wladimir Orlowsky waren zugegen.

Die Gesellschafterin, Fräulein Stadler, die nun seit mehr als dreizehn Monaten bei Hertha schaltete, nahm das Kind während der Abwesenheit des jungen Paares in ihre Obhut. Sie sollte auch ferner in ihrer Stellung verbleiben. Roland selber hatte dies ausdrücklich gewünscht.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte in Südtirol kehrten die Neuvermählten strahlend von Glück und Lebenslust nach der Hauptstadt zurück, wo Roland sich unweit des gräflich Gaßlerschen Prunkhauses ein verführerisches, mit allen Reizen der Kunst und des Luxus ausgestattetes Heim gegründet.

Die Villa des Obersts war im Einverständnis mit Hertha und dem Vormund des Kindes verkauft worden. Roland hatte erklärt, es widerstrebe ihm absolut, nach Art gewisser Geschäftsleute in das Vorhandene gleichsam hineinzuheiraten, — und auch Hertha mußte sich sagen, daß ein junges und neues Glück um so verheißender blühe, je weniger es mit dem alten zusammengeknüpft sei.

Und in der That, es war ein junges und neues Glück, das hier aufsproßte, neu in der Art seiner begeisternden und berückenden Wirkung, neu für ein Zeitalter, dem die glühende, echte, alles verzehrende Liebe beinah abhanden gekommen!

Alles, was Wonne heißt, von der duftigsten Schwärmerei bis zu den Ausbrüchen einer vulkanischen Leidenschaft von

dem süßen Getändel mit Kleinigkeiten bis zu den Stadien einer transscendenten Verzückung, mischte sich in diesen köstlichen Rausch. — Man lebte „nur noch im Du", in jener seligen Selbstvernichtung, die keine Schranke des Ich mehr gelten läßt. Die Welt schien endlich, endlich eingetaucht in die rosige Flut jener Romantik, die Hertha vorausgeahnt, wenn sie als Sechzehnjährige von dem Glück ihrer Zukunft geträumt hatte.

Ein Monat verstrich, und noch war Roland nicht zur Arbeit zurückgekehrt. Er malte wohl, — aber nur wie im Spiele, nur weil der Mensch doch nicht den ganzen Tag über küssen und kosen kann.

Ihre zierliche Staffelei stand neben der seinigen.

Wirklich handhabte man so zehn oder fünfzehn Minuten lang eifrig den Pinsel.

Dann aber hatte sie irgend etwas verfahren. Er mußte heran, den Mißgriff gut zu machen, die verzeichnete Linie zu bessern, die falsche Nüance zu korrigieren ...

Mit einem Male, ehe die beiden nur wußten, wer angefangen, lagen die Pinsel und die Paletten ordnungsgemäß auf dem Holzstuhle; die Malstöcke flogen nach rechts und links in die Ecken, und Hertha hing dem Geliebten am Halse. Durch das Atelier aber ging der Odem einer Verliebtheit, wie er nur der Seele eines gottbegnadeten Künstlers und dem Herzen eines noch mädchenhaft empfindenden Weibes entströmt.

Ach, dieses reizende Haar! Wie er es pries und bejubelte! Wie er es küßte, küßte und küßte! Die schöne Linie am Hinterhaupt, wo die Hälfte der aufwärts gedrängten Fülle sich so reich über die andere schob, fand er immer und immer wieder entzückend, — himmlisch über

jede Beschreibung! Sie mußte sich vorbeugen; sein liebe-glühender Mund wühlte sich unersättlich in die schimmernde Pracht ihres Nackens, gerade da, wo die duftigen, kleinen Härchen begannen, die sich nicht mehr heraufkämmen ließen.

Und sie lachte dann! So voll und so hell —! Es klang beinahe wie das Gelächter des kleinen Max!

Hertha machte selbst einmal diese Beobachtung.

Nun fiel ihr ein, daß der Knabe früher stets die Morgenstunden im Atelier verbracht.

Ja, freilich ...! Jetzt bei diesen ausgelassenen Tollheiten konnte man den Jungen nicht brauchen. Er blieb drunten bei Fräulein Stadler, die ja so gut für ihn sorgte und ihn so lieb hatte.

Aber bei Tisch, wo sich die Eltern etwas zusammennahmen, da kam er zum Wort, und es war reizend zu sehen, wie eifrig Roland im Überschwang seiner köstlichen Laune auf die Interessen des Kindes einging. Herthas Blicke hingen dann selig bald an dem heißgeliebten Manne, bald an dem Knaben, der sich so rasch mit dem neuen Papa vertraut gemacht hatte.

Bei den nachmittäglichen Ausfahrten und Spaziergängen durfte der Kleine wieder nicht mit. Das war doch natürlich. Man hatte sich noch so tausenderlei zu sagen, was man bei Tisch nicht erörtern konnte.

Wie schwelgte Roland auf diesen Wanderungen durch den Stadtpark oder die einsamen Straßen der Villenviertel in Reminiscenzen! Das Thema war unerschöpflich: die erste Begegnung, die Kämpfe, die Zweifel, die Sehnsucht, die das pochende Herz fast zu Grunde gerichtet!

Hertha selbst war in dieser Beziehung scheuer und wortkarger; sie hatte das dunkle Gefühl, als breche sie

ihrem verstorbnen Gemahl die Treue, wenn sie jetzt nachträglich einräumte, daß sie schon damals, zu seinen Lebzeiten, von der Liebe zu Kessinger übermannt worden sei. Insgeheim aber schöpfte auch sie aus dem Rückblick auf jene Zeit der Entsagung immer erneute Nahrung für ihr quellendes Wonnegefühl.

Ganz besonders beredt zeigte sich Roland Kessinger in der Ausmalung seiner entsetzlichen Eifersucht. Nicht nur ihrem Gemahl hatte er sie mißgönnt: nein, auf alles und jedes, was sie vor ihm gekannt hatte, war er neidisch und groll-erfüllt. Es wurmte ihn, daß ihre Kindheit und ihre Mädchenjahre verflossen waren, ohne daß er um sie gewußt hatte, während so viele Geschöpfe, die doch gar nicht begriffen, welch eine Wonne das war, täglich mit ihr verkehren durften!

Gräfin Gaßler zum Beispiel, ihre Pensionsgenossin!

Wenn ihm Hertha von den Erlebnissen hinter den Mauern des Margaretenstiftes erzählte, da schien er in den fünfzehnjährigen Backfisch, der mit Marie von Gruthenau dort gehaust hatte, fast noch wilder verliebt als in die dreiundzwanzigjährige Frau.

„Ich hätte dich kennen müssen!“ rief er einmal und ballte die Faust. „So wahr ich lebe, aus eurem Klostergarten hätte ich dich nächtens geraubt, um keine Sekunde dieses Glücks zu verlieren, das mir jetzt leider so spät erst und fast nur halb noch zu teil wird!“

„Nur halb?“ fragte sie staunend.

Er schwieg. Unter dem Bann ihrer entzückenden Gegenwart schien er vergessen zu haben, was ihm eigentlich durch den Sinn gezuckt: daß er sie nämlich aus zweiter Hand erst bekommen, daß die Blume, mit der er sein Heim geziert, für einen andern bereits geblüht und geduftet hatte . . .

Vom höchsten Reize der Poesie umhaucht waren vollends die Dämmerstunden, die sich für Hertha und Roland bis in die Dunkelheit ausdehnten.

Er lag dann im Herrenzimmer auf seiner persischen Ottomane. Hertha saß neben ihm auf dem Sessel und hielt seine Hand umklammert.

Man träumte fast mehr, als man sprach; aber man träumte gemeinschaftlich. Die Gedanken, hier und da durch ein Wort ausgestaltet, nahmen die gleiche Richtung nach dem Bewußtsein des unbestrittnen Sich=Angehörens, der Ruhe, des Friedens, der über den beiden Herzen wie über dem lauschigen Raume lag.

In seligem Schweigen verfolgte man das Verglimmen der letzten Lichtspur auf den Bronce=Rahmen der Bilder, auf den vergoldeten Büchertiteln und den Bauchungen der japanischen Vasen, die, tagtäglich mit frischen Blumen gefüllt, von ihren kunstvollen Postamenten auf den Schreibtisch herabsahen. Ein mildes Rotgrau, das sich allmählich zum Schwarz vertiefte, quoll aus allen Winkeln des Zimmers auf und füllte die Luft mit rätselhaften Gestalten und Linien. Der gelbe Laternenschimmer von draußen fiel nur in flimmernden Punkten durch die niedergelassenen Jalousieen; vom Lärm der Großstadt hörte man kaum einen unterscheidbaren Laut — nur ein fernes, fast melodisches Rauschen, leise wie das abendliche Geplätscher der Meereswellen.

Wenn so der Tag nun völlig erstorben war, dann erhob sich Hertha, kniete am Sofa nieder, umfaßte das Haupt des Geliebten und preßte ihr Antlitz weich und wohlig wider das seine.

Und sie verharrten, ohne die Zeit zu fühlen, — lautlos — in süßer Versunkenheit.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

So kam die erste Woche des neuen Jahres heran.

Roland hatte noch immer nichts Nennenswertes geschaffen; das Getändel im Atelier konnte nicht so genannt werden. Sein Hauptstudium war bis jetzt die Persönlichkeit Herthas gewesen und alles, was von früh auf mit ihr zusammenhing.

Für jede Kleinigkeit interessierte er sich, wie ein leidenschaftlicher Antiquitätensammler. Sie hatte ihm ihre Schulhefte vorlegen müssen, die deutschen, englischen und französischen Aufsätze, die Censuren, sogar die Stundenpläne. Ernsthaft, als durchforsche er ein historisches Dokument, hatte er Zeile für Zeile gelesen. Ein Ferienaufsatz: „Über den Wert der Freundschaft" begeisterte ihn zu stürmischem Jubel; eine harmlose Skizze: „La vie de campagne" schien ihm der Feder Madame de Staëls oder George Sands würdig.

Die Poesiebücher Herthas, in die sie bunt durcheinander alles das eingetragen, was ihr seit ihrem vierzehnten Jahre an kürzeren Dichtungen deutscher und fremder Poeten sympathisch gewesen war; ihre Lieblingsautoren mit den bleistiftgekritzelten Anstreichungen; ihr prächtiges, plüschgebundenes

Pensionsalbum, in welchem sich dreimal der „Geduldsengel" und fünfmal „The rainy day" vorfand —: alles dies hatte er mit brennendem Eifer durchmustert, als fürchte er, irgend ein Zug ihrer Entwickelungsgeschichte, irgend ein Punkt im Gesamtbilde ihres Wesens möchte ihm dennoch entgangen sein.

Jetzt plötzlich — er konnte den Tag, ja beinahe die Stunde bezeichnen — trat eine Ermüdung und Überreiztheit ein, ähnlich dem Zustand, wie er den Kartenspieler befällt, wenn er eine gewisse Zeit lang mit gespannter Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Spiels gefolgt ist. Er kann nun mit einem Mal „keine Karten mehr sehn", — und wenn er sich dieser Mahnung der Nerven entzieht, so verwandelt sich seine Abspannung in ein heimliches Grausen.

In der That, genau so stand es am fünften Januar, nachmittags, wie es zu dämmern begann, mit Roland Kessinger. Der holde Müßiggang, die romantisch-glühende Schwärmerei, das unabläßige Sich-Versenken in das Leben und Sein der Geliebten rief bei dem arbeitsgewohnten Künstler jählings eine Art Heißhunger nach der kraftvollen, rückhaltlosen Ausübung seines Berufs hervor, — und schon am folgenden Morgen, sobald das Licht es gestattete, fing er an, sich mit Ungestüm in das Schaffen zu stürzen.

Dieser Rückschlag war das natürlichste Ding von der Welt. Gleichwohl wirkte er, als nun der Maler nach vierstündiger Thätigkeit zur Besinnung kam, etwas verstimmend.

Roland gedachte jener seltsamen Regung, die ihn beschlichen hatte, als er sich bei der Nachricht von dem Tode des Obersts von Anzendorff sagen durfte, es stehe nun zwischen Hertha und ihm fürder kein Hindernis.

Er stützte den Kopf in die Hand.

Sollte jenes befremdliche Vorgefühl recht behalten? Sollte der Dichter wahr sprechen, wenn er behauptete: „Und hast du erst dein Glück erreicht, so hört es auf dein Glück zu sein ...“?

Auch Hertha war ein wenig verblüfft, als Roland mit einem Male so ganz bei der Sache war und sie dringend ersuchte, ihm heute, da er so außergewöhnliche Schwierigkeiten der Komposition zu bewältigen habe, ja nicht mit Fragen oder mit Bitten um Korrekturen zu kommen; er müsse nun endlich den lange vernachlässigten Entwurf da „rund kriegen“!

Von diesem Moment an war bei Roland der Egoismus des Schaffens erwacht, und dieser göttlich-teuflische Moloch verschlang für die nächsten acht Tage alles Übrige vollständig.

Nicht daß Roland unfreundlich gegen Hertha gewesen wäre oder nur gleichgültig: er empfand noch mit stillem Behagen das Glück ihrer Gegenwart; aber sie mußte sich doch recht unvermittelt in eine Veränderung fügen, die für jedes zärtliche Frauenherz etwas Beklemmendes hat: in den Zurücktritt nämlich hinter die anspruchsvolle Tyrannin Muse. Roland hatte die junge Frau zu maßlos verwöhnt, sie zu voll und verschwenderisch mit Sonnenschein übergossen, als daß nicht bei diesem plötzlichen Umschwung ein leichtes Frösteln sie überkommen hätte.

Es war eine schwierige, alle Kraft in Anspruch nehmende Leistung, die Roland sich vorgesetzt. Die lange Entbehrung hatte ihn gierig gemacht; dem schöpfungsfähigen Künstler ist das Gestalten so sehr zur zweiten Natur geworden, daß eine längere Unterbrechung, wenn sie nicht ganz notwendig ist, eine Herabminderung seines Selbst-

gefühls, eine ernste Verstimmung erzeugt. Jetzt wollte er mit Gewalt das Versäumte nachholen und überschritt so nach der entgegengesetzten Richtung das vernünftige Maß.

Die rastlose Anstrengung und der gewaltige Kampf mit den Schwierigkeiten seines Entwurfs machte ihn täglich nervöser. Er tauchte in seiner Arbeit vollständig unter; die Außenwelt schien für seine Ekstase wie fortgelöscht. Ganze Stunden verstrichen, ohne daß er auch nur ein Wort mit Hertha gewechselt hätte, die, kaum zwei Schritte von ihm entfernt, ihre Betrübnis durch eifrige Selbstthätigkeit zu betäuben suchte, oder, ein Buch in der Hand, über die Blätter hinweg ins Leere starrte und zügellos träumte.

Es waren recht trostlose Phantastereien, denen sie nachging. Schließlich aber sagte ihr der Verstand, sie fürchte Unmögliches. Nein, so konnte nicht welken, was noch eben erst so berauschend geblüht hatte! Sie mußte den Verhältnissen Rechnung tragen; sie mußte begreifen, daß, wie es im „Rainy day“ hieß, jedes, auch das beglückteste Leben seine Regenzeit hat. Roland würde schon wieder zu ihr zurückkehren.

Nach einigen Wochen trat denn auch wirklich eine bemerkbare Wendung zum Besseren ein. Die Probleme der Komposition waren gelöst; es handelte sich jetzt nur um die Ausführung. Die Seele des Künstlers regte sich freier, und mit dieser Freiheit kehrte ihm die Empfänglichkeit wieder für das maienduftige Glück, das er genossen hatte. — Gleichwohl überließ er sich diesem Zauber nicht mehr so voll und bedingungslos. — Die Kunst hatte den ihr gebührenden Teil seines Denkens und Fühlens zurück-

erobert, und hielt ihre Beute, wie es ja ganz in der Ordnung war, ein für allemal fest.

Bei der Ausführung seines Gemäldes — er behandelte diesmal eine ergreifende Scene aus dem Vorstadtleben — zeigte der Künstler allerdings nicht jene fast erschreckende Unzugänglichkeit, die ihn während der Rohgestaltung beherrscht hatte; vielmehr schaffte er freudig und frisch und mit jugendsprühendem Enthusiasmus; aber noch immer nahm ihn die Arbeit so stark in Anspruch, daß er kaum noch bemerkte, wie Hertha ihren Aufenthalt im Atelier mehr und mehr abkürzte.

Hertha widmete sich jetzt eifriger als zuvor ihrem Kinde — nicht nur aus innerem Bedürfnis, sondern wohl ebenso sehr aus Gründen der Klugheit. Das Zusammenleben mit Roland während des ganzen Tages, wie sie's zu Anfang betrieben hatte, war — das erkannte sie jetzt — für ihn sowohl wie für den Knaben von Nachteil gewesen. Sie hatte ihren Gemahl übersättigt, ihn gleichsam vollgepfropft mit den Süßigkeiten der Liebe, die bei dem Manne doch niemals die kräftige, blutschaffende Hausmannskost des Berufes verdrängen dürfen. Andrerseits aber war sie dem kleinen Max hierdurch fremder geworden. Fräulein Stadler, die in den Jungen sterblich vernarrt war, hatte die Zeit benutzt, um sich so tief als möglich in das liebedürftige Kindergemüt einzuleben. Hertha war geradezu eifersüchtig, wenn sie bemerkte, daß es Momente gab, in denen der Knabe mehr zu der freundlichen alten Dame als zu ihr selbst hielt.

Noch ein weiteres Moment kam hinzu, um Hertha und das reizende Kind wieder enger zusammenzuketten.

Solange ihr Gemahl nämlich mit der Kunst nur

getändelt hatte, war er gegen den Jungen stets von entzückender Laune gewesen.

Jetzt aber machte ihn das Geplauder des Kleinen, das in der That oft störend in das Gespinst seiner Gedanken griff, ungeduldig, ja geradezu ungerecht.

Er ließ sich zu Ausdrücken hinreißen, die für das Herz der Mutter doppelt empfindlich waren, weil ja das Kind nicht sein eignes war.

„Wird das Geklöhne nun endlich aufhören?“ hieß es beim süßesten Plappern des kleinen Mundes. „Kann der abscheuliche Bube nicht stillsitzen? Was? Himmel und Hölle, ich fahre rein aus der Haut!“

Roland erhob bei solchen Zankreden stark und immer stärker die Stimme, zog die Brauen zusammen, oder wandte sich mit einem Blicke des Vorwurfs an Hertha, als wollte er sagen: „Diese reizenden Episoden verdank ich doch eigentlich dir! Warum erziehst du den Burschen nicht besser? Weshalb hast du ihn überhaupt . . .?“

Einmal, da Max bei Tische seelenvergnügt mit der Gabel auf seinen Teller trommelte, sprang Roland wütend empor, packte ihn unsanft beim Kragen und steckte den kleinen Übelthäter mit einem donnernden Fluch in das Nebenzimmer.

„Unerhört!“ zischte er durch die Zähne, als Fräulein Stadler dem Kinde nachgeeilt war, um es zu trösten und ihm begreiflich zu machen, daß man den Vater bei Tisch nicht erzürnen dürfe. „Ein herrliches Los, auf Ehre, sich um den Sohn des Herrn Otto von Anzendorff so die Schwindsucht an die Gurgel zu ärgern!“

Hertha erbleichte, aber sie sagte nichts.

Nachdem sich solche Verdrießlichkeiten oft wiederholt

hatten, war der einst so fröhliche Knabe vollständig eingeschüchtert. Sein Lachen verstummte, sobald nur Roland das Zimmer betrat. Mit Vorliebe verkroch er sich dann hinter die Lehnsessel oder sonstige Möbelstücke, die ihn verdecken konnten. Bei Tische blickte er scheu wie ein Hündchen, das seinen Knochen benagt, unter den Wimpern zu dem Gestrengen empor, und gab keinen Laut von sich, so daß Hertha manchmal ihn fragte: „Maxchen, fehlt dir etwas?"

Eines Abends, als die Mutter an seinem Bettchen saß, um ihn beten zu lassen, klagte er unter verhaltnem Schluchzen, daß sein Papa ihn gar nicht mehr lieb habe.

„Auch den Waldmann hat er nicht lieb. Ja, Mama, ich weiß es bestimmt. Er hat ihm heute nach Tisch einen furchtbaren Tritt gegeben und ‚Bestie' gesagt. Ich will nur den lieben Gott bitten, daß er den Papa wieder gut macht. Nicht wahr, Mutter, der liebe Gott kann das?"

Zum erstenmal seit ihrer Verheiratung mit Roland fühlte Hertha einen verzweifelten Schmerz. Sie war kaum noch im stande, sich zu beherrschen. Dann versuchte sie dem trauernden Kind auszureden, was sie doch selber als wahr empfand. Sie sagte ihm, der Papa habe so viel zu denken, und so große Bilder zu malen, und das mache ihn müde und dann habe er Kopfweh, so daß er den Lärm und das viele Geplauder nicht gut vertragen könne.

Aber der Kleine beruhigte sich nicht. Er seufzte aus tiefster Brust.

„Herzensmama," hub er nach einer Pause des Nachdenkens wiederum an, „früher hatten wir doch einen andern Papa ..."

„Wie kommst du darauf?"

„Weil neulich der Onkel aus Rußland von ihm gesprochen hat.“

Mit dem Onkel aus Rußland war Orlowsky gemeint.

„So?“ flüsterte Hertha bewegt. „Was hat er dir denn erzählt?“

„Mit mir hat er gar nicht gesprochen, sondern mit Fräulein Stadler. Und da hat er gesagt, mein erster Papa sei so gut und so freundlich gewesen, fast so wie du, Mama. Warum ist er denn fortgegangen, wenn er uns beide so lieb hatte? Und wo wohnt er denn jetzt?“

„Dein erster Papa ist droben im Himmel beim lieben Gott.“

„Und kommt er nicht wieder?“

„Nein, liebes Kind.“

„Mama, ich wollte, ich wäre bei ihm! Du aber mit, und Fräulein Stadler und Waldmann auch . . .“

Hertha küßte ihr Kind auf das lockige Haar und weinte bitterlich.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Januar ging zu Ende.

Nun erwachte in Roland, der seine Arbeit — das figurenreichste Gemälde, das er bis dahin geschaffen, — machtvoll gefördert hatte, ebenso ungestüm das lange zurückgedrängte Bedürfnis nach Menschen, wie vordem das Verlangen nach Thätigkeit.

„Die Gesellschaft,“ sagte er eines Tages zu Hertha, „ist das eigentliche Element für den Künstler. Die Natur erlöst und erquickt mich: Anregung aber, Fülle der schöpferischen Gesichte giebt mir nur der Verkehr mit den tausend und aber tausend Gestalten, die man die große Welt nennt.“

Hertha, obschon sie persönlich nach dem Getreibe der hauptstädtischen Saison keinerlei Sehnsucht hatte, pflichtete ihrem Gatten mit äußerster Lebhaftigkeit bei. Ja, sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht früher bereits, da Roland augenscheinlich des Guten zu viel that und sich stark überanstrengte, auf den Gedanken gekommen war, ihn zur Rückkehr in den altgewohnten Kreis dieser Zerstreuungen zu bewegen.

Sie versprach sich von den bunten Eindrücken der

Geselligkeit nicht nur eine günstige Wirkung auf Rolands erregte Nerven, sondern mehr noch eine Umgestaltung zu gunsten ihres häuslichen Glückes. Wenn er sich am Getümmel so vieler gleichgültiger Personen ersättigt hatte, so würde sein trautes Heim und die zärtliche Liebe, die er dort fand, ihm doppelt reizvoll erscheinen; er würde einsehn, daß weder die Kunst noch die Welt im stande war, die himmlischen Träume von einst zu ersetzen. Ach, und dann kehrten wohl auch jene wonnigen Dämmerstunden zurück, deren Erinnerung sie noch jetzt mit glückseligen Schauern erfüllte, — und die Vormittage im Atelier, da der schaffende Genius noch nicht so stürmisch den Alleinbesitz ihres Abgotts angetreten, da Roland noch Augen hatte für ihre unvollkommnen Versuche, Ohren für ihr Geplauder — und Lippen, Lippen für ihren verschmachtenden Mund!

Die nächsten Wochen teilten sich also zwischen Zerstreuung und Arbeit.

Leider jedoch entsprach der Erfolg den Erwartungen Herthas nur unvollständig.

Zu einer ruhigen Sammlung fand Roland nun erst recht keine Zeit.

Es schien, als habe der freiheitsgewohnte Vogel zu lange im Käfig gesessen: mit breit entfalteten Fittichen schwang er sich über Berg und Thal, wiegte sich im lockenden Sonnenlicht und spottete aller Versuche, ihn einzufangen.

Die großstädtische Gesellschaft verwöhnte den Künstler bis zur Lächerlichkeit. Jedermann huldigte ihm; jedermann schätzte sich glücklich, ein Wort, einen Gruß, einen Blick von ihm zu erhaschen; vor allem die Frauenwelt.

Und es gab schöne, reizende Frauen in diesen prunkerfüllten Salons, lebensvoll, sprühend und jugendfrisch, die ihn mit einer wahren Lichtwolke heimlicher Anbetung zu umgeben suchten.

Je stiller Hertha bei der Beobachtung dieser ihr ungehörig scheinenden Schwärmerei wurde, je ernster sie bei der Heimkehr oder am folgenden Tag dreinschaute, um so tiefer empfand Roland einen gewissen Kontrast zwischen ihrer schweigsamen Blässe und dem funkelnden Glanz jener Weltdamen, die er ja nur im Zauber ihrer entzückendsten Stimmungen, ihrer prächtigsten Toiletten, unter dem alles verklärenden Strahle der Kerzen und Kronleuchter erblickte . . .

„Was hast du nur?" fragte er manchmal kopfschüttelnd. „Was machst du für ein kurioses Gesicht? Ich finde, du wirst etwas mager und hohläugig. Du solltest mehr frische Milch trinken und vor allem mehr Fleisch essen . . . Was nimmst du da wieder für eine lächerliche Portion? Dabei kann ja der Mensch nicht gedeihen! Du bist doch wahrhaftig noch nicht in dem Alter, um schon die Flügel zu hängen! Sieh mal Komteß Claudine! Die blüht wie die reizendste Junirose und wird im Herbste schon sechsundzwanzig!"

„Ja, Claudine . . .!"

Hertha meinte damit: diese Claudine hat auch keinerlei Sorgen, keinen verhohlenen Gram; ich aber muß geduldig mit ansehn, wie der Mann, den ich so abgöttisch liebe, den ganzen Abend hindurch nur für die Andern, die Glücklichen, lebt und sich so gut wie gar nicht um mich bekümmert . . .

Roland hatte von jetzt ab, wie er in aller Naivetät

sich ausdrückte, „Flammen“, das heißt weibliche Augenblicks-ideale, von denen er seiner Frau ungeniert vorschwärmte, bis der Zauber zerrann, und ein anderes, meist kontrastierendes Bild die bisherige Königin um den Thron brachte.

Zuerst war es Komteß Claudine, für deren „herrliches Inkarnat“ er sich stürmisch begeisterte. Früher hatte er das gar nicht so wahrgenommen. Jetzt geriet er bei ihrem Anblick in einen Zustand des Leuchtens und Strahlens, wie ein glücklicher Bräutigam, wenn ihm die Braut naht.

Claudine von Gaßler fühlte sich anfangs durch seine Aufmerksamkeiten, die sie ganz harmlos nahm, lebhaft geschmeichelt, ließ ihn jedoch, als er nun gar zu ungestüm wurde, und das Publikum sich in Randglossen erging, die ihr zu Ohren kamen, höflich, aber mit unverkennbarer Deutlichkeit merken, daß ihr die Fortsetzung dieses Kultus unangenehm sei.

Nun kam eine achtzehnjährige Schwedin, Gerda Hiddeberg, an die Reihe.

Das junge Mädchen, hingerissen von dem Zauber seiner Persönlichkeit, war geradezu närrisch vor Wonne, bis sie — merkwürdigerweise erst bei der vierten Begegnung — erfuhr, Roland Kessinger sei verheiratet, und die hübsche, bleiche Dame dort an der Säule, die mit den dunklen Rosen im Haar, seine Frau.

„O, er ist schändlich!“ sagte sie unter Thränen zu ihrer Tante, die sich leider zu wenig um sie gekümmert hatte. „Ich dachte, er wollte sich eben mit mir verloben! Wie gut, daß ich ihm nur einmal ein ganz klein bißchen den Arm gedrückt habe, — weißt du, während wir nach dem Cotillon durch den Saal gingen!“

Die dritte „Flamme“ war eine ganz allerliebste Cousine

Hans Kuniberts, der völlige Gegensatz zu dem albinoartigen Stamm der Laßbergs, dunkel, pikant, zierlich. Der Enthusiasmus Rolands für diese „Perle“ währte acht Tage: eine vollgewachsene Hannoveranerin mit wallendem Goldhaar trat ihre Erbschaft an, die „schöne Germania,“ wie die Begeistrung der Herren, die „Göttin der Überfracht“, wie eine neidische junge Frau sie getauft hatte.

Bis dahin war alles noch innerhalb einer gewissen Grenze verblieben. Man war diese außergewöhnliche Art ja bei Roland gewöhnt und hielt sie dem schönheitsempfänglichen Künstler und der phantastischen Ungebundenheit seiner Lebensanschauung zu gute.

Auch Hertha fand sich wohl oder übel mit der Sache zurecht.

Roland, das glaubte sie einzusehn, obgleich ihr dieses Bekenntnis außerordentlich schwer fiel, durfte nicht nach dem Maßstabe eines gewöhnlichen Menschen beurteilt werden.

Sein rasch verarbeitender und assimilierender Geist verbrauchte ein größeres Material an Eindrücken, Anregungen und Stimmungen als die meisten der Mitlebenden. Er mußte die Schönheit, die weibliche Anmut, die unerschöpfliche Fülle der Individualitäten doch kennen lernen, falls er sie darstellen wollte.

Und wenn auch dieses Moment außer Betracht blieb, so bedurfte er doch unzweifelhaft einer Befreiung von den großen Problemen, Entwürfen und Stoffen, die er fortwährend mit sich herumtrug.

Fand er diese Befreiung am leichtesten und bequemsten im Verkehre mit hübschen, lebenslustigen Frauen; war es das übermütige, flotte Salongetändel, was ihn erquickte: wahrlich, dann kam es ihr, der Gefährtin seines arbeits-

und erfolgreichen Lebens, nicht zu, ihm diese Freude, diese Erholung aus kleinlichen Gründen der Eigenliebe feig zu mißgönnen. Sie mußte ihr pochendes Herz zur Ruhe zwingen und abwarten, bis er im Vollgefühl, dies alles sei ja doch nur ein Scheingetreibe, gerade gut genug für seine seelische Ausspannung, wieder zu ihr zurückkehrte, zu ihr, der Einzigen, die ihn völlig verstand und ihn liebte um seiner selbst willen, nicht im Hinblick auf die gleißende Aureole des Künstlerruhms.

Nun aber trat ein Begebnis ein, das ihr die Eigenart ihres Gemahls in wesentlich verändertem Lichte zeigte.

Roland lernte bei Gruthenaus, die seit Gustavs Verheiratung gemeinschaftlich mit dem jungen Paare ein Haus in der Parkstraße bewohnten, Iduna Ehlers, die Gemahlin des Ästhetikers kennen.

Sie sehen, und von dem exotischen Zauber ihrer wundervollen Erscheinung hingerissen werden, wie Paris von dem Anblick der Helena, war bei Roland Kessinger eins.

Hertha gewahrte sofort mit dem Scharfblick eines geängstigten Herzens, das um sein Liebstes bangt, wie ganz anders die Art Rolands dieser Frau gegenüber war, als im Verkehr mit Claudine, mit der unvorsichtigen Schwedin und der kleinen pikanten Base Hans Kuniberts.

Jenen „Flammen“ hatte er weidlich den Hof gemacht; er war ihr bevorzugter Tänzer, ihr ausgesprochener Cavalier gewesen. Aber dann gab es doch wieder Stunden, wo er sich ganz mit dem nämlichen Eifer zu einer zweiten und dritten gesellte, und häufig wiederkehrende Augenblicke, die ihn mit Herren, besonders mit wirklichen oder vermeintlichen Kunstkennern, zusammenführte; zum Beispiel mit Herrn von Tylling, dem Ministerialrat, der ein warmer

Verehrer des gefeierten Meisters war, aber jüngst eine flüchtige Skizze Herthas für eine Schöpfung ihres Gemahls gehalten und dem zufolge enthusiastisch belobt hatte.

Jetzt war das alles vorüber.

Seit er Iduna gesehn, schien Roland nur noch Augen für sie zu haben. Was da in seinen Blicken sprühte, wenn er mit ihr durch den Saal schritt, das gemahnte nicht mehr an die liebenswürdige Flottheit, die Fräulein Hiddeberg für den Vorläufer eines Heiratsantrags gehalten, auch nicht an die leidenschaftliche Sympathie für das Goldhaar der schönen Germania, sondern an jenen unvergeßlichen Blick, den er am ersten Abend, auf dem Kostümfest der Gaßlers, auf Hertha selber gerichtet. Nur wilder bedünkte er ihr, nur rücksichtsloser, dämonischer.

„Ein göttliches Weib, diese Iduna!" klang es unhörbar und doch für Hertha so klar und vernehmlich aus Rolands Glutaugen. „Das ist noch Feuer, Lebenskraft, Temperament! Und dieser Tölpel von einem Ehemann! Der giebt eine Folie ab für die Schönheit seiner wonnigen Aphrodite! Es ist, als zöge sie im Gefolge eines abscheulichen Fauns einher, eines Anbeters, den sie im Übermute verwandelt hat, wie Kirke die Gefährten des Dulders Odysseus!"

In der That, Frau Iduna schien immer schöner zu werden. Sie war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt, sah aber aus wie achtzehn. Die vollendete Sorglosigkeit ihres Wesens, die ruhige Heiterkeit, mit der sie der Welt und den Dingen ins Antlitz sah, prägten ihr etwas von jener Klarheit auf, die Alt-Hellas seinen Olympiern nachsagte.

Und doch war sie in jedem Zoll verhaltene Leidenschaft. Dies durstige Herz hatte nie am Becher des Glücks

getrunken. So verging es denn fast vor unendlicher Sehnsucht nach Liebe.

Wenn der Anschein nicht trog, war der Moment jetzt gekommen, der sie aus ihrem Dornröschenschlummer erwecken sollte . . .

Was den betäubenden Rausch des Künstlers noch steigerte, war eine unbewußte Regung der Eitelkeit. Die sonst so mitleidslose Gesellschaft wußte dieser excentrischen Frau, trotz der manchmal erschreckenden Ungebundenheit ihres Wesens, nichts nachzusagen. Keiner der zahlreichen Cavaliere, die sie umschwärmten, hatte sich einer wirklichen Gunst zu rühmen. Einige waren so ehrlich, diese Thatsache, gewissen Anspielungen der älteren Damenwelt gegenüber, in Kurs zu setzen, so daß sich allmählich das Dogma von der Unnahbarkeit Idunas auch bei dem übelwollendsten Teil der Gesellschaft festsetzte.

„Ein Vulkan also, der seine Lava unter der Asche verbirgt," sagte sich Roland. „Und mir nur zeigt sie sofort, wie es da hinter den Schlacken brodelt und glüht? Sie, die Schönste unter den Schönen? Beim Abgrund der Hölle, es ist zum Tollwerden!"

Noch niemals hatte der Künstler so vollständig alle Rücksicht beiseite gesetzt, wie an dem Abend dieser verhängnisvollen Begegnung.

Daß Professor Ehlers eine Null für ihn war, mochte noch hingehn. Der Mann verdiente nichts Besseres.

Aber Hertha und die Gesellschaft!

Bis zum letzten Moment wich er der wunderbaren Sirene, die auch ihrerseits alles rings zu vergessen schien, nicht von der Seite. Manchmal faßte er im Gespräch ihre Hand, und sie ließ sie ihm lächelnd, unbekümmert um die

Bemerkung der Frau von Wolfshagen, die etwas wie „shocking!“ murmelte. Und sie plauderten Schulter an Schulter, und sahen sich so tief in die Augen, daß manchmal die Unterhaltung ins Stocken geriet, weil man nicht denken kann, wenn das Gehirn vor Entzücken taumelt und schwankt, wie eine schäumende Woge.

Als Roland und Hertha gegen halb zwei ihre Wohnung betraten, waren die beiden in einer sehr kontrastierenden Stimmung.

Roland schwärmte von dem nachtschwarzen Haar Idunas, wie ein Primaner, erging sich in superlativischen Ausdrücken aller Art, und beteuerte, noch niemals habe er sich so wundervoll amüsiert, wie diesmal.

Hertha kämpfte mit sich, ob sie reden sollte.

Endlich sagte sie, mühsam lächelnd:

„Weißt du, Roland, mit euch Künstlern ist man doch eigentlich übel dran ...“

„Wieso?“ fragte er lustig.

„Nun, ihr bedürft so unausgesetzt der Zerstreuung, der Anregung, des Verkehrs, daß eure eignen Frauen wirklich ein bißchen sehr in den Hintergrund treten. Heute zum Beispiel ...“

„Ach, Unsinn! Verdirb mir nicht nachträglich den entzückenden Abend! Komm! So! Nun sei wieder gut!“

Er küßte sie. Hertha barg ihren Kopf an seiner Brust und weinte.

„Hertha, süßes Kind! Was hast du denn nur? So sei doch vernünftig! Du weißt ja doch, ich habe dich lieb ...“

„Wirklich?“ fragte sie bang, und hob ihr bethräntes Antlitz.

Sie sah in ihrer Trostlosigkeit hold und schön aus wie je. Es war keine Komödie, daß er sie jetzt mit jählings entfachter Glut an sich riß und seine Lippen tief in ihr lang hinwallendes Haar grub. Die Erinnerung an die ersten Monate seines Glücks war wieder lebendig geworden und übermannte ihn mit Reue und Sehnsucht.

Hertha vergab ihm schweigend. Ja, er liebte sie noch Und vor allem: sie liebte ihn, — rasend, über jede Beschreibung! Diese Liebe, die da nicht endet, die alles duldet und alles trägt, ist das mächtigste Argument wider die Anklage, die der Verstand des Weibes, ihre berechtigte Eifersucht, ihr Stolz wider den sündigen Mann erhebt. Solang diese Liebe im Tribunal sitzt, hält es sogar dem unbarmherzigsten aller Richter, der gekränkten Eitelkeit nämlich, schwer, eine Verurteilung zu bewirken.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Zufall wollte, daß Iduna und Roland sich einstweilen nicht wiedersahen. Ein Bruder der jungen Frau, der auf einer süddeutschen Hochschule Rechtswissenschaft studierte, war in einem Säbelduell gefährlich verwundet worden. Iduna eilte bei dieser Nachricht sofort an das Schmerzenslager des jungen Menschen; alles andere mußte vor der Besorgnis zurücktreten, ihren Liebling, ihren lustigen, tollen Feodor zu verlieren, der im Vorjahre bereits drei- oder viermal „im Korb" gelegen, und jetzt von dem berühmtesten Schläger der Saxo-Rhenania um einer blatternarbigen Kellnerin willen beinah zerstückt worden war. Neun volle Wochen verbrachte sie am Bett des unglücklichen Paukanten; ihrer aufopfernden Pflege war es zu danken, wenn er auch diesmal am Leben blieb.

Unterdes kam die zweite Hälfte des Monats Mai heran. Roland, verstimmt über das unverhoffte Entschwinden des eben erst aufgetauchten Gestirns, hatte sich mit verdoppeltem Eifer in die Geselligkeit, und später, als die Saison ebbte, in seine Arbeit gestürzt. Noch war das Gemälde nicht ganz vollendet, als Doktor Steinmann erklärte, wenn sein berühmter Herr Schwager so

fortfahre, dürfe er sich einer dauernden Neurasthenie gewärtigen.

Roland verspürte selbst schon die Folgen der Überanstrengung. Acht Tage noch widmete er dem Anlegen der letzten Hand. Hiernach packte er seine Koffer.

Am zwanzigsten Mai langten die Kessingers — Roland, Hertha, der kleine Max, Fräulein Stadler und Herthas Kammermädchen — in Gersau am Vierwaldstädter See an.

Fünf Wochen hindurch lebte man hier vergleichsweise ruhig. Der Künstler enthielt sich jeder Arbeit, machte mit Hertha allmorgendlich seine Spaziergänge, rastete stundenlang auf den Bänken vorn im Hotelgarten, wo man unter den Schutzdächern flachgeschnittener Platanen über die grünschimmernde Flut blickte, und hielt sich von der übrigen Gasthausgesellschaft fern . . . Es lohnte auch nicht . . . Außer einigen jungen Engländerinnen, deren Reizlosigkeit in schroffem Kontrast zu der herrlichen Scenerie stand, gab es hier nur noch Damen im Alter von sechzig bis achtzig Jahren; die Herren sahen so langweilig und banal aus, daß Roland ihnen geflissentlich aus dem Weg ging und froh war, wenn der alte Kommerzienrat aus Düsseldorf nicht auf den Einfall geriet, ihn über die mutmaßliche Witterung der nächsten Tage zu interpellieren.

Hertha stand im Begriff, sich mit dem, was sie jüngsthin erlebt, auszusöhnen. Roland war wieder ganz so wie früher. Nein, nicht ganz so; denn zu jener Verzückung der ersten Monate schwang er sich leider nicht mehr empor. Aber das lag wohl so in der Natur der Verhältnisse. Es konnte nicht ewig Lenz bleiben. Hertha war eine phantastische Thörin, wenn sie den Rausch der Flitterwochen bis ins Unendliche fortsetzen wollte . . . So viel war

zweifellos: das Dichten und Trachten Rolands kehrte zu ihr zurück. Gemeinsam freuten sie sich der göttlichen Schönheit, die hier bald lieblich, bald großartig aus Berg und Matte, aus Fels und Flut zu ihnen emporblühte; inniger und vertrauter sprachen sie von dem Einst, das vor jener unerquicklichen Spannung lag; und da Hertha jetzt wieder frischer und voller ward, und ihre ehemalige Lebenskraft und Elastizität wieder erlangte, so besann sich auch Roland auf jene Eindrücke, die ihn so machtvoll dahingerissen, und zärtlich, wie einst, küßte er das lichtbraune Haar seiner Märchenprinzessin.

Leider währte diese erbauliche Rückkehr nur kurze Zeit. Ende Juli verließ man Gersau, um sich nach Norderney zu begeben. Doktor Steinmann hatte dem Künstler Seebäder verordnet; überdies war ja Roland ein begeisterter Freund des Meeres und des vornehmen, farbenprächtigen Treibens am Strande. In jener Epoche, da er so trostlos an der Möglichkeit, Hertha je zu erringen, gezweifelt hatte, waren es die Nordseebäder mit ihrem kaleidoskopischen Menschengetümmel, die ihm halbwege über sein Elend hinaushalfen. Jetzt sollte ihm Norderney eine Entschädigung bieten für die eintönige Zurückgezogenheit der schweizerischen Pension; denn mit Beginn schon der fünften Woche wuchs ihm, wie er in seiner drastischen Art sich ausdrückte, ganz Gersau mitsamt dem Düsseldorfer Kommerzienrat zum Halse heraus ...

In Norderney war Roland Kessinger schon nach wenigen Tagen der gefeierte Mittelpunkt einer Corona von jungen Damen. Unter diesen that sich besonders eine zwanzigjährige Ostpreußin hervor, die sein Interesse lebhaft zu fesseln schien.

Hertha, im Anfang schmerzlich betroffen, fügte sich bald in ihr Schicksal. Diese Bevorzugungen währten ja — sie wußte das nun aus Erfahrung — niemals länger als nötig war, um die eitle, unvorsichtige Thörin, die sich so an den „göttlichen Meister“ herandrängte, ins Gerede zu bringen. Sie selber, die Frau des Umschwärmten, wurde bei diesen physiognomischen Studien freilich vernachlässigt: aber das lag nun, so schien es, ein für allemal in dem Charakter dieses ungewöhnlichen Mannes, der sich alles und jedes erlauben durfte, den man doch immer und immer wieder bezaubernd fand, der seine größten Unarten gutmachte durch ein einziges, liebenswürdiges Lächeln ...

Sie seufzte also, — und ließ ihn gewähren.

Eins nur erfüllte sie mit wirklichem Schmerz: daß nämlich Roland sich gegen den Knaben immer „nervöser“ zeigte; daß es ihn mehr und mehr langweilte, selbst nur minutenlang den Vater zu spielen; ja, daß er einmal in offner Mißstimmung äußerte, der kleine Störenfried hätte mit Fräulein Stadler wohl auch daheim bleiben können ...

Was hatte er nur gegen das arme, schuldlose Kind? Sie kannte ja Rolands krankhafte Eifersucht, die früher sich in den seltsamsten Ausbrüchen Luft geschafft; wie denn bekanntlich gerade die Männer, die ihrerseits jede Rücksicht mißachten, am geneigtesten sind, den Othello herauszukehren. Sie entsann sich, wie oft er ihr vorgeworfen, daß sie auf ihn nicht gewartet, daß sie schon einem Andern gehört habe, daß er um die leuchtendste Poesie seines Glückes betrogen sei. Und dieser Max lief da nun ewig herum als Mahnung an die Vergangenheit, als ein lebendiger Spott auf den „zweiten Papa“, der sich nicht scheute, aus einem Glase zu trinken, das sein Herr Vorgänger an die Lippen

geführt ... Zehnmal hatte er dies Thema ärgerlich variiert. Aber das war viel früher gewesen ... Seitdem schien er das Thörichte dieser Klage begriffen zu haben ... Oder war sein Schweigen nur das Symptom größerer Gleichgültigkeit ...? Jedenfalls wären ihr laute Vorwürfe noch so unfaßlicher Art lieber gewesen, als jene unerklärte Gereiztheit. Vielleicht brauchte Roland auch nur einen Gegenstand, um seine Bitternis zu entladen. Denn daß eine wachsende Bitternis ihn beherrschte, das war nicht zu verkennen. Er fühlte sich unbefriedigt, zerklüftet; ihm fehlte die Arbeit, — und mehr vielleicht noch ein Etwas, auf das er nur dunkel sich noch besinnen konnte ...

Einmal — es war ein herrlicher Juliabend — saßen die drei — Roland, Hertha und Max — an einer abseits gelegenen Strandstelle, — friedsam, idyllisch, wie im Anklang an jene wolkenlos-glückseligen Tage des Spätherbstes, da sie gemeinschaftlich in dem trauten, poesieumwobenen Atelier geweilt. Roland, der nicht länger mehr fasten konnte, war seit fünfzehn Minuten damit beschäftigt, einige überraschende Farbeneffekte des Meeres und des glutüberströmten Himmels mit breitem Pinsel auf die Leinwand zu bannen. Seine Laune schien ausgezeichnet; die Skizze gelang ihm über alle Erwartung — und sie eignete sich brillant für den Hintergrund einer neuen großartigen Komposition, die er, allen Vorsätzen der Diätetik zuwider, seit Anfang des Monats in Gedanken mit sich herumtrug.

Da stieß der Knabe, der vergnüglich im Sand spielte, unversehens gegen die Staffelei. Das nicht sehr widerstandsfähige Holzgerüst fiel klappernd über den Haufen. Als Roland, bleich vor Zorn, die fast schon vollendete Skizze vom Boden hob, war sie total verdorben.

„Infame Canaille!“ rief er mit Donnerstimme.

Er packte das Kind beim Schopf, wie man einen widerspenstigen Köter oben beim Fell packt, schüttelte es ein paarmal, als wollte er ihm das Genick ausrenken, und schlug ihm dann mit der Faust ins Gesicht, daß augenblicklich das helle Blut floß.

„Roland, Roland, was hast du gethan!“ stammelte Hertha. Sie war fahl geworden wie eine Leiche. Hastig nahm sie das wimmernde Kind an sich, suchte das Blut zu stillen, das in jähem Strom aus der Nase quoll, und sagte dann zitternd:

„Sei ruhig, Max! Papa ist so aufgeregt. Du mußt dich auch hübsch in acht nehmen. Weine nicht, liebes Kind! Es wird schon gleich wieder gut sein! Komm! Sei mein artiger Junge!“

Dann plötzlich brach sie in Thränen aus.

„Wenn Er das gesehn hätte!“ fuhr es ihr durch den Sinn. „Sein süßes Kind, sein Liebling, den er vor jedem rauhen Luftzug behütete ... O, es ist schrecklich!“

Und das milde Gesicht ihres verstorbnen Gemahls tauchte vor ihrer Seele empor; sie sah ihn, wie er das Kind auf den Arm nahm, es küßte, und ihr dann einen vorwurfsvollen Blick zuwarf: Hertha, Hertha, wie kannst du so was geschehen lassen?

„Das kommt davon,“ sagte Roland, seine Beschämung durch erneute Schroffheit maskierend, „wenn man den Jungen überall mit herumschleppt. Wozu ist Fräulein Stadler denn hier? Nur um Romane zu lesen?“

Hertha war außer sich. Sprachlos starrte sie auf das blutende Kind, dessen Mund jetzt zu schwellen begann, so daß sie die lieblichen Züge des Knaben kaum noch wiedererkannte.

„Er liebt mich nicht!“ tobte es heimlich in ihrer Brust. „Das alles ist nur ein Wahn gewesen!“

„Ich bitte dich, Hertha, gieb dir jetzt nicht so nach!“ brummte Roland. „Der Junge war flegelhaft; er hat seine Strafe verdient. Daß ich ihn gerade so hart getroffen, ist Zufall. Wasch ihn mit Seewasser, — und dann laß uns nach Hause gehn ... Mir ist der Ärger so in die Glieder gefahren — ich muß vor Tisch noch eine Stunde mich ausruhn.“

„Papa,“ schluchzte das Kind, „ich will artig sein, ich ... ich hab's nicht mit Absicht gethan ...“

„Schon gut! Aber merk dir's für alle Zukunft: sobald ich arbeite, rührst du dich nicht! Verstanden?“

„Ja, Papa!“

Erst am folgenden Morgen ward Hertha ruhiger. Sie sagte sich, wie schon so oft, ein Künstler dürfe nicht mit dem Maßstab der übrigen Menschen gemessen werden. Seine Reizbarkeit, sein Enthusiasmus gerade bei dem Entwerfen dieser köstlichen Farbenskizze entschuldigte seine Heftigkeit, — und gewiß hatte er ja das Kind nicht so über alle Gebühr mißhandeln wollen. Das war, wie er selber betonte, ein Zufall, ein Mißgeschick ...

Sie nahm sich vor, mit verdreifachtem Eifer sein Behagen zu überwachen, alles Störende ihm aus dem Wege zu räumen, und ihm das Kind nur dann zuzuführen, wenn er es eigens verlangen sollte.

Roland aber verlangte es nicht. Entweder sah er hinaus in die wechselnden Farbenspiele des Meeres, oder er folgte dem eben so bunten Strandgetriebe, hier wie dort skizzierend, bewundernd, beobachtend. Vor allem jedoch fand er mit jedem Tage ein größres Vergnügen daran,

seinen „Flammen“ zu huldigen. Denn er hatte jetzt wieder „Flammen“ ...

„Wie kommt es nur,“ fragte sich Hertha von Zeit zu Zeit, „daß er für mich kaum noch ein Auge hat? Die blonde Rheinländerin, die so den Kopf nach der Seite legt, ist doch wahrhaftig nicht hübscher als ich. Freilich, sie hat eine Art, zu ihm aufzuschauen ... Und dann: sie ist ihm so neu! Er hat an ihr zu studieren und zu enträtseln! Bei mir hat er ausstudiert. Ich habe ihm leider aus all meinem Denken, Fühlen und Leben so gar kein Geheimnis gemacht ...

„Und die kleine kokette Ostpreußin, die das R so schnarrt, beinahe wie der gute Orlowsky, und so viel Bildung besitzt, und alles hundertmal besser weiß, als die übrigen Sterblichen —: ist sie denn wirklich ein so leuchtendes Ideal, daß Roland von ihr berauscht sein müßte?

„Es scheint so; denn stundenlang kann er ihr zuhören, stundenlang ihren schwalbenbemalten Fächer zwischen den Fingern drehn, stundenlang ihr die süßesten Dinge sagen...“

„Nun, der Mensch muß halt verzehrt werden, wie er ist,“ seufzte Hertha, eine Lieblingsphrase ihrer Freundin Marie nachsprechend.

Roland war von jeher ein ungeduldiger Geist. Es litt ihn nicht lange auf ein- und demselben Fleck. Mitte August ließ er Norderney mitsamt der Ostpreußin und der Rheinländerin im Stich, und ging nach dem dänischen Seebad Marienlyst, um Anfang September von dort nach Saßnitz auf der Insel Rügen sich einzuschiffen. Das sollte die letzte Station sein vor der Rückkehr in die längst schon ersehnte Hauptstadt.

In Saßnitz traf man Bekannte: Gustav von Gruthenau

mit seinem lieblichen Frauchen, und — was für Roland entscheidend war — den Professor Leopold Ehlers nebst der verführerischen Iduna.

Roland Kessinger war sich jetzt klar darüber, was ihm die Monate her gefehlt hatte. Keine unter den zahlreichen Mädchen- und Frauenblüten, die ihn vorübergehend entzückt hatten, reichte auch nur von ferne an diese Göttin heran. Sofort stand sein begehrliches Herz in dämonischer Lohe. Noch wilder entbrannte er, noch fanatischer als zuvor. Die lange Trennung hatte ihr Werk gethan.

Hertha verkehrte mit dem Ehepaar Ehlers nur ungern. Aber wie sich die Dinge nun einmal gestaltet hatten, blieb ihr nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Iduna und Roland waren jetzt ungleich vorsichtiger, als damals bei ihrer ersten Begegnung: denn beiden war es jetzt unwiderstehlicher Ernst.

Hertha fühlte das, aber es fehlten ihr die Beweise, — und sie scheute sich ängstlich vor jedem Eklat.

O, wie litt sie in ihrem pochenden Herzen, das den Treulosen ja immer noch über alles liebte, wenn er so morgens an der Seite der schönen Sirene durch die Waldhallen schritt, während sie selbst mit dem abgeschmackten Ästhetiker in großer Entfernung folgte! Er ging so langsam, dieser Professor Ehlers, gerade als ob er es selbst darauf ablegte, den beiden die Sache recht leicht zu machen. Er war eben von der unverbrüchlichen Treue seiner Iduna felsenfest überzeugt, und der Gedanke, daß schon die Lebhaftigkeit gewisser Huldigungen genügt, einen Ehemann zu blamieren, fand nicht den Raum in seiner großen, schönheitsumduselten Seele.

Iduna schien seltsam verwandelt.

Früher hatte sie, trotz des Berufs ihres Lebensgefährten, sich um die bildenden Künste nur sehr wenig bekümmert.

Jetzt mit einem Mal strömte ihr blühender Mund von enthusiastischen Phrasen über. Die Namen Gussow, Lenbach, Camphausen, Gabriel Max flogen wie Leuchtkugeln durch das Feuerwerk ihrer blitzenden Konversation. Sie sprach von Perugino und Raffael, von Rubens und Gerhard Dowe; sie kannte die neusten Errungenschaften des Großen Museums und fand die Makartsche Richtung „entschieden krankhaft — krankhaft bis an die Grenze der physischen Fäulnis“ . . .

Was eine nahezu sechsjährige Ehe mit Leopold nicht zustande gebracht, das hatten die wenigen Plauderstunden bewirkt, die sie im vorigen Winter mit Roland verlebt hatte: ihre Einführung in die farbenschimmernde Welt der Maler. Und ihr Interesse war durchaus kein erheucheltes!

Roland jubelte ob der verräterischen Beflissenheit seiner lodernden Partnerin. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um diese Blume zu pflücken, die duftumwogteste, üppigste, die jemals auf dem Pfade seines bewegten Lebens geblüht und gefunkelt hatte.

Das bleiche Angesicht Herthas, der stille Gram, der so rührend aus ihren herrlichen Augen sprach, störte ihn nicht. Vielleicht sah er das nicht einmal. So völlig war er befangen in der alles mißachtenden Selbstsucht seiner despotischen Leidenschaft.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Zusammensein mit dem Ehepaar Ehlers auf Saßnitz dauerte nur wenige Tage. Der Professor mußte zu einer wissenschaftlichen Jahresversammlung. Ohne einen förmlichen Skandal zu erregen, konnte Iduna unmöglich zurückbleiben. Sie und Roland hatten sich ja in stillschweigender Übereinkunft vorgenommen, nicht allzu rücksichtslos zu verfahren, um das Gewebe, das sich hier anspann, vor Beeinträchtigung und Zerfaserung zu schützen.

Nach der Abreise der Professorin kam Roland sich vor, wie ein Heiligtum ohne Götterbild. Keine der hübschen blonden und braunen Seenixen konnte die wundervolle Sirene mit den nachtschwarzen Augen ersetzen. Das Meer hatte seinen bestrickenden Glanz, die Buchenhaine ihr ambrosisches Grün verloren; Saßnitz war langweilig, öde, zur bestaubten Ruine geworden . . .

Eine Woche lang hielt es Roland noch aus. Dann meinte er, selbst dem Argusauge der Fräulein Stadler gegenüber den Schein vollkommen gewahrt zu haben . . . Auf also nach der Hauptstadt! . . . Iduna Ehlers mußte seit vorgestern schon wieder daheim sein! . . .

Am fünfzehnten, abends, trafen die Kessingers ein. Am sechzehnten, vormittags, da man sich eben vom Frühstück erhob, sagte Roland zu Hertha:

„Was hältst du eigentlich von den Ehlers? Sympathische Charaktere, nicht wahr? Er ein Gelehrter von überraschender Eigenart; sie eine frische, liebenswürdige Frau. Wie wäre es, wenn wir den Leuten unsern Besuch machten?"

Hertha ward brennend rot. Es schwebte ihr ein erbittertes Wort auf den Lippen, das sie jedoch mit der Selbstbeherrschung, die sie sich nachgerade erworben hatte, alsbald unterdrückte. Sie wußte es: gegen den Willen dieses unbegreiflichen Menschen war ja nicht aufzukommen.

Sie beschränkte sich also auf die skeptisch gehaltene Frage:

„Denkst du . . .?"

„Ich wäre nicht abgeneigt," erwiderte Roland, „zumal der Professor mir die Sache außerordentlich nahe gelegt hat. Ehrlich gesagt, ist Frau Iduna mir noch angenehmer, als ihr Gemahl. Sie besitzt ein geradezu wunderbares Talent, stets guter Laune zu sein und einen vielbeschäftigten Geist wie mich nachhaltig aufzuheitern. Übrigens muß ich schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit den Professor in Rechnung ziehen. Der Einfluß, den er als Kunstkritiker und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen ausübt, darf nicht unterschätzt werden."

„Wie meinst du das?" lächelte Hertha.

„Nun, die ‚Vorstadt-Scene', die ich jetzt ausgestellt habe, ist in mehr als einer Beziehung so kühn, daß es ihr an gehässigen, wie an ehrlichen Feinden nicht fehlen wird. Wenn ich nun auch nicht gerade behaupten will, die gesamte

Kritik stehe lediglich unter dem Bann des Persönlichen, so spielt doch dieses Moment immerhin eine bedeutsame Rolle. Die Ästhetiker und Feuilletonschreiber sind eben sterbliche Menschen. Du, mein Kind, hast es ganz und gar in der Hand, den Professor durch einige Artigkeiten günstig zu stimmen. Ich weiß, er verehrt dich. Ein freundlicher Blick von dir, — und Leopold Ehlers geht für die ‚Vorstadt-Scene‘ durchs Feuer."

Hertha durchschaute ihn bis auf den Grund. Er hatte bis jetzt niemals nach den Stimmen der Tageskritik gefragt. Professor Ehlers zählte ja überdies zu seinen begeisterten Anhängern.

Sie erwog einen Augenblick.

„Vielleicht," sagte sie sich, „ist die ganze Geschichte trotz alledem nur eine Laune. Sträube ich mich, so schöpft diese Laune aus meinem Widerstand Kraft; bin ich gefügig, so verläuft sie im Sand, wie die Schwärmerei für die Ostpreußin und die Rheinländerin, für Gerda Hiddeberg und die schöne Germania ... Und endlich, endlich wird er das fade Getreibe doch müde werden."

„Gut denn," versetzte sie gleichgültig.

Nun schloß er sie in die Arme, nannte sie seine kluge, verständige Hertha, küßte sie auf die Wange, und gipfelte in der ganz wie beiläufig hingeschleuderten Phrase:

„Glückliche Vorsätze soll man nicht aufschieben! Wenn es dir paßt, so gehen wir heute noch!"

Ja, es paßte ihr. Sie war auf dem Standpunkt angelangt, daß alles ihr paßte. Diese Unruhe, dieses Jagen von Eindruck zu Eindruck, dieses ewige Sich-Begeistern-Müssen gehörte vielleicht eben so unablösbar zu der Persönlichkeit Rolands, wie der Klang seiner Stimme.

Während sie jetzt Toilette machte, spann sie diesen Gedanken noch weiter aus.

Im Drange jener unendlichen Demut, die edle Frauen befällt, wenn sie sich unglücklich fühlen, suchte sie Anhaltspunkte, aus denen auch ihr eine gewisse Schuld an den gegenwärtigen Mißklängen hätte zur Last gelegt werden können. Sie war zu verschwenderisch gewesen im Geben, zu maßlos im Nehmen; sie hatte während der ersten Monate einen Vorrat an Poesie und zärtlicher Schwärmerei aufgebraucht, der, klüger verwaltet, für Jahre hin ausgereicht hätte. Das arme Geschöpf! Als wenn Berechnung und kalte Vernünftelei vereinbar wäre mit der Glut eines liebenden Frauenherzens! — Dann machte sie sich den Vorwurf, Unmögliches erwartet und die Zukunft in der Beleuchtung eines Märchens geträumt zu haben. Und ferner: es war undenkbar, daß sie einem Genius wie Roland auf die Dauer genügen sollte ... Durfte sie nicht trotz allem sich selig preisen vor allen Frauen der Erde? Eine kurze Spanne hindurch hatte sie sein Herz doch besessen, — völlig und ungeteilt; sie hatte den Schmetterling eingefangen, den Zugvogel so gezähmt, daß er, die Welt vergessend, zu ihren Füßen Rast hielt ... Wenn jetzt die lang zurückgedämmte Natur wieder zum Durchbruch kam, so geschah nur das Unabweisliche. — Bestimmt: in seiner Art liebte er sie viel tiefer als alle die andern. Es gab immer noch ab und zu Momente, in denen sie dies zu fühlen glaubte, Momente, die freilich von Woche zu Woche seltner wurden, wie beim Nahen des Winters die spärlichen Sonnenblicke. — Aber dem Winter folgt ja der Frühling — und so konnte auch für sie eine Zeit kommen, wo das Licht wieder zunahm. Sie mußte nur ausharren, in ihrer Ge-

duld und Liebe nicht nachlassen, seine Launen und Einfälle nicht durchkreuzen ...

So quälte sie sich in widerspruchsvollen Empfindungen, — ungewiß, ob sie durch ihr Verhalten das Unheil fördere oder das Heil.

Wenn Hertha zu Anfang besorgt hatte, durch den Besuch bei dem Ehepaar Ehlers einen besonders lebhaften Verkehr zu entfesseln, so erwies sich diese Vermutung als Irrtum. Das lag auch keineswegs in den Absichten Rolands. Er wollte nur die Beziehungen, die zwischen ihm und Iduna sich zu entwickeln versprachen, vor der Welt sanktionieren. Es wäre zu unwahrscheinlich gewesen, wenn ein so „rein ideales" Interesse, wie er es an der „geistreichen Frau", und wie sie es an dem „gottbegnadeten Künstler" nahm, gar keine gesellschaftliche Annäherung der beiden Familien bewirkt hätte.

Trotzdem bereute es Hertha schon nach wenigen Wochen, so willenlos dem Ansinnen ihres Gemahls sich gefügt und so die „Freundschaft" Rolands mit Frau Iduna gleichsam legitimiert zu haben.

Das erste größere Fest, auf welchem der Maler und die schöne Verführerin sich begegneten, wurde für Hertha zur Quelle einer unsäglichen Aufregung.

Es war am zwölften Oktober, dem Geburtstage des berühmten Historienmalers Gaedke, der gerade ein halbes Jahrhundert seines erfolgreichen Lebens vollendete.

Der Künstlerverein gab aus Anlaß dieses Geburtstages einen glänzenden Ball.

Hertha war in verhältnismäßig glücklicher Stimmung von Hause abgefahren: bald aber verwandelte sich ihr guter Humor in bedrückende Pein.

Iduna und Roland gebärdeten sich wie ein Brautpaar. Das übertraf noch bei weitem den Abend bei Gruthenaus, wo er sie kennen gelernt. — Beide mußten ihre ursprüngliche Absicht völlig vergessen haben. Heißblütige Menschen von stark entwickeltem Egoismus sind allerdings kaum dazu angethan, dem Grundsatz kluger Zurückhaltung lange getreu zu bleiben.

Die älteren Damen, die ja selbst bei den unschuldigsten Veranlassungen ihre sarkastischen Glossen machen, steckten die Köpfe zusammen. Inhaltsschwere, vernichtende Worte gingen von Mund zu Mund ...

„Ihm ... nun ja ... ihm läßt sich die Sache verzeihen," sagte die fünfzigjährige Kommissionsrätin Hollberge, die für genial galt. „Er ist ein Künstler ..."

„Und er hat sie gewiß nur zum Narren!" ergänzte die kleine Baronin Prugisch, die offiziell noch „einige dreißig" war und wehmutsvoll auf eine sporendurchklirrte Ballvergangenheit sah.

„Aber diese Person ...!" meinte die Hollberge. „Sehen Sie nur, liebste Baronin! Sie tanzt unausgesetzt mit ihrem verteufelten Anbeter, während zum Beispiel die Töchter unsres gefeierten Bildhauers — drüben die beiden Hartmännchen — jetzt schon zum drittenmal schimmeln! Freilich, sie sind nicht ganz so berauschend wie seine Psyche!"

„Es ist ein Skandal!" seufzte die Frau Baronin. „In diesem Alter ...!"

„Wie alt wird sie sein?"

„Hm, doch mindestens hoch in den Zwanzigen."

„So? Nun, dafür sieht sie noch lockend genug aus."

„Schminke, Frau Komissionsrat, nichts als Schminke!"

„Ja, das kann ich bestätigen," sagte die Mutter

der beiden Hartmännchen. „Überhaupt eine unangenehme Person.“

„Ah, Sie hier, Frau Professor?“ stammelte die genialische Kommissionsrätin. — „Ob sie wohl die Bemerkung über das Schimmeln und die Unähnlichkeit mit der Psyche gehört hat?“ dachte sie mit einem prüfenden Blick in das etwas plebejische Antlitz Frau Hartmanns.

„Ich komme soeben, um ein paar Augenblicke mit Ihnen zu plaudern. Sie erlauben doch, meine Damen? Ja, diese Frau Ehlers! Bis jetzt hat sie sich noch leidlich geführt; aber nun geht es zu Ende ... Mein Tinchen hat deutlich gehört, daß die beiden sich ‚Du‘ nennen!“

„Nicht möglich!“

„Ganz klar und vernehmlich: Du!“

„Da hört denn doch alles auf!“ stöhnte Eulalie Baronin Prugisch. „So leid es mir thut: ich werde mir künftig die Frage vorlegen, ob ich den Einladungen des Künstlervereins noch Folge geben kann, oder nicht.“

„Lassen Sie uns nicht entgelten,“ sagte Frau Hartmann schmeichlerisch, „was eine takt- und pflichtvergessne Person frevelt. Übrigens begreif' ich den Mann, den Ehlers, nicht.“

„Ach, die Männer ...!“ lachte die Prugisch geringschätzig. „Die sehn den Wald nicht vor Bäumen.“

„Mir thut nur die Frau leid, die arme, niedliche Kessinger! Wie traurig sie dasitzt! Es ist eine Schande! Sehn Sie, nun setzt sich die Gräfin Gaßler zu ihr und tröstet sie. Das gefällt mir von der Frau Gräfin. Sie ist sonst ja auch nicht eben mein Ideal ...“

In der That hatte sich Gräfin Gaßler neben Hertha auf einen Stuhl gesetzt. Sie ergriff ihre Hand, lächelte unbefangen, und flüsterte ihr dann hastig ins Ohr:

„Dein Mann ist abscheulich! Du kennst meine Ansichten. Jede Kopfhängerei, selbst in der Ehe, ist langweilig. Aber alles hat seine Grenzen! Willst du das schweigend mit ansehn?“

„Was kann ich thun?“ murmelte Hertha.

„Stell ihn zur Rede! Sag ihm: Entweder — oder!“

„Wie meinst du das ...?“

„Nun, erkläre ihm, daß du es müde bist, dich so hanebüchen kompromittieren zu lassen! Ein bißchen Courmacherei lass ich gelten — aber das ist zu toll! Ich kenne diese Iduna Ehlers nicht wieder! Sie war doch sonst eine ordentliche Person, trotz ihrer Narrenspossen! Heute aber scheint sie aus Rand und Band. Du darfst dir das nicht gefallen lassen!“

„Sie provoziert ihn ...“ stammelte Hertha.

„Einerlei! Wer eine so reizende junge Frau hat, wie mein goldiges Herthchen, der darf sich nicht provozieren lassen. Roland verdient einfach Ohrfeigen.“

„Oh ...“

„Ich meine moralische. Und die mußt du ihm geben — sonst rennst du noch sehenden Auges in dein Verderben. Mach ihm den Standpunkt klar, daß es nur so eine Art hat. Sag ihm: wenn du die Sache nicht aufsteckst, lauf ich dir aus dem Haus! Oder noch besser: ich revanchiere mich! Ja, das wirkt noch sichrer! Sag' ihm: Ich lass mir die Cour machen auf Mord, ich kopiere dich Linie für Linie, wenn du nicht aufhörst ...!“

Hertha schüttelte ihr blumengeschmücktes Köpfchen.

„Das würde er doch nicht glauben!“

„So thu, was du willst, — aber stell ihn zur Rede. Die Sache kann doch unmöglich so fortgehn!“

Hertha fühlte sich tief beschämt. Ja, die Gräfin hatte vollständig recht. Die Sache konnte unmöglich so fortgehn!

„Ich danke dir, liebste Marie! Ich will's versuchen, ihm diese Rücksichtslosigkeit abzugewöhnen. Geh' jetzt und tanze! Es fällt sonst auf, und ich möchte um keinen Preis ...“

Hertha erwog nun, was hier das Beste sei. Schließlich kam sie zur Überzeugung, ein offenes, ehrliches Wort, das unmittelbar den Kern der Sache berühre, und vor allem ihn fühlen lasse, wie tod-unglücklich er sie mache, biete noch die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolgs. — Sie nahm sich vor, alle Herbheit, alle Eifersucht, die ihr das Herz doch bis an den Rand füllte, niederzukämpfen, ehe sie sprechen würde. Ganz milde, ganz freundlich, wie eine unbeteiligte Schwester wollte sie zu ihm reden, aber deutlich und ohne Umschweife.

Während der Heimfahrt ließ Hertha sich nicht das geringste merken. Sie plauderte unbefangen. Sie fragte sogar, ob er sich gut amüsiert habe, worauf er im Brustton der Überzeugung versetzte: „Brillant!“ Auch später, zu Hause im Schlafzimmer, suchte sie jede Anspielung zu vermeiden. Er war jetzt zu überreizt oder zu abgespannt, um die Bitte, die sie ihm vortragen wollte, recht zu begreifen. Schal und schnöde wie eine Gardinenpredigt hätte geklungen, was ihn doch tief und nachhaltig rühren sollte ...

Roland erhob sich am folgenden Tage sehr spät. Hertha hatte schon längst mit dem Kleinen gefrühstückt, als ihr Gemahl frisch und in glücklichster Laune das Zimmer betrat.

Sie flog ihm entgegen, umarmte und küßte ihn. Dann drückte sie auf die Klingel, bestellte den Thee, und sorgte für ihn mit einer Zartheit und Innigkeit, als wäre das heute der erste Tag einer glückverheißenden Ehe.

Roland verzehrte das kalte Huhn und das Hamburger Rauchfleisch mit vortrefflichem Appetit. Seine Laune war außergewöhnlich rosig. Er hielt sogar den Knaben zurück, der beim Eintreten seines Papas die Stube verlassen wollte, scherzte mit ihm und gab ihm ein drolliges Rätsel auf.

Das Kind benutzte gleichwohl den nächsten unbewachten Moment, um hinaus zu Fräulein Stadler zu eilen. Es war, als ob der verschüchterte Junge dem Frieden nicht traute: so neu und so fremd war ihm die Liebenswürdigkeit seines Stiefvaters. Auch Fräulein Stadler war überrascht, als das Kind ihm erzählte, was der Papa gesagt und gethan hatte. Sie dachte im stillen: dem muß ja etwas ganz Besondres passiert sein.

Wie Roland mit seinem Frühstück zu Ende war, reichte ihm Hertha eine Cigarre und fragte dann mit der harmlosesten Miene, die sie bei ihrer großen Gemütsbewegung aufsetzen konnte, ob er ihr einen Augenblick Gehör schenken wolle.

„Gern, mein Engel!" sagte er freundlich. „Aber beeile dich! Donnerwetter, schon halb zwölf! Da hab ich ja keine Sekunde Zeit!"

„Wo willst du hin?"

„Eine Verabredung ... Also rasch, Kind! Was willst du?"

Hertha zögerte. — Sie hatte ja nur wenig zu sagen; aber sie zweifelte, ob dies der rechte Moment sei.

„Na, sprich!" wiederholte er. „Auf zehn Minuten kömmt mir's nicht an. Ich nehme dann eine Droschke. Was hast du?"

„Ich wollte dich bitten," sprach Hertha mit bebender Stimme, „mir einen recht, recht großen Gefallen zu thun. Willst du das?"

„Wenn ich kann — warum nicht?"

„Sieh mal, du weißt, ich gönne dir jedes Vergnügen; auch gebe ich zu, daß ein bedeutender Mensch, ein Künstler, gewisse Vorechte hat ...“

„Nun?“

„Aber ein bißchen Rücksicht könntest du doch auf mich, deine Frau, nehmen! Du glaubst nicht, Roland, welche bejammernswerte Rolle man spielt, wenn man so stumm und machtlos mit ansehn muß, wie der Mann, den man so über alles liebt, scheinbar — ich sage nur: scheinbar — sein ganzes Interesse einer andern zuwendet! Frau Ehlers ...“

„Da also läuft's hinaus!“ unterbrach er sie lachend. „Bist du am Ende gar eifersüchtig?“

„Das nicht, Roland! Aber ich finde, selbst ein Künstler wie du darf nicht vollständig außer acht lassen ...“

„Liebes Kind, ich verstehe dich nicht! Willst du mir's etwa verwehren, auf einem Balle, wo ich mich doch, so Gott will, zerstreuen soll, just mit derjenigen Dame zu tanzen, die mir am meisten sympathisch ist? Oder verlangst du gar, daß ich vorwiegend mit dir walze? — Ich dächte, das läge außerhalb des Programms. Mir zum wenigsten macht es von jeher einen mitleiderregenden Eindruck, wenn ich ein Ehepaar so im Joch der Quadrillen erblicke. Das sieht doch ganz darnach aus, als sei der Gemahl zu dieser Dienstleistung kommandiert worden, weil sich kein andrer bereit fand.“

„Ich verlange das gar nicht,“ sagte die junge Frau. „Tanze, mit wem du willst! Unterhalte dich, wo und wie es dir gut dünkt! Nur kapriziere dich nicht so ausschließlich auf Eine! Ich kann dich versichern: die Sache hat, ganz gelinde gesagt, Aufsehen erregt. Bemerkungen sind mir zu Ohren gedrungen, daß ich vor Scham hätte versinken

mögen ... Also bitte, bitte, wenn du mich noch ein klein bißchen lieb hast ..."

„So gieb den Verkehr mit der Professorin auf! Nicht wahr, das wolltest du sagen? Oh, ich bin's ja gewohnt, daß du mir jede Freude vergällst und jeden harmlosen Scherz zum Verbrechen stempelst!"

„Roland!"

„Ja, so ist es! Und da wir denn doch einmal auf dies Kapitel zu sprechen kommen, so will ich dir ein für allemal hier erklären, daß ich mich nicht bevormunden lasse! Du hast mich bevormundet, wenn auch nur selten mit Worten, so doch beständig mit Blicken und heimlichen Seufzern. Wenn du so enge Begriffe von dem hast, was einem Künstler geziemt, so hättest du einen Philister heiraten sollen, wie deine Schwester, aber nicht einen Mann der gestaltenden Phantasie! Unter der Glasglocke einer beklemmenden Häuslichkeit ist noch niemals ein schöpfungsgewaltiges Werk entstanden. Das begreifst du nicht — das wirst du auch nie im Leben erfassen, denn das Wesen der Kunst und ihrer göttlichen Quellen ist dir ein Buch mit hundert Siegeln."

„Ehedem sprachst du anders," stammelte Hertha.

„Machst du mir's noch etwa zum Vorwurf, wenn ich in meiner ersten Verliebtheit deinen breitspurigen Dilettantismus für echtes Talent hielt? Daß ich von Anbeginn mehr das Herz, als die Vernunft zum Wort kommen ließ?"

Hertha atmete schwer.

„Es war also unvernünftig," sagte sie tonlos, „mich zum Weibe zu nehmen?"

„Vom Standpunkte eines schaffenden Künstlers — ja! Dein stummes Genörgel, das mich seit Monaten unablässig verfolgt, zwingt mich zu diesem Bekennt-

nis! Übrigens trifft es durchaus nicht deine Person. Ein Künstler soll überhaupt nicht heiraten. Die Fülle seiner innern Gesichte ist zu erdrückend. Man kann nicht eine daseins-begierige Welt in der Seele tragen, — und gleichzeitig den prosaischen Anforderungen des Alltagslebens entsprechen, wie sie im Ehestand überwuchern. Schon der bloße Gedanke: du wirst kontrolliert, wenn jetzt dein schönheitstrunkenes Auge umherschweift und dort einen wohlgeformten, blendenden Arm, da ein entzückendes Lächeln, hier ein flutendes Haar bewundert, — schon dieser Gedanke wirkt wie ein Bleigewicht auf die Flügel des Adlers!"

Die junge Frau hatte mit ihren Thränen gekämpft. Jetzt aber war das vorüber. Hochaufgerichtet stand sie nun vor ihm. Sie schaute ihm voll ins Gesicht.

„Und das alles erwägst du erst jetzt?" rief sie mit zuckender Lippe.

„Konnte ich's früher?"

Sie drückte die Hände auf ihre brennende Stirn.

„Und deshalb litt ich so über jede Beschreibung, — um dieses Mannes willen ...! Deshalb verriet ich im Geiste den Einen, den Einzigen, der mich wirklich geliebt hat!"

„Zartfühlende Seele!" sagte er spöttisch. „Ja, er paßte zu dir! Ich weiß jetzt klarer, als je: auch du hast niemals Liebe für mich empfunden. Nein, niemals."

„Roland!" schrie sie und stürzte voll Leidenschaft auf ihn zu; „höre nicht, was so der Groll aus mir redet! Ich liebe dich mehr als alles auf dieser Welt. Roland, Roland! Ich weiß, diese Iduna ist bis zur Tollheit in dich vernarrt! Wenn du ihr nicht entschlossen den Rücken kehrst, so geschieht ein Unglück, ein gräßliches Unglück! Erbarmen, Roland! Du siehst nach der Uhr! Du willst fort! Zu ihr!

Ja, ich weiß es, zu ihr! Aber ich halte dich fest, Roland, ich halte dich fest!“

In ihrer Verzweiflung hatte sie seinen Arm stürmisch umklammert.

„Du bist von Sinnen!“ fuhr er sie an. „Laß los!“

„Nein! Du bleibst! Ich habe ein Recht an dich. Du bist mein, Roland! Sie soll mir nicht stehlen, was vor Gott und der Welt mir gehört!“

„Ich frage dich nun zum letzten Male, ob du mich loslassen willst?“

„Roland, du mußt doch begreifen ...“

Mit einem wütenden Ruck schleuderte er die Frau, die er einst sein Alles genannt, drei Schritte weit von sich. Hertha sank in die Kniee. Halb irrsinnig starrte sie dem Enteilenden nach. Dann warf sie sich langwegs über den Teppich ...

Dreißigstes Kapitel.

Das unerlaubte Verhältnis Rolands zu der schönen Iduna war stadtkundig.

Selbst die Skeptiker von Beruf, die sonst wohl die These vertraten, man dürfe nicht nach dem Schein urteilen, hegten über die Art dieser Beziehungen keinen Zweifel mehr.

Es stand fest: die Frau mit den dunklen Sirenenaugen, die bis jetzt in gewissen Kreisen den Beinamen „coeur de marbre“ geführt hatte, war zum ersten Male in ihrem Leben vom Dämon einer wirklichen Leidenschaft überwältigt worden. Roland Kessinger, der allbewunderte Meister, jugendstrahlend und doch männlich gereift, Engel und Teufel in einer Person, hatte dem jammervollen Professor endlich den Streich gespielt, den er seit Jahren verdiente. So wenigstens äußerte sich der alternde Freiherr von Gruthenau, der selbstlos genug war, die eignen Fehlschläge zu vergessen, — „aus rein idealer Freude an der Vollstreckung des Strafgerichts“.

Diese Auffassung blieb vereinzelt. Im übrigen wurde Iduna mit unbarmherziger Schroffheit verdammt.

Merkwürdig mild jedoch beurteilte man den treulosen Künstler. Ihm war alles erlaubt, sogar die Mißachtung

des Publikums. Liebschaften — so stand es ja schwarz auf weiß in den Lebensbeschreibungen großer Poeten, Maler und Musiker — waren das tägliche Brot des Genies. Also! — Das heimliche Wehgefühl der betrogenen Frau, die doch vielleicht mehr von ihrem Mißgeschick ahnte, als gut war, sah man ja nicht! Pah, und wenn selbst . . .! Wer einen Künstler heiratete — und noch dazu einen Roland Kessinger — der durfte sich gleich von Anfang an über die Thatsache klar sein, daß er ein höchst gefährliches Spiel wagte. Hippogryphe spannt man nicht in den Pflug; Königsadler sind keine Papageien. Das Weib eines so extravaganten Mannes, bei dem das Talent und die Leidenschaft eins waren, schien verpflichtet, jene spartanische Mutter zum Vorbild zu nehmen, die bei der Meldung, ihr Sohn sei im Kampfe gefallen, die Worte sprach: Ich wußte ja, daß er sterblich zur Welt gekommen. — Auch die Treue eines so rastlos webenden Genius wie Roland war naturgemäß sterblich . . . .

Auf diese Art fand sich die sonst so streng-richtende Welt mit Kessinger und seinem Getreibe zurecht. Es gibt eben Leute, die man grundsätzlich über Wasser hält, erzverwöhnte Kinder des Schicksals. Man zankt sie ein wenig aus, wie eine schwache Mama, und lächelt dabei, während man hundert andre im gleichen Falle mit Ruten peitscht.

Völlig im Dunkeln tappte nur noch Professor Ehlers.

Heißer als je schwärmte er für den „Gottbegnadeten“, dessen Werke ihn erst kürzlich zu einer umfassenden Studie: „Die sittliche Weltordnung in den Schöpfungen Roland Kessingers“ angeregt hatten.

In dieser blühend geschriebenen Arbeit wies der Professor nach, daß nur der ethisch geläuterte Mensch, der sich aus

dem Strudel seelischer Kämpfe zur lichten Höhe der Wunschlosigkeit emporgerungen, im stande sei, Kompositionen zu schaffen, wie beispielsweise die jüngst vollendete „Vorstadt-Scene“, eines der großartigsten Gemälde aller Zeiten und Völker.

„Der Künstler“ — so hieß es auf Pagina VI der Einleitung — „ist von dem Menschen ebensowenig zu trennen, wie der Stamm von der Wurzel. Durchgemacht haben muß der gestaltende Geist all die Konflikte, die er uns schildert: hoch aber und herrlich muß er darüber stehn, wie ein Sieger, an dessen Wappenschild kein ernstlicher Makel haftet. So ist die ‚Vorstadt-Scene‘ gleichsam ein Hymnus der Sittlichkeit, ein Lobgesang auf die eheliche Treue, wie ihn der nur zu stande bringt, der den gewaltigen Ernst dieser Forderung innerlich anerkennt.“

Das Publikum lachte oder warf die Broschüre ärgerlich auf die Seite.

Vorlaute Spottvögel, wie der Leutnant von Höffert, neckten den blondbärtigen Jammermann und erlaubten sich die ungemütlichsten Anspielungen.

Der Professor aber ließ sich nicht irre machen.

Er trug sich sogar mit dem Plane einer umfassenden Biographie Kessingers und forschte mit gebührender Diskretion in den Liebesannalen des Künstlers, da seiner Meinung zufolge in den (selbstverständlich rein idealen) Beziehungen eines schöpferischen Talentes zum schönen Geschlecht ein Hauptschlüssel gegeben sei für das Verständnis seiner nachmaligen Werke.

Soweit es die Normen ritterlicher Verschwiegenheit zuließen, gab ihm Roland auch bereitwillig Auskunft.

Die sizilianische Wirtstochter fand in den wissenschaftlichen Darlegungen des Kunstkritikers ebenso ihre Stelle,

wie das römische Edelfräulein und die sächsische Kleinbürgerin.

Ja, es gelang dem Professor, indem er den Spuren eines halbverschollnen Gerüchtes nachging, eine höchst romantische Aventiure zu konstruieren, die sich vor Jahren zwischen Roland und einer Schülerin des unsterblichen Meisters abgespielt hatte ...

Roland selbst war gerade in diesem Punkte etwas verschlossen: aber es gab doch einige unter den älteren Ballmüttern, die sich gerne mit dem Professor über die mythenumsponnene Angelegenheit unterhielten.

Herr Ehlers gelangte so zu dem wertvollen Resultat, jene Schülerin sei Fräulein Aurelie von Wolfshagen gewesen; sie habe auf die künstlerische Entwickelung Rolands den überraschendsten Einfluß geübt, und schließlich eine leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt, wie dies nach Maßgabe der gesammten Verhältnisse wohl zu erwarten stand.

Plötzlich war dann Fräulein Aurelie für etwa ein halbes Jahr von dem Schauplatze dieser künstlerischen Wirkung und Gegenwirkung verschwunden.

Herr Ehlers begriff sofort, daß sie geistig gestört gewesen. Die Abneigung Rolands gegen die Ehe hatte ihr Nervensystem von Grund aus erschüttert. Die Thörin! Vorauszusetzen, daß ein Künstler schon mit einigen zwanzig Jahren sich verheiraten werde! Professor Ehlers dachte hier an das Schicksal der armen Friederike von Sesenheim, die doch gleichfalls hatte entsagen müssen, und faßte den schönen Entschluß, der unglücklichen Aurelie in dem großen biographischen Werk, das er plante, einen duftigen Kranz zu winden, — selbstverständlich ohne Nennung des Namens, auch mit liebevoller Umgehung allzu deutlicher Hinweise.

Während der hagere Kunstgelehrte sich so in das vertiefte, was er die Aufgabe seines Lebens nannte — es hätte nur noch gefehlt, daß er auf seiner Visitenkarte den Vermerk hätte anbringen lassen: „Biograph Roland Kessingers" — pflegte der Künstler mit der tollverliebten Iduna einen Verkehr, dessen Ungezwungenheit schließlich in Dreistigkeit ausartete.

Da schon der Anfang des Monats Dezember eine prächtige Schneebahn gebracht hatte, und der Frost seitdem fortwährte, holte er die Professorin täglich zur Schlittenfahrt ab. Er selber kutschierte. Stundenlang glitten sie, fest aneinander geschmiegt, über die leuchtenden Felder, durch das Gehölz, über Berg und Thal, hielten bald dort, bald hier in den vereinsamten Dörfern und Wirtshäusern Rast, und kehrten oft erst lange nach Dunkelheit wieder nach Hause.

Des Abends begleitete Roland die schönheitstrahlende Frau ins Theater — meist ohne den Herrn Professor, der ja die Vorstudien zu der bewußten Biographie machte.

Ja, es war konstatiert worden, daß sie nach dem Theater mehrmals in einem der vornehmen Restaurants an der Wielandstraße soupiert hatten . . .

Hertha, die seit den letzten Wochen dem herzlosen Gebaren ihres Gemahls nur noch den Widerstand der Passivität entgegensetzte und nirgends mehr hinging, nicht einmal zu den Gaßlers, hatte von diesen Vorgängen keine Kenntnis. Niemand wagte es, ihr die Augen zu öffnen; Julie nicht, weil sie aus Grundsatz niemals in fremde Angelegenheiten hineinsprach; Gräfin Gaßler nicht, weil sie sich überzeugt hielt, daß nach dem, was sie der Freundin neulich gesagt hatte, alle weiteren Vorstellungen vergeblich seien.

Hertha fühlte sich in der That erschöpft. Übrigens glaubte sie immer noch nicht das Äußerste. Roland war leichtsinnig, aber nicht schlecht ... Er würde von dem Getümmel da draußen doch zuletzt übersättigt werden ..., übersättigt auch von der Schwärmerei für diese aufdringliche Iduna. Was konnte er für eine so unweibliche Person empfinden? Er mochte im schlimmsten Falle verliebt sein: aber Verliebtheit war keine Liebe. Ach, vielleicht besaß die vereinsamte Gattin doch im Grund seines Herzens noch eine Stelle, wo ein asche-verdeckter Funke wirklicher Neigung glomm. Der Funke würde allgemach wieder aufleben, wenn nur die Zeit dieser Thorheiten glücklich vorüber war.

Ja, in der That, sie trug sich neuerdings wieder öfters mit dieser zagenden Hoffnung ... Sie hatte jetzt zweimal hintereinander so eigentümlich geträumt, — und erregte Gemüter sind abergläubisch. Ihr verstorbner Gemahl war ihr erschienen — im Park zu Göllrode — und hatte ihr zugeraunt: „Weine nicht, Hertha!“ Und wie sie aufsah, da nickte er freundlich und schloß die Augen, und sprach mit seiner gütigen, milden Stimme: „Sei getrost, Liebling! Ich denke an dich! Deine Seele soll Frieden haben!“

Einunddreißigstes Kapitel.

Es war am vierzehnten Januar. Trotz des rauhen Nordostwinds hatte Roland unmittelbar nach Tisch — man speiste jetzt schon um zwei — anspannen lassen. Es galt eine Schlittenfahrt nach dem Glaubachhofe, mitten im südvorstädtischen Forst. Leopold Ehlers war diesmal ausnahmsweise mit von der Partie. Er schwärmte nicht sehr für den Wintersport: aber der Glaubachhof war eine kunsthistorische Merkwürdigkeit; ein berühmter Landschaftsmaler hatte dort mehrere Wochen sein Zelt aufgeschlagen und Skizzen gesammelt, Skizzen, — besonders Schnee- und Fichtenmotive — ein wahres Schatzkästlein für den Kenner ...! In Wirklichkeit hatte Kessinger ihm dies eingeredet, weil er es nachgerade für zweckmäßig hielt, den guten Professor nicht gar zu schroff zu vernachlässigen. Der schlummernde Löwe, der sich vielleicht inkognito hinter dem friedlichen Schafspelz versteckt hielt, konnte sonst möglicherweise doch noch erwachen; — und wenn dieser Löwe auch zahm war: immerhin besser, man ließ ihn schnarchen ...

Während so Roland mit seiner Geliebten und dem kläglichen Jammergesellen von Ehemann in der kunstgeschichtlich berühmten Eckstube des Glaubachhofes den Kaffee nahm, saß Hertha, zu Tode betrübt, in der Einsamkeit ihres Boudoirs.

Mit kühler Förmlichkeit hatte sich Roland von ihr verabschiedet. Er wußte ja, daß sie grundsätzlich die Beteiligung an der Ausfahrt ablehnte; genau so wie sie wußte, daß er sie stets nur der Form halber aufgefordert, und heimlich gebangt hatte, sie würde annehmen. Neuerdings schenkte er sich die Komödie.

Hertha lehnte im Sessel. Der Diener hatte die Hängelampe entzündet; das hübsche, behagliche Zimmer mit seinen schwellenden Polstern, seinen Smyrna-Teppichen, seinen wallenden Draperieen schien ihre trostlose Stimmung recht zu verhöhnen . . .

Sie war elend über die Maßen.

Den Kopf in die Hand gestützt, sann sie, halb wie im Traume, über ihr Schicksal.

Sehnsuchtsvoller als je schweiften ihre Gedanken zurück nach jener ersten Vergangenheit, da sie freilich die sinnbethörende Glut ihrer späteren Tage noch nicht gekannt hatte, aber dafür das milde Licht einer beglückenden Neigung, das Gefühl des Geborgenseins an der Brust eines Mannes, der da mit Freuden für sie und ihr Glück sein Herzblut geopfert hätte.

Sie rang die Hände.

Jener Moment fiel ihr ein, da sie in ihrer verzweifelten Leidenschaft für den Andern, der ihr sonst ewig versagt schien, die Frage gedacht hatte: „Wenn er jetzt stürbe?“

Ebenso brünstig, aber verstört durch das grausenhafte Gefühl der Unmöglichkeit, dachte sie jetzt: „Wenn er noch lebte!“

Ach, und wär' es auch nur als ihr väterlich-treuer Freund!

Sie würde dann zu ihm eilen, sich weinend an seine Brust werfen, sich bei ihm Rats erholen in dieser un-

beschreiblichen Finsternis, — und Ruhe finden, Ruhe vor den Gespenstern, die jetzt von allen Seiten grinsend auf sie hereindrangen.

Mehr und mehr vertiefte sie sich in das Geheimnis ihres furchtbaren Schicksals.

O, sie empfand diese Leiden jetzt wie eine strenge, aber gerechte Strafe. Sie war treulos gewesen gegen den Mann, dem sie vor Gott gelobt hatte, ihr Herz solle ihm angehören bis in den Tod ... Nein, es gab keine Entschuldigung! Sie war ein schlechtes, verworfnes Geschöpf, von dem die Engel das Antlitz hinwegkehrten, eine Sünderin, kaum viel besser, als die schändliche, pflichtvergessene Iduna! Weshalb hatte sie nicht vom ersten Moment ab mutiger widerstrebt? Weshalb hatte sie ihre ungefügen Gedanken nicht mit aller Gewalt niedergeworfen, und das verlockende Bild des Andern aus ihrem Herzen herausgerissen, wie einen vergifteten Pfeil? Ja, sie duldete nach Verdienst. Ach, und sie duldete doppelt!

„Gott der Gnade, vergib mir!“ stöhnte das arme Weib im Überschwang ihrer Selbstanklage.

Plötzlich fuhr sie empor.

Was war das? Sprach da nicht jemand unmittelbar hinter ihr? Ganz deutlich hatte sie ihren Namen gehört. Es war die Stimme Ottos gewesen, ihres verstorbnen Gemahls ...

„Ich bin schrecklich erregt,“ hauchte sie angstbebend.

Sie griff nach dem silbernen Glöckchen, schellte, und ließ sich das Kind bringen.

Der Knabe war jetzt ihr Ein und Alles, nachdem Roland ihr auch die Freude an ihrer Kunst vergällt hatte. Daß sie kein großes Talent war, wußte sie längst: „lach-

hafter Dillettantismus" blieb deshalb immer ein liebloser Ausdruck, der sie gerade aus seinem Munde so tief schmerzte und sie völlig entmutigte. Ach, wie anders hatte sich Otto ihrer kleinen Erfolge gefreut! Und selbst Roland — während der ersten glücklichen Wochen! Lag es denn in der Natur der Verliebtheit, daß sie in Haß umschlug, wenn sie erkaltete? . . .

Alles hatte Roland ihr in den Staub getreten. Ihr häusliches Glück war dahin; ihre Kunst nannte er Stümperei; den Knaben, der jetzt anfing, mehr und mehr seinem Vater zu gleichen, mochte er kaum noch sehen — ein befremdlicher Widerspruch: denn wie konnte ihn diese Ähnlichkeit stören, wenn ihm die Mutter des Kindes gleichgültig geworden war? Den Hund sogar hatte sie abschaffen müssen, weil das Tier mit seinem „ekelhaften Gekläffe" den Meister bei seiner Arbeit störte . . .

Und sie liebte ihn noch!

„Weshalb weinst du, Mama?" fragte das Kind.

Hertha schloß den Knaben wild in die Arme und küßte ihn. Dann machte sie fiebernde Anstrengungen, sich zu beherrschen. Nach einiger Zeit ward sie äußerlich ruhiger. Das frohe Geplauder des Kindes klang ihren Ohren wie eine ferne, süße, einschläfernde Musik . . .

So verrann Stunde um Stunde. Es schlug sieben, halb acht, acht. Roland kehrte noch immer nicht heim, obwohl er dem Diener gesagt hatte, man solle in seinem Studiergemach heizen.

Hertha brachte den Knaben zu Bett.

Von Roland noch keine Spur! Aber er mußte ja jeden Augenblick kommen . . .

Hertha begab sich in Rolands Stube, um selbst nach dem

Feuer zu sehn. Sie sorgte noch immer für ihn — aus alter Gewohnheit, obgleich er ihr diese Güte schon längst nicht mehr dankte.

Da klingelte draußen der Schlitten vor. Roland sprang eilig heraus, übergab ihn dem Kutscher, der seit nun anderthalb Stunden bereit stand, und ließ bestellen, er speise auswärts. Dann schritt er quer über die Straße und warf sich in eine Droschke.

Die junge Frau hörte die Meldung gleichgültig an. Sie war ja an solche Vorkommnisse gewöhnt.

Eine Zeitlang blickte sie von dem Sessel aus starr in das Feuer, das durch die halbgeöffnete Thüre des Ofens blinkte.

Dann erhob sie sich und schritt, wie eine Nachtwandlerin, durch das Zimmer. Sie machte Halt vor den Bücherregalen und vertiefte sich in die Goldbuchstaben der Titel. Sie trat zu dem Rauchtisch, spielte an dem Cigarrenabschneider, und rückte die blumenbemalte Kerze zurecht. Sie strich mit der Hand über den Globus, drehte ihn, und schob ihn genau in die Mitte der eichengeschnitzten Säule.

Endlich setzte sie sich vor den Schreibtisch.

Als sei ihr das alles fremd, betrachtete sie die Federn und Stifte, die Mappen und Briefbeschwerer, die zahlreichen unnennbaren Gegenstände, die sich in scheinbarer Unordnung durcheinanderdrängten.

Da stand auch in geschmackvollem Rahmen eine Photographie von ihr, ein Bild aus den glücklichen Tagen des Margaretenstifts.

Unsäglicher Jammer schnürte ihr Brust und Kehle zusammen.

Wie hatte sich das frische, frohe, übermütige Mädchen von damals verwandelt!

Unwillkürlich nahm sie das Bild vom Gestell ... Was hatte das hier zu suchen ...? Auf diesem Schreibtisch? Nein! Der Ungetreue soll es nicht täglich vor Augen haben ... Es könnte aussehn, als mache das Bild ihm Vorwürfe, als sei es von Hertha beauftragt, ihm zuzurufen: „Sieh her, was du aus mir gemacht hast! So war ich — — und wie sehe ich jetzt aus ...!"

Mechanisch zog sie die nächste Schublade auf. Sie legte die Photographie und dann auch den Ständer hinein, — ganz weit nach hinten ... Er würde es kaum bemerken ... Er hatte ja bessere Dinge im Kopf, als dieses arme, unbedeutende Bildchen, das nur den Stolz besaß, sich ihm nicht aufdrängen zu wollen.

Hertha stand bereits im Begriff, die Schublade wieder zu schließen, als ihr ein Brief mit der Anrede „Mein Abgott!" ins Auge fiel. Er hatte unter dem grauen Papierstoß gelegen, den sie zur Seite schob, als sie nach einem Platz für das Bild suchte.

Hertha wußte sofort, was der Brief zu bedeuten hatte. Sie nahm ihn langsam heraus. Niemals im Leben hatte sie eine Indiskretion begangen: hier glaubte sie sich im Recht. Sie hatte Anspruch darauf, klar zu sehn, klarer noch als bisher; die ganze Tiefe des Abgrunds wollte sie kennen lernen, in welchem ihr Glück für immer versunken war.

Der Brief, den Roland hier aus Versehen mit allerlei unverfänglichen Schriftstücken zusammengepackt und augenscheinlich vergessen hatte, rührte, wie Hertha richtig vermutete, von der Frau des Professors her, und hatte folgenden Wortlaut:

„Mein Abgott!

„Da wir uns heute leider, leider nicht sehen werden,

so muß ich noch einmal brieflich auf Deine Bedenken von gestern zurückkommen. Heißgeliebter, sei doch ganz ohne Sorge! Ich gehöre nur Dir: kein Andrer hat teil an mir! Soll ich Dir's hundertmal wiederholen? Diese Strohpuppe ist nie mein Gatte gewesen, verstehst Du, nie!

Auch das andre ist Thorheit! Wenn das Geheimnis nun wirklich entdeckt wird? Glaubst Du, ich fürchte mich? Etwa vor Leopold? Gibt er mich frei, so verliere ich ebensowenig an ihm, wie Du an Deiner sogenannten Gemahlin. Das Urteil der Welt ist mir gleichgültig.

Ferner: sorge doch nicht, daß ich jemals auf die verrückte Idee kommen würde, Dich heiraten zu wollen! Der Gedanke widert mich an. Leute wie Du müssen nicht heiraten! Ich käme mir niedrig und schal vor, wie die erbärmlichste Alltagsperson, wenn ich an das Gesetz appellierte, um so gleichsam von Staatswegen mir die Fortdauer einer Glückseligkeit garantieren zu lassen, die das freie Geschenk Deines flammenlodernden Herzens ist. Wenn meine glühenden Küsse, meine Umarmungen aufgehört haben, Dein volles Entzücken zu sein, dann will ich, weiß Gott, keinen besoldeten Büttel, der uns zusammenpeitscht. Hast Du nicht gestern erst über die Kette gejammert, die Du nachschleppst, wie ein Galeerensträfling? Deine Iduna ist keine Hertha! Solang du mich liebst, bin ich Dein, — Dein, der ganzen Menschheit zum Trotz; erlischt Deine Liebe, so wandle ruhig den Pfad eines besseren Glückes! Ich werde dann elend sein, aber ich halte Dich nicht! Keine Sekunde lang möcht' ich mit Dir zusammen sein, wenn ich mir sagen müßte: ich habe Dein Herz verloren. Es dauert, solange es dauert, — und ich glaube, es dauert doch länger, als wenn wir gebunden wären!

Ich küsse Dich hunderttausendmal, Du mein Licht, meine Seele, mein Himmelreich! Voll unaussprechlicher Sehnsucht juble ich der Stunde entgegen, da Du wieder in meine Arme eilst, in die zärtlichen Arme Deiner Dich über jede Beschreibung vergötternden, liebestollen

Iduna."

Fast eine Stunde verstrich, — und immer noch saß Hertha blutlosen Angesichts vor dem Schreibtisch. Sie regte sich nicht. Ihre wachsbleichen Finger hielten das furchtbare Blatt umspannt, das ihr bei all ihrem Elend noch den Vorwurf der Unwürdigkeit, der Feigheit machte ...

Endlich erhob sie sich, legte den unglückseligen Brief zusammen und steckte ihn zu sich.

„Ja, sie hat recht!" murmelte sie mit zuckender Lippe. „Der besoldete Büttel ... Die Kette ... Es wäre längst an der Zeit gewesen ... Ich ginge noch heute ... aber mir ist so müde, so weh, — so weh ... Morgen ...! Ich schwöre es dir, allmächtiger Gott über den Wolken! Morgen will ich die Schwäche von mir schleudern, wie eine giftige Natter ...!"

Scheinbar gefaßt verließ sie das Zimmer und suchte ihr Lager auf.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Als Roland kurz vor Mitternacht heimkehrte, stellte Hertha sich schlafend. Der Gedanke, mit ihm, der sie so ruchlos verraten und preisgegeben, auch nur ein Wort noch zu wechseln, war ihr zu unerträglich. Auch lag es auf ihrer Seele wie blutlose Mattigkeit. Ein geistiger Starrkrampf hatte sie übermannt: nur ein kleiner Teil ihres Bewußtseins blieb noch frei und beweglich, und zerquälte sich unablässig mit Bildern und Vorstellungen, die sie nicht abweisen konnte. Bald war es das hohnerfüllte Antlitz Idunas, das in Gestalt einer fürchterlichen Harpyie sich über ihr Lager beugte und gierig an ihr zu saugen begann — links in der Gegend der Herzgrube, so daß sie einen bohrenden Schmerz verspürte; bald umschwebte sie ein gestaltloser Hauch —: das Mitleid ihres toten Gemahls, seine Stimme, er selbst, — und heiß, wie dampfendes Wasser, quoll es ihr vom Rücken her aufwärts nach dem schmerzenden Hinterkopf. Ein Schwirren und Sausen raunte ihr immer und immer wieder ins Ohr: „Fort! Fort!" — und zwanzigmal hatte sie das Gefühl, als müsse sie aufspringen und, wie sie da war, hinausstürmen ins

Dunkel der Nacht, unbekümmert um Schnee und Sturm, nur immer weiter, weiter, bis an das Kirchhofsthor von Göllrode . . .

Gegen fünf schlief sie ein. Dumpfige Träume ängstigten die Erschöpfte; aber das war doch Erholung im Vergleich mit jenen Visionen des Halbschlafs. Wie sie die schmerzenden Lider öffnete, war es schon Tag. Die gelbrote Januarsonne malte durch die Lücken der Jalousieen flimmernde Querlinien auf die Falten der Vorhänge. Die Uhr zeigte ein Viertel vor zehn. — Roland war bereits aufgestanden. — Er hatte um elf Komiteesitzung, — wegen der Centennar-Feier, die für die zweite Woche des Mai geplant war. Hertha entsann sich, daß sie die Einladungskarte gestern auf seinem Schreibtisch gesehen . . .

Desto besser. In spätestens einer Stunde würde er also das Haus verlassen, und so bald nicht zurückkehren.

Hertha schien vergleichsweise ruhig. Sie ließ sich eine Tasse Kakao ans Bett bringen, schlürfte sie langsam aus und erhob sich dann. — Einmal noch hielt sie in diesem Raume, den jetzt ein flutendes Licht erfüllte, schwermütig Umschau. Dann trat sie durch die Tapetenthür in ihr Ankleidezimmer.

Roland hatte soeben das Haus verlassen. Stieren Blickes schaute sie dem Enteilenden nach. Er schritt nach jenseits über den Straßendamm, — so frisch, so elastisch, als wäre noch alles wie einst! Freilich, was wird er an ihr auch verlieren . . . ? Die schöne Iduna hat es ja ausgesprochen: genau so wenig, wie sie an ihrem erlauchten Herrn Ehlers!

Hertha klingelte.

„Packen Sie meine Koffer!" sagte sie zu dem ver-

wunderten Kammermädchen. „Für mich und den Kleinen! Wir verreisen auf einige Zeit ...“

„Ach ... ?“

„Die unverhoffte Erkrankung einer Cousine zwingt mich dazu. Bitte, beeilen Sie sich! Der Zug, mit welchem wir fahren, geht um halb eins.“

„Soll ich der gnädigen Frau die hellrote Atlasrobe mit einpacken — und die blau-mit-reseda ... ?“

„Nein. Über die Einzelheiten fragen Sie Fräulein Stadler. Ich bedarf nur das Allernotwendigste. Gehen Sie!“

Rasch und ohne jegliche Beihilfe zog sie sich an. Sie wählte ein schwarzes Gewand aus der Zeit ihrer Trauer; — dazu eine blaßgelbe Schleife. Sie dachte hierbei an ihr Kind. Sie wollte nicht allzu düster erscheinen, trotz der Lichtlosigkeit ihres Herzens.

Nun begab sie sich in das Studiergemach Rolands und setzte sich vor den Schreibtisch, — an die nämliche Stelle, wo das Schicksal ihr gestern so grausam die Augen geöffnet. Mit zitternder Hand warf sie einige Zeilen auf das erste Papierstück, dessen sie habhaft wurde. Dann legte sie das Blatt mitsammt dem Briefe Idunas in ein Couvert, verschloß es und schrieb die Adresse darauf ...

„Herrn Roland Kessinger ...“ murmelte sie mit einem verstörten Lächeln ... „Ich habe nie mit ihm korrespondiert ... Das erste Mal ist auch das letzte Mal ...“

Da sie eben geendet hatte, pochte es an die Thüre.

„Verzeihung, gnädige Frau!“ sprach der Bediente; „Herr Orlowsky ist im Salon ...“

„Orlowsky? Sagen Sie ihm, ich sei ausgegangen ...“

„Er hat schon die Koffer gesehen. Er weiß, daß die gnädige Frau mit dem Südbahnschnellzug verreisen wollen.“

„Gut denn, ich komme.“

Sie bot ihre ganze Willenskraft auf, sich zu sammeln. Orlowsky war ein so redlicher, selbstloser Mensch! Sie hätte sich später vielleicht einen Vorwurf daraus gemacht, diese Abschiedsbegegnung versäumt zu haben. Ja, es regte sich ihr das unbestimmte Gefühl, als hinge das Lebensglück ihres Kindes von den wenigen Worten ab, die sie noch an den Freund ihres verewigten Mannes zu richten gedachte. Wenn sie nun stürbe — und lange konnte sie ja mit diesem trostlosen Weh im Herzen nicht weiterleben — dann mußte Orlowsky begreifen, daß sie mit ihrem letzten Blick den verwaisten Knaben ihm anvertraut hatte, daß jede Silbe, von was sie auch sonst gehandelt, die unausgesprochene Bitte enthielt: „Schütze und schirme ihn!“ Orlowsky würde aus Liebe und Treue thun, was Graf Gaßler, der Vormund, nur in Erfüllung seiner gesetzlichen Pflicht that ...

Je mehr sie sich dem Empfangszimmer näherte, um so schneller entschwand ihre Selbstbeherrschung. Vor der Thüre machte sie Halt. Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt. Dann plötzlich drückte sie auf die Klinke — mit der verzweifelten Raschheit des Selbstmörders, der endlich nach langem quallvollen Zögern den Finger am Hahn des Revolvers krümmt.

Wladimir Orlowsky stand mitten unter dem Kronleuchter. Er hielt ein prächtiges Rosenbukett, das hier und da noch ein Flöckchen Watte auf den tiefdunkeln Kelchen zeigte; denn es war bitter kalt draußen, und nur in dichter Umhüllung hatte der Strauß den Transport überdauern können.

„Triglav-Rosen!“ dachte Hertha bei diesem Anblick. Sie entsann sich der dunkeln Blumen, die man ihr damals auf Schloß Gruthenau in das Zimmer gestellt, ihrer weh-

mütigen Betrachtung und der grausenhaften Erlebnisse, die jenem flüchtigen Einfall beinahe den Charakter einer Vorahnung aufprägten.

„Gnädige Frau . . .“ sagte der Russe mit einer Verbeugung, deren Tiefe und Förmlichkeit nur die Freude des Wiedersehens verbergen sollte. Er war drei Monate lang in St. Petersburg und Moskau, und später in Kiew gewesen, und heute früh um halb drei mit dem Blitzzug angekommen. Sein erster Besuch galt nun den Kessingers, oder besser gesagt: — ihr; denn Roland war ihm stark antipathisch, und nur um Herthas willen suchte er diese heftige Abneigung zu bewältigen.

Er überreichte ihr das Bukett.

„Ich wollte mir nicht versagen — gleich zum Debut . . . Aber um Gottes willen, Hertha, was haben Sie . . .? Ihr Gesicht wird fahl . . . Sie taumeln . . .“

Er fing sie gerade noch rechtzeitig auf. Die Triglav-Rosen streiften ihr kühl die Wange. Er führte sie nach dem Sofa links vom Kamin . . .

Hier brannte ein mattes Feuer.

„Orlowsky,“ stammelte Hertha, „geben Sie eine der Blumen her . . . Eine . . .! Die schönste . . .! So . . . Ich will nun versuchen, ob sich das Schicksal versöhnen läßt!“

Sie warf die Rose auf die spärlich flackernden Scheiter, wo ihre Blätter sich krümmten, verkohlten und endlich verbrannten.

Wladimir Orlowsky sah ihr mit bangem Erstaunen zu.

„Ach, Thorheit!“ sagte sie plötzlich, und fuhr sich mit ihren tastenden Fingerspitzen über die Stirne. „Mir war, als träumte ich! Achten Sie nicht auf meine kindischen Reden . . .!“

„Sie wollen verreisen?" frug Orlowsky nach einer Pause.

„Ja."

„Darf ich fragen, wohin?"

„Das weiß ich selbst nicht."

„Wie verstehe ich das?"

„Wie Sie wollen … Ich verlasse dies Haus … Ich muß …"

Orlowsky erblaßte.

„Reden Sie! Mir, dem ergebensten Freund, der da lebt, dürfen Sie alles, alles vertrauen …! Gott, Sie sehen ja aus zum Erbarmen …!"

Laut aufweinend sank Hertha zurück.

„Roland betrügt mich! Roland mißachtet, beschimpft, entehrt mich …!"

„Also doch!"

„Was wissen Sie von der Sache?"

„Nichts, nichts, — aber mir ahnte nichts Gutes! Gleich von Anbeginn! Und Sie glauben …? Sie halten eine Versöhnung für ausgeschlossen?"

„Für ewig undenkbar!"

Sie erzählte nun, bald überhastet, bald zagend und stockend, die Leidensgeschichte der letzten Wochen, die unablässige Herzensfolter, die langsam ersterbende Hoffnung — und die fürchterliche Entdeckung …

Orlowsky bebte am ganzen Leibe. Die Augen quollen ihm vor, als sähe er ein Gespenst.

„Ich hab's ihm vorausgesagt," raunte er geistesabwesend. „Die schrecklichen Kämpfe, die starre Verzweiflung, das blutige Opfer — alles umsonst!"

Hertha fuhr auf. Eine gräßliche Ahnung zuckte ihr wie ein grell-erleuchtender Blitz durch die Seele.

„Was? Was reden Sie da?“ raunte sie tonlos, und packte mit Ungestüm seine Hand, als fürchte sie sein Entweichen.

Das blutige Ende ihres Gemahls hatte ihr während der letzten Zeit beinahe unausgesetzt vorgeschwebt, und sie mit seltsamen Fragen bestürmt. Er, dessen ruhige Besonnenheit ihr von je so außergewöhnlich erschien, war dort in der Einsamkeit des Gehölzes umgekommen, wie ein thörichter Heißsporn, dem jede Erfahrung fehlt. Das paßte so gar nicht zu seinem Wesen! Auch hatte sie mehrfach an die Berichte Fräulein von Halffkerkes über die exaltierte Gemütsstimmung Anzendorffs nach dem Tod seiner Braut gedacht, — an jenen fürchterlichen Versuch, den nur das Flehen einer angebeteten Mutter vereitelte ... Wenn er nun doch gemerkt hatte, daß sie, im Geiste wenigstens, von dem Pfade, den Gott und das Schicksal ihr vorgezeichnet, schmachvoll abgewichen, daß sie den Andern geliebt hatte, allen Vorsätzen ihrer geängstigten Seele zum Trotz ...?

Und nun der phantastische Wehruf Orlowskys!

Sie mußte klar sehen, um jeden Preis.

Zu spät fühlte Orlowsky, daß er im unglückseligsten Moment, den er sich hatte wählen können, die Herrschaft über sich selbst verloren. Seine Verwirrung, seine steigende Angst, die unlöslichen Widersprüche, in die er sich schon nach zwei Minuten verwickelt hatte, raubten ihm vollends die Fassung.

Der jungen Frau war zu Mute, als ob ihr Inneres plötzlich versteinte. Ihr Verdacht, der anfangs nur eine dämmernde Augenblicksahnung gewesen, schien jetzt Gewißheit.

„Sie antworten nicht?“ sprach sie mit unheilverkündender Ruhe. „So will ich Ihnen sagen, wie alles zusammen-

hängt. Strafen Sie mich dann Lügen, — wenn Sie den Mut dazu haben! Otto von Anzendorff hat sich selber getötet — in heller Verzweiflung, weil er sich für entehrt hielt."

„Sie täuschen sich!" rief Orlowsky, die Hände ringend. „Niemals, das schwöre ich Ihnen, hat er an Ihrer Tugend gezweifelt!"

„Aber er wußte doch, daß ich den Andern liebte? Ja oder nein?"

„Vielleicht . . ."

Sie fuhr empor wie von Sinnen . . .

„Bei Gott dem Allmächtigen," sagte Orlowsky, „es war nicht Eifersucht, nicht Erbitterung, was ihn bewog . . ."

„Also räumen Sie ein, daß es mit Absicht geschah? Und Sie, Sie waren der Mitwisser!"

Orlowsky vermochte das rollende Rad nicht mehr aufzuhalten.

„Ich — der Mitwisser!" stöhnte er außer sich. „Ja, ich wußte wohl — aber mit aller Kraft der Beredtsamkeit hab ich darwider gekämpft, und ihm dargethan . . . Wenn es mit Absicht geschah, was ja, dem Himmel sei Dank, noch nicht ausgemacht ist . . ."

„Sparen Sie doch die Mühe!" fiel Hertha ihm in die Rede. „Sie haben zum Schauspieler kein Talent. Ihre Haltlosigkeit verrät, wie vollkommen Sie überzeugt sind . . . Bitte, sprechen Sie jetzt ganz ohne Umschweif! Ich muß alles wissen. O, meine Seele ist stark! Ich ertrage das Schlimmste! Sehen Sie doch, wie gelassen, wie kalt ich bin! Also er starb . . . weil er mit einem Weibe nicht leben mochte, das ihn betrog . . .? Seien Sie offen, wie ich es bin! Gleich von vornherein hab ich Ihnen bekannt,

daß ich ihm treulos war im Gemüt; aber — das füg ich nun mit dem nämlichen Anspruch auf Ihren Glauben hinzu: ich habe mir nie was vergeben; ich war ihm treu vor dem Gesetz — treu bis zum letzten Moment. Reden Sie — und der Wahrheit gemäß!"

Ihre Wimpern zitterten unaufhörlich. Sonst schien alles an ihr, wie Bronce, — starr, leblos.

Orlowsky war in dem schweren Irrtum befangen, es werde erlösend auf ihre Verzweiflung wirken, wenn er so recht betone, wie Otto von Anzendorff in der unendlichsten Liebe zu ihr aufgegangen; wie er in übermenschlicher Selbstlosigkeit nur an sie und das Heil ihrer Zukunft gedacht, wie er auch nach der Entdeckung ihrer dämonischen Leidenschaft sie weder gehaßt noch mißachtet habe.

Er setzte dies breit auseinander. Dann schloß er wörtlich:

„Wenn es denn wahr sein sollte — was wir ja alle nicht wissen können — daß er den Plan von damals ... daß er mit Absicht ... o, so dürfen Sie heilig davon durchdrungen sein: nicht im Groll, nicht aus Furcht vor Entehrung ist er dahingegangen, sondern weil er Sie liebte, weil er dem Glück Ihrer Zukunft nicht länger im Weg stehen wollte ..."

Hertha neigte das Haupt.

„Dem Glück meiner Zukunft," hauchte sie fast unhörbar. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet. Ihr Blick sah starr und glanzlos auf die Blumen des Teppichs.

Mit einem Male ging ein schüttelnder Schauer durch ihre schlanke Gestalt. Sie stieß einen gräßlichen Schrei aus.

„Halten Sie mich!" gellte es grausenerregend aus dem verzerrten Munde. „Halten Sie mich! Dort steht es,

dort, dieses entsetzliche Glück! Wie es mich angrinst, hohläugig, kein Fleisch auf den Backenknochen, in der Faust eine Sense . . .!"

„Gnädige Frau! . . . Hertha! . . ."

„Fort, fort! Es will mich in Stücke mähen! Da, nun packt es mein Kind! Max! Gott der Barmherzigkeit! Das Glück zersticht ihm das Köpfchen, — ach, das süße, himmlische Köpfchen, das ich so oft geküßt habe, wenn ich allein war! — Er konnte ja nichts dafür, er mußte ja zu Iduna! Nein, schlagt ihn nicht an das Kreuz! Ich verzeihe ihm! Einmal doch hat er mich lieb gehabt, — droben im Atelier, als ich noch malen konnte . . .! Wo begrabt ihr denn mein geliebtes Kind? Ach, ich bitte recht schön, — dort — in Göllrode — neben dem Vater, neben dem guten, herrlichen Vater, der nun bald wiederkommt . . . Otto, verlaß deine arme, unselige Hertha nicht! O, ich bin schlecht gewesen, so schlecht, — aber nun ist alles ja wieder gut, und ich freue mich, daß du mich wieder lieb hast! Komm! Aber so faß mich doch an . . . Ich sinke ja . . . sinke . . . Ach, wie süß, Otto! Otto, wie süß . . .!"

Langsam glitt sie zu Boden. Orlowsky fing sie mit beiden Armen auf. Der Diener wurde zum Arzt geschickt; Fräulein Stadler fuhr in die „Stadt Triest", wo die Komiteesitzung tagte . . .

Als Roland, bleich, wie der Tod, in das Zimmer trat, war Doktor Steinmann bereits zur Stelle. Sein Antlitz verriet eine mühsam niedergehaltne Bewegung. Er zuckte die Achseln, sprach aber keine Silbe, sondern setzte sich an den Ebenholztisch, um seine Verordnungen aufzuschreiben.

Roland warf sich am Fuße des Sofas nieder, ergriff

in bebender Hast die schmale, wachsbleiche Hand der Wahnsinnigen, und raunte verzweiflungsvoll:

„Hertha! Süße, geliebte Hertha! Sieh mich doch an! Kennst du nicht deinen Roland?“

Sie erhob sich ein wenig und starrte weitgeöffneten Auges ins Leere.

„Bist du endlich gekommen, Otto? Ja, ich wußte es! Bleib nun hier! Immer hier! Laß mir doch deine Hand! Unser Kind liegt ja nun auch schon im Grabe! O, es ruht sich da himmlisch . . . Ach, wie süß! Otto, Otto, wie süß!“

Ein irres Lächeln flog über die fahlen, entstellten Züge.

Sie schloß die Augen.

Von Zeit zu Zeit widerholte sie seufzend: „Ach, wie süß . . .! Otto, Otto, wie süß!“

Das unermeßliche Leid ihrer Seele war nun getilgt in der barmherzigen Finsternis einer ewigen Geistesnacht.

